3 1761 07880090 1

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/smtlichewerk02goet

Propyläen-Ausgabe

von

Goethes Sämtlichen Werken

Zweiter Ergänzungsband:

Goethe als Persönlichkeit

2

Zweiter Band

Goethe als Persönlichkeit

Berichte und Briefe von Zeitgenossen

gesammelt von

Heinz Amelung

2

Zweiter Band: 1797—1823

1923

Propyläen-Verlag Berlin

PT
1891
C69
Egar.
E1.2

LIBRARY
JUL 10 1953
UNIVERSITY OF TORONTO

849797

PRINTED IN GERMANY

Inhalt.

Seite

X. Von der dritten Schweizerreise bis zum Tode Schillers. Juli 1797 bis 9. Mai 1805 3

XI. Von Schillers Tode bis zu Goethes 60. Geburtstage. 9. Mai 1805 bis 28. August 1809 57

XII. Von Goethes 60. Geburtstage bis zur Rheinreise im Juli 1814 . 117

XIII. Von der Rheinreise bis zu Christianens Tode. Sommer 1814 bis 6. Juni 1816 193

XIV. Von Christianens Tode bis zur Reise nach Marienbad 1816 bis Sommer 1821 223

XV. Vom ersten Aufenthalt in Marienbad. Juli 1821 bis zur Ankunft Eckermanns Juni 1823 269

Quellen und Anmerkungen 297

Goethe als Persönlichkeit.

X.

Von der dritten Schweizerreise bis zum Tode Schillers.

Juli 1797—9. Mai 1805.

392. Schiller an Heinrich Meyer:

Jena, den 21. Juli 1797.

Auch wir waren indeß nicht unthätig wie Sie wiſſen, und am wenigſten unſer Freund, der ſich in dieſen letzten Jahren wirklich ſelbſt übertroffen hat. Sein epiſches Gedicht haben Sie geleſen; Sie werden geſtehen, daß es der Gipfel ſeiner und unſrer ganzen neueren Kunſt iſt. Ich hab es entſtehen ſehen und mich faſt eben ſo ſehr über die Art der Entſtehung als über das Werk verwundert. Während wir andern mühſelig ſammeln und prüfen müſſen, um etwas leidliches langſam hervorzubringen, darf er nur leis an dem Baume ſchütteln, um ſich die ſchönſten Früchte, reif und ſchwer, zufallen zu laſſen. Es iſt unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohlangewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an ſich ſelber einärntet, wie bedeutend und ſicher jetzt alle ſeine Schritte ſind, wie ihn die Klarheit über ſich ſelbſt und über die Gegenſtände vor jedem eiteln Streben und Herumtappen bewahrt. Doch Sie haben ihn jetzt ſelbſt, und können ſich von allem dem mit eignen Augen überzeugen. Sie werden mir aber auch darinn beipflichten, daß er auf dem Gipfel wo er jetzt ſteht mehr darauf denken muß, die ſchöne Form die er ſich gegeben hat, zur Darſtellung zu bringen als nach neuem Stoffe auszugehen, kurz daß er jetzt ganz der poetiſchen Praktik leben muß. Wenn es einmal einer unter tauſenden, die darnach ſtreben dahin gebracht hat, ein ſchönes vollendetes Ganzes aus ſich zu machen, der kann meines Erachtens nichts beßeres thun, als dafür jede mögliche Art des Ausdrucks zu ſuchen, denn wie weit er auch noch kommt, er kann doch nichts höheres geben — ich geſtehe daher, daß mir alles, was er bey einem längern Auffenthalt in Italien für gewiße Zwecke auch gewinnen möchte, für ſeinen höchſten und nächſten Zweck doch immer verloren ſcheinen würde. Alſo bewegen Sie ihn auch ſchon deßwegen, lieber Freund, recht bald zurückzukommen, und das was er zu Hauſe hat, nicht zu weit zu ſuchen

393. Henrich Sebaſtian Hüsgen an J. Gerning:

Frankfurt, den 15. Auguſt 1797.

Letzt abgewichenen Freitag morgen (alſo 11.) erſchien ganz unerwartet ein Fremder in meinem Zimmer, den ich vor ſeinem wohlgemäſteten Bauch nicht erkannte, bis ihn ſeine Stimme bei der Frage verrieth: Kennen Sie denn Ihren alten Freund nicht mehr? und ſiehe da, es war Goethe in eigener hoher Perſon und ungeachtet er eine geraume Zeit bei mir blieb, ſo bliebe er doch erbärmlich ſteif und zurückhaltend. Das Einzige, was er mir durch ſeine Zunge mittheilte, war, daß er geſonnen ſei, in die Schweiz zu reiſen. Als ich ihn am andern Tage beſuchte, war er redſprächiger und gefühlvoller. — Was halten Sie aber von dem ſonderbaren Verfahren Goethens, der vor ſeiner Abreiſe etwas that, was er in ſeinem ganzen 48jährigen Leben nicht gethan hat, nämlich alte Briefe durch Feuer zu vernichten, darunter ihn diejenigen des Selbſttödters Merk wegen ihres Geiſtesinhalts zwei Tage Ueberwindung koſteten.

394. Aus den Erinnerungen der Familie Rapp:

Stuttgart, den 5. September 1797.

Als Goethe ſein damals noch nicht im Druck erſchienenes Gedicht „Hermann und Dorothea" in der Familie Rapp vorleſen wollte, ſchickte der Hausherr das im Zimmer anweſende fünfjährige Töchterchen hinaus, damit es die Vorleſung nicht ſtöre. Goethe legte Fürbitte für das Mädchen ein, das dann bleiben durfte und zu den Füßen der Mutter ſitzend lautlos zuhörte. Als das Kind nach Beendigung des Vortrags bat, der Herr möge doch weiterleſen, war Goethe hoch erfreut.

395. Johann Heinrich Dannecker an Wilhelm von Wolzogen:

Stuttgart, den 26. Oktober 1797.

Sie haben mich ſchon längſt aufgefordert Ihnen Nachricht über des Herrn Geheimen Raths von Göthe Aufenthalt in Stuttgart [Anfang September] zu geben. Was ſoll ich Ihnen ſagen? Sie kennen ſeine ungeheure Kunſtkenntniß, ſeine Liebe zum Großen, Vollendeten, Charakteriſtiſchen, Schönen! O ich bin äußerſt glücklich einige

ſchöne Meinungen, die mir nun Geſetze bleiben, von ihm gelernt zu haben, ja was er mir ſagte, war in mir zwar wie ein Nebel ſchon ehe er zu mir kam, aber daß ich's nicht ausdrücken konnte; nun wüßte ich's gleich zu Tauſenden anzuwenden. Das iſt gewiß, daß ich in meinem Leben nichts mehr ausführen werde, das nicht ſo zu ſagen in ſich eine Welt ausmacht. Täglich waren wir beiſammen, und er machte mir ein Compliment, das ich für groß halte, indem er mir ſagte, nun habe ich Tage hier verlebt, wie ich ſie in Rom lebte. Unſere gelehrte Männer ſpitzten ihre Naſen, da ſie ihn nur mit einem Bildhauer oder Kaufmann gehen ſahen und ſie nicht einmal von ihm Beſuche erhielten. Für mich waren die Täge, die ich mit ihm durchbrachte, Feſte und bleiben mir unvergeßlich.

396. Herzog Carl Auguſt an Knebel:

Ettersburg, den 23. September 1797.

Goethe ſchreibt mir Relationen, die man in jedes Journal könnte einrücken laſſen; es iſt gar poſſierlich, wie der Menſch ſo feierlich wird.

397. Charlotte von Schiller an Fritz von Stein:

Jena, den 1. Oktober 1797.

Goethe iſt nun in Stäfa bei Meyer. . . . Es iſt erſtaunend, welchen Einfluß ſeine Nähe auf Schiller's Gemüth hat, und wie belebend für ihn die häufige Communikation ſeiner Ideen mit Goethe iſt, er iſt ganz anders wenn er auch nur in Weimar iſt. Mir ſelbſt iſt Goethe auch ſehr lieb, aber er wird mir noch lieber um Schiller's willen. Goethe iſt auch hier viel anders, es iſt recht eigen welchen Eindruck der Ort auf ihn macht, in Weimar iſt er gleich ſteif und zurückgezogen, hätte ich ihn hier nicht kennen lernen, ſo wäre mir viel von ihm entgangen und gar nicht klar geworden. Ich glaube doch, daß auf dieſe Stimmung die häuslichen, zu der Welt in Weimar nicht paſſenden Verhältniſſe am meiſten Einfluß haben; hier fällt die ſtrenge Beurtheilung weg, und dies macht ihm ſeine Exiſtenz freier in der Idee.

398. Tagebuchaufzeichnung Georg Geßners:

Zürich, den 22. Oktober 1797.

Ich ging in den Schönenhof, in der ſonderbaren Erwartung, da vielleicht Goethe zu ſehen. Er kam. Stirne und Augen Moſe's, lauter Geiſt und Feuer — im Munde etwas Verzogenes, woran er ſelbſt muß ſchuld ſein.

399. Johann Karl Oſterhauſen an Dr. Johann Benjamin Erhard:

Nürnberg, den 30. November 1797.

Goethe war über acht Tage hier. Ich ſprach ihn, und fand nichts von dem Stolz, den man ihm vorwirft. Wir ſprachen von Schiller. Er ſprach mit Enthuſiasmus von ihm und ſeinen philoſophiſchen Ideen und bedauert, daß er ſie nicht bekannt machte, hoffte aber, daß er noch imſtande ſein würde, ihn dazu zu überreden.

400. Johann Diederich Gries an ſeinen Bruder Ludwig:

Jena, April 1798.

Goethe iſt Wirklicher Geheimrat und Mitglied des Staatsrats, und wenn er auch dieſe Stelle ſeinem Genie verdankt, ſo iſt er auch nicht allein der vollkommenſte Dichter, ſondern auch der vollkommenſte Menſch, den ich kenne.

401. Aus dem Reiſejournal des Burggrafen Wilhelm zu Dohna-Schlobitten:

Weimar, Dienstag den 26. Juni 1798.

Um 11 Uhr ging ich zu dem Geheimrath v. Goethe. Er wohnt in Weimar in einem ſehr antiquen, geſchmackvoll und gut meublirten Hauſe. Er hat ein ſehr tiefdenkendes und dabey lebhaftes Ausſehn, viel artiges und theilnehmendes; ſpricht nur wenig, giebt Anlaß zum ſprechen. — Über meine Reiſe, den Rhein, die Franzoſen am Rhein und in Maynz, über Berlin, Königsberg, Kant, den er als einen vortrefflichen Antropologen, ſcharfſinnigen Denker in allen Fächern, als einen großen Philoſophen, dem die Deutſchen ſehr viel zu verdanken haben, ſchätzt und liebt, über Weimar etc. war die Rede.

402. Schiller an Körner:

Jena, den 31. Auguſt 1798.

Ich bin . . . Goethen ſehr viel ſchuldig, und ich weiß, daſſ ich auf ihn gleichfalls glücklich gewirkt habe. Es ſind jetzt 4 Jahr verfloſſen, daß wir einander näher gekommen ſind, und in dieſer Zeit hat unſer Verhältniß ſich immer in Bewegung und im Wachſen erhalten. Dieſe vier Jahre haben mir ſelbſt eine feſtere Geſtalt gegeben, und mich raſcher vorwärts gerückt, als es ohne das hätte geſchehen können. Es iſt eine Epoche meiner Natur, und ſie würde noch reicher und bedeutender geworden ſeyn, wenn auch wir in dieſer Zeit uns näher gelebt hätten.

403. Jean Paul an Otto:

Weimar, den 2. September 1798.

Apropos ich war auch bei Goethe, der mich mit ganz ſtärkerer Verbindlichkeit und Freundlichkeit aufnahm als das erſtemal: ich war dafür freier, kühner und weniger vol Liebe und darum in mich gegründeter. Er fragte mich nach der Art meiner Arbeiten, weil es völlig ſeinen Kreis überſchritte.

404. C. G. von Brinckmann an Böttiger:

23. Juli 1834.

Ich habe ſelbſt das Glück gehabt, bei einem vierzehntägigen Aufenthalt in Weimar 1798 den großen Mann beinahe täglich zu ſprechen. Mit der herablaſſendſten Güte unterhielt er ſich öfters mit mir über ſeine, uns andern noch unbekannte Jugendgeſchichte, von Eltern und Großmutter; dann wieder von ſeinem Anteil an meinem Vaterland, wohl mit dem Zuſatz: Ich bin überhaupt den Schweden immer gewogen geweſen.

405. Henrich Steffens:

Jena, Anfang 1799.

Eines Abends wurde ich zu Frommann eingeladen; Göthe wurde erwartet. Mit welcher Spannung ich dem Abend entgegenſah, begreift ein jeder, der es weiß, was mir Göthe von meiner Kindheit an geworden war. . . .

Es iſt eine eigene Empfindung, wenn man zum erſten Male einem Manne vorgeſtellt wird, der einen großen und entſcheidenden Einfluß auf unſer Leben gehabt hat. Ein ſolcher Moment bildet eine wahre Epoche, und mir war es, als ich zu Frommann hinging, als ſtünde mir ein verhängnisvolles Ereignis bevor. Göthe erſchien. Es iſt einem jeden bekannt, der ihn jemals geſehen hat, wie ſeine edle Geſtalt, ſeine Art ſich darzuſtellen, ſein mächtiges Auge und das wahrhaft Vornehme ſeiner ganzen Geſtaltung, die Ruhe, mit welcher er erſchien, während eine reiche Welt ſich ſichtbar in ihm bewegte, auch demjenigen imponierte und überraſchte, der die Größe ſeiner Schriften durch die Geſtalt ausgedrückt zu ſehen erwartete. Ich mußte, als ich ihn zuerſt erblickte, mich ſchnell abwenden, denn mir traten unwillkürlich Tränen in die Augen. Es war mir, als ſähe ich Egmont, der ſich als Oranien, Taſſo, der ſich als Antonio darſtellte. In der Geſellſchaft war ein Herr von Stackelberg aus Livland, deſſen ſchöne und anmutige Frau mir ſehr gefiel; er ward zugleich mit mir Göthen vorgeſtellt.

Die Selbſttäuſchung, als müßte Göthe eine Ahnung haben von alle dem, was er mir geworden war, iſt zu natürlich; er aber unterhielt ſich den ganzen Abend mit dem Herrn von Stackelberg. Es gelang mir nicht einen Augenblick, die Aufmerkſamkeit auf mich zu ziehen. Göthe war noch in ſeinen beſten Jahren. Die vornehme Ruhe, mit welcher er ſich bewegte, fing an, mir beſchwerlich zu fallen, ja mich zu erbittern; ich war ſtumm, verlegen und fühlte mich verletzt. Ich erinnerte mich der vielen Geſchichten, die man von ſeinem Stolz und ſeiner kalten Herablaſſung erzählt hatte, und ging in einer Stimmung nach Hauſe, die unerträglich war. Es ſchien mir, als wäre nun jede Annäherung unmöglich geworden. . . . Ich verbarg glücklicherweiſe meine Empfindlichkeit und wiederholte, nach Hauſe gehend, fortdauernd Philinens Worte: „Wenn ich dich lieb habe, was geht es dich an"; aber was mich durchdrang, war ein vernichtendes Gefühl, ein ſchwarzer Schatten, der ſich breit und finſter über meine ganze Vergangenheit warf. . . .

Die Familie des berühmten Anatomen Loder gehörte auch zu denen, die mich freundlich aufgenommen hatten. Sein Geburtstag nahete, und man wünſchte dieſen Tag durch ein Schauſpiel zu feiern; man wählte den „Schauſpieler wider Willen", und meine große Beweglichkeit erweckte die Vermutung, daß ich wohl fähig wäre, die Hauptrolle zu übernehmen. . . .

Die Tage der Proben gingen vorüber; wir waren zur Generalprobe versammelt: da trat auf einmal Göthe herein. Er hatte freundlich, wie er bei solchen Gelegenheiten immer war, versprochen, die Generalprobe zu leiten; mir hatte man es verborgen gehalten. Nachdem er die Frauen begrüßt hatte, ging er auf mich zu, sprach mich freundlich und gütig als einen Bekannten an. „Ich habe," sagte er, „lange erwartet, Sie einmal in Weimar bei mir zu sehen; ich habe vieles mit Ihnen zu sprechen, Ihnen vieles mitzuteilen. Wenn diese Tage verflossen sind, werden Sie mich, wie ich hoffe, begleiten." Wer war glücklicher wie ich. Es war mir, als wäre ich jetzt erst heimisch geworden in Jena. Ich jubelte, und der frohe Jubel einer übermütigen Stimmung ergoß sich in mein Spiel. Hier und da gab Göthe einen guten Rat, und mir schwebten auf eine wunderbar heitere Weise die dramatischen Auftritte in Wilhelm Meister vor der Seele, die sich nun hier durch den großen Verfasser zu verwirklichen schienen. . . .

Den Tag darauf hielt, der Verabredung gemäß, Göthe vor meiner Wohnung; ich eilte mit meinem Mantelsack hinunter und fuhr nun an Göthes Seite nach Weimar. Ich war dort einige Tage sein Gast. . . .

Göthe war im höchsten Grade mitteilsam; es war ihm darum zu tun, junge Naturforscher für seine Ansichten zu gewinnen. Die paar Tage verflossen in einer beständig fortdauernden naturwissenschaftlichen Unterhaltung. Ich lernte nun Göthe von einer mir bis dahin unbekannten Seite kennen. Das tiefe Naturgefühl, die lebendige schöpferische Macht, die durch alle seine Gedichte hindurchging, über alle seine Darstellungen ein helles Licht ergoß, rang nach Bewußtsein; Pflanzen und Tiere und das allbelebende Licht, welches als ein Ding unter den andern Dingen, zusammengesetzt wie diese, sich in Farben verteilen ließ und so nur in ein äußeres Verhältnis zu allem Lebendigen treten konnte, erschienen hier zwar in einer bewußten Einheit, aber ein tiefer geistiger Instinkt faßte sie dennoch zusammen. Wer mein Leben und meine Neigung mit einiger Teilnahme verfolgt hat, wird einsehen, wie bedeutend mir diese Zeit sein mußte. Was ich zu erringen strebte, alle Richtungen meines Daseins schien er zu kennen, und der Schatz, den ich unruhig suchte, schien ihm ein von einer günstigen Natur geschenkter Besitz zu sein. Ich verlebte diese kurze Zeit wie in einem Taumel und hielt mich nun für entschieden überzeugt, daß eine lebendige Naturanschauung, die ich als die Quelle der echten Dichtkunst betrachtete, und die so heitere und bedeutungsvolle

Früchte getragen hatte, auf immer für die Geſchichte gewonnen wäre. Mein ganzes früheres Leben ſchien mir eine dunkle Prophezeiung, deren Erfüllung nahe lag, und voll Begeiſterung eilte ich nach Jena zurück, um Schelling mitzuteilen, was ich entdeckt zu haben glaubte.

406. Schiller an Goethe:

Jena, den 5. März 1799.

Ich kann jenes kurze Geſpräch, wo Sie mir den Innhalt dieſes erſten Geſangs [aus der Achilleis] erzählten, noch immer nicht vergeßen, ſo wenig als den Ausdruck von heiterm Feuer und aufblühendem Leben, der ſich bei dieſer Gelegenheit in Ihrem ganzen Weſen zeigte.

407. Caroline an Auguſt Wilhelm Schlegel:

Jena, den 11. Mai 1801.

Auf dieſe leere Stelle will ich gleich noch etwas amüſantes ſetzen, das uns Schelling dieſen Mittag zum beſten gab, wie ihm Goethe einmal beſchrieben, daß er mit Jean Paul einen ganzen Abend [April 1799] Schach geſpielt, figürlich. Der hat nehmlich ein Urtheil über ihn und ſeine Gattung herauslocken wollen, und ihn nach G. Ausdruck auf den Sch—dr— führen, hat einen Zug um den andern gethan von Yorik, von Hippel, von dem ganzen humoriſtiſchen Affengeſchlecht — G. immer neben aus! Nun, Du mußt Dir das ſelbſt mit den gehörigen Fratzen ausführen, wie Jean Paul zuletzt in die höchſte Pein gerathen iſt und ſich ſchachmatt hat nach Hauſe begeben. Einen durchtriebnern Schalk giebt es auf Erden nicht wie den G. und dabey das frömmſte Herz mit ſeinen Freunden.

408. Karl von Stein an Fritz von Stein:

Weimar, Juni 1799.

Wen ſie [die Zeit] aber von ſeiten des Körpers unkenntlich gemacht hat, iſt Goethe. Sein Gang iſt überaus langſam, ſein Bauch nach untenzu hervorſtehend . . . ſein Kinn ganz an den Hals herangezogen . . . ſeine Backen dick, ſein Mund in halber Mondsform, ſeine Augen allein noch gen Himmel gerichtet, ſein Hut aber noch mehr, und ſein

ganzer Ausdruck eine Art von ſelbſtzufriedener Gleichgültigkeit, ohne eigentlich froh auszuſehen. Er dauert mich, der ſchöne Mann, der ſo edel in dem Ausdruck ſeines Körpers war.

409. Sophie von la Roche:

Oßmannſtedt und Weimar, Ende Juli 1799.

Wenige Tage nachher kam Göthe, freundlich die Mittagſuppe mit uns zu teilen — mir war äußerſt ſchätzbar, ihn und Wieland wie zwei verbündete Genies, ohne Prunk oder Erwartung, mit dem traulichen Du der großen Alten ſprechen zu hören, und der Zufall gab heute wieder meiner Phantaſie den eignen, gewiß nie wieder kommenden Anblick, beide auf dem ſchönen, heitern Gange vor Wielands Wohnzimmer zu treffen, als Göthe mit lebhaftem Vergnügen von dem ſoeben gemachten Ankauf eines ländlichen Ruheſitzes ſprach und gerade vor dem großen charakteriſtiſchen Bilde des alten Grafen von Stadion ſtille ſtand, welcher ſie, wie ich, mit Bewunderung zu betrachten ſchien und ſich gewiß als edler Deutſcher über dieſe zwei großen Deutſchen und ihre Liebe zum Landleben gefreut haben würde. Mir kam die Erinnerung zurück, daß Wieland, welcher den Grafen auf ſeinem Landhauſe kennen lernte, ihm ſagte, alle großen Männer hätten gegen den Abend ihres Lebens einen ſtillen Aufenthalt in dem Schoße der Natur geſucht.

Nach Tiſche bedauerte Göthe, daß die Gegenden um Weimar ſo wenig Erdbeeren und Kirſchen tragen. Gerne hätte ich ihm geantwortet: „Wer alle Früchte des Geiſtes vereint, verliert das Recht, über Mangel des andern Obſtes zu klagen.“ —

Bald nach dieſem ſchönen Tage ſpeiſten wir bei ihm und genoſſen wirklich ein Feſt der Seele, wie einſt ein Britte ſich ausdrückte. — Mich deuchte das Ganze in einer römiſchen Villa veranſtaltet zu ſein, da man gleich in dem Vorhauſe eine Bildſäule erblickt und oben vor der erſten Türe mit dem in großen Buchſtaben eingeſchriebenen Salve! begrüßt wird und ſich dann mitten zwiſchen Raphaels Stanzen findet, welche da mit aller Würde behandelt wurden; denn die Aufmerkſamkeit wird durch keinen andern Gegenſtand zerſtreut oder abgezogen. Was ſollte auch ein Kenner anderes wünſchen als dieſe herrliche Ausbeute einer Reiſe nach Rom! — Bald aber kamen wir in ein Zimmer, welches mit der edelſten Simplicität verziert, in ſchöner, doch kein

kaltes Staunen erregender Größe angelegt iſt, wie es zu Bewahrung eines Heiligtums der Kunſt gefordert werden kann; denn hier ſieht man, wenn der ein wichtiges Geheimnis anzeigende Vorhang zurückgezogen wird, die vollkommenſte Kopie des ſich ſeit 1900 Jahren in friſcher Farbe erhaltenen Gemäldes, das unter dem Namen der Aldobrandiniſchen Hochzeit bekannt iſt, in welchem der Geſchichtſchreiber alte Sitte und der Künſtler Vollkommenheit antrifft. Ich genoß und bewunderte mit innerm Gefühl von Glück das Ganze dieſes Anblicks, ſprach aber hier, wie bei der reichen Sammlung köſtlicher Zeichnungen und Bilder des Herrn Profeſſor Meyer eben ſo wenig als ehemals in der prächtigen Düſſeldorfer Galerie. Was ſollte auch Urteil und Reden einer guten alten Frau bei dieſen Gegenſtänden bedeuten?

Der Eintritt in das Eßzimmer ſchien mir eine Art Zuruf:

„Alte Baucis! dein ſcherzender Traum, in Briefen an deinen Neffen Gerning, ſteht nun als Wahrheit vor dir — du dachteſt in Weimar ein Göttermahl nur von der Türſchwelle eines Tempels zu ſehen und bekommſt nun ſelbſt einen Anteil von Ambroſia“ — denn die mit Blumen und Früchten aller Art ſo niedlich verzierte Tafel war gar nicht nach dem gewöhnlichen Geſchmack der Gaſtmahle, und die Gegenwart der Verfaſſerin der reizenden Agnes von Lilien, die Dichterin der Geſänge von Lesbos, Wieland und Göthe, lauter Lieblinge des Apolls, konnten dieſe Vermutung rechtfertigen. Eine aus dem Garten zwiſchen ſchönen Gewächſen ertönende Muſik und die Erſcheinung eines Amorino dienten zum Beweis, daß ich bei einer Art von Götterfeſt zugelaſſen war.

410. Sophie Brentano an Henriette von Arnſtein:

Oßmannſtedt, den 8. Auguſt 1799.

Willſt du nun, liebe Jette, noch einiges von den andern intereſſanten Menſchen hören, unter welchen ich hier lebe, ſo kann ich vieles erzählen. Vor allen hat Wieland mein Herz gewonnen. . . .

Nun kömmt Herder, zum Menſchenfreund und Prediger der Humanität ganz eigends geboren. . . . Goethens Umgang allein, thut einem nicht wohl; er iſt kalt und trocken für Menſchen die ihm gleichgültig ſind, und um ihm mehr als das zu ſeyn, dazu gehöret viel. Doch ſehe ich den Sänger Dorotheens mit einem lebendigen

Gefühl des Dankes und der Verehrung, und wiederhole mir gefliſſentlich und oft in ſeiner Gegenwart, was alles ſein Pinſel gemahlt hat.

411. Aus Heinrich Schmidts Erinnerungen:

Jena, Sommer 1799.

Es konnte nicht fehlen, daß [in Jena] damals — im Jahre 1799 — Goethe der Abgott aller jungen empfänglichen Gemüter und alſo auch der unſrige war. So laſen wir, Friedrich Schmidt, De Wette und ich, eines Abends in ſeinen Werken, und dadurch enthuſiasmirt laſen wir dann auch das Sonett, das A. W. Schlegel damals zur Feier des großen Dichters in dem von ihm herausgegebenen „Athenäum" hatte drucken laſſen, und das mit den Worten ſchließt: „Die Goethen nicht erkennen, ſind nur Gothen." Raſch gaben wir uns gegenſeitig das Verſprechen, nach einer Stunde zurückzukehren, um einer dem andern ein neues Sonett als Seitenſtück zu dieſem vorzuleſen, und verließen das Haus.

Ich kam nicht weiter als zu dem eben jetzt menſchenleeren, ziemlich großen Marktplatz und wanderte dort auf und ab, ſolange bis der letzte Vers ſich mit dem erſten in eins verſchlang, und brachte, noch vor der anberaumten Zeit, folgendes Sonett mit nach Hauſe:

An A. W. Schlegel.

Die Goethen nicht erkennen, ſind nur Gothen.
Sind jene Weſen Menſchen wohl zu nennen,
Die ihn, den Götterboten, nicht erkennen?
Nein! Ihnen ſei der Name Menſch verboten!

Sie atmen! Doch ich werf' ſie zu den Toten;
Denn ohne Leben, Geiſt und Seele rennen
Sie durch die Welt, als ob ſie darauf ſännen,
Hochſinn zu bannen — niedrige Zeloten!

Erſtirbt des Herzens Glut, was iſt dann Leben?
Was kann in uns den Geiſt ſo hoch erheben,
Daß dem Alltäglichen wir uns entheben

Und mächt'gen Schwungs empor zur Gottheit ſchweben? —
So brünſtig, Goethe, wie den Baum die Reben,
Muß jedes Herz dich zu umſchließen ſtreben.

412. Dorothea Veit(=Schlegel) an Schleiermacher:

Jena, den 11. Oktober 1799.

Ungeheuer aber iſt es, daß Goethe hier iſt, und ich ihn wohl nicht ſehen werde! Denn man ſcheut ſich ihn einzuladen, wie er wie billig das beſehen haßt, er geht zu niemand als zu Schiller, obgleich Schlegels und Schelling ihn täglich auf ſeiner alten Burg beſuchen in der er haußt; bis die andre Woche bleibt er nur hier. Zu Schiller geht man nicht, alſo: ich werde in Rom geweſen ſeyn ohne dem Pabſt den Pantoffel geküſſt zu haben. Es iſt unrecht und was noch mehr iſt, dumm, und was noch mehr iſt, lächerlich; aber man kann mir nicht helfen!

413. Dorothea Veit(=Schlegel) an Schleiermacher:

Jena, den 15. November 1799.

Geſtern Mittag bin ich mit Schlegels, Caroline, Schelling, Hardenberg, und ein Bruder von ihm ein Lieutenant Hardenberg, im Paradiſe (ſo heißt ein Spaziergang hier), wer erſcheint plözlich vom Gebirg herab? kein andrer als die alte göttliche Exellenz, Goethe ſelbſt. er ſieht die große Geſellſchaft, und weicht etwas aus, wir machen ein geſchicktes Manöver, die Hälfte der Geſellſchaft zieht ſich zurück, und Schlegels gehen ihn mit mir grade entgegen. W[ilhelm] führt mich. F[riedrich] und der Leutenant gehen hinter drein. W. ſtellt mich ihn vor, er macht mir ein auszeichnendes Compliment, dreht ordentlicher Weiſe mit uns um, und geht wieder zurück und noch einmal herauf mit uns, und iſt freundlich und lieblich, und ungezwungen und aufmerkſam gegen Ihre gehorſame Dienerin. Erſt wollte ich nicht ſprechen, da es aber gar nicht zum Geſpräch zwiſchen ihn und W. kommen wollte, ſo dachte ich, hohl der T. die Beſcheidenheit, wenn er ſich ennuirt, ſo habe ich unwiederbringlich verloren! ich fragte ihn alſo gleich etwas, über die reiſſenden Ströhme in der Saale, er unterrichtete mich, und ſo ging es lebhaft weiter. ich habe mir ihn immer angeſehen, und an alle ſeine Gedichte gedacht; dem W. Meiſter ſieht er jezt am ähnlichſten. Sie müſſten ſich todt lachen wenn Sie hätten ſehen können wie mir zu Muthe war, zwiſchen Goethe und S. zu gehen. Die Waſſerprobe des Unmuths habe ich ehmals glücklich überſtanden, werde ich auch die Feuerprobe des Uebermuths überſtehen? — An Friedrich machte er auch ein recht auszeichnendes Geſicht, wie er ihn grüſſte, das freute mich recht.

414. Dorothea Veit(=Schlegel) an Rahel Levin:

Jena, den 18. November 1799.

Goethe habe ich geſehen! und nicht blos geſehen; er iſt mit mir und den beiden Schlegel's wohl eine gute halbe Stunde ſpazieren gegangen; hat mich mit einem auszeichnenden Blick gegrüßt, als ihm mein Name genannt wurde, und ſich freundlich und ungezwungen mit mir unterhalten. Er hat einen großen und unauslöſchlichen Eindruck auf mich gemacht; dieſen Gott ſo ſichtbar und in Menſchengeſtalt neben mir, mit mir unmittelbar beſchäftigt zu wiſſen, es war für mich ein großer, ein ewig dauernder Moment! — Von dem zurückſchreckenden Weſen, das man ſo allenthalben von ihm ſich erzählt, habe ich wenig vermerkt; im Gegentheil, obgleich meine Schüchternheit und Angſt groß war, ſo nahm ſie doch ſehr bald ab, und ich gewann vielmehr ein gewiſſes ſchweſterliches Vertrauen in ihn. Ewig ſchade iſt es, daß er ſo korpulent wird; das verdirbt einem ein wenig die Imagination! Wie er ſo neben mir her ging und freundlich redete, da verglich ich ſeine Perſon mit allen Werken, die mir von ihm in der Eil einfielen, und da habe ich gefunden, daß er dem „Meiſter" und dem „Hermann" am meiſten ähnlich ſieht. Am allerwenigſten konnte ich aber den „Fauſt" in ihm finden, alles andre aber ganz deutlich, die „vermiſchten Gedichte", „Taſſo", „Egmont", „Werther", „Götz", „Elegieen", überhaupt alles, alles! — Auch der väterliche Ton in ſeinen letzten Sachen ward mir klar.

415. Tagebuchnotiz von Dorothea Veit(=Schlegel):

Jena, November 1799.

Goethe ſowohl als Schiller können ſehr leicht in Verlegenheit vis-à-vis de certaines personnes geraten; der ganze Unterſchied iſt nur, daß Goethe dann höflich, Schiller aber grob wird.

416. Briefe eines ehrlichen Mannes:

Weimar, vor 1800.

Goethe war der zweite, den ich ſahe. Er hat ſich, ſeit ich ihn in Straßburg, zwar nur flüchtig, kennen lernte, ſehr verändert. Damals ſchien er mir äußerſt lebhaft, ungeniert und froh, jetzt aber betrug er ſich ſteif, ſo daß mein Beſuch mehr das Anſehn einer Audienz nahm als einer freundſchaftlichen Mitteilung, bei welcher Geiſt und Herz gleich ausgeſtrömt wären, und die ich doch ſo innig wünſchte. Sein

Porträt von Lips iſt ſehr getroffen, wenn ich den ſtarren Blick ausnehme, den der Künſtler dem Dichter gegeben hat, den Goethe aber gar nicht in dem hohen Grade beſitzt. Er hat eine männliche Statur — iſt ziemlich groß und ſtark — ſein Auge blickt lebhaft, und das Ganze hat mehr den Ernſt und die Wichtigkeit eines Miniſters als die freundliche Miene eines ſo geiſt- und gefühlvollen Dichters. Sonderbares Zuſammentreffen! Wo im Innern ſo viel Wärme, im Äußern ſo viel Kälte ſcheint.

Sonderbar, daß unſer äußeres Daſein auch in ſo geringer Harmonie mit unſerm innern Daſein ſtehen kann!

Daß Goethe ein tiefes, zartes Gefühl habe, muß uns aus allen ſeinen Schriften hell hervorleuchten, und es iſt ſo rein, daß es ſich mit dem unſern innig vereint und unſere Seele mit ſüßer, ſanfter Gewalt löſt. So leuchtet über alles auch die unendliche Fülle und Kraft ſeines Geiſtes hervor. . . .

Sein Gefühl für das Schöne der bildenden Künſte iſt tief und rein und ſteht mit ſeinem Gefühl für Dichtkunſt in genauem Ebenmaße, ſo daß es mir äußerſt belehrend und merkwürdig war, als Goethe die Gefälligkeit hatte, mir ſeine Zeichnungen und Antiken, die er in Italien geſammelt, zu zeigen und dabei ſeine Bemerkungen ſowie Urteile zu ſagen. . . .

Vor einigen Tagen war ich wieder bei Goethe, und zwar innigſt vergnügt. Je mehr man ihn kennen lernt, deſto intereſſanter wird er, deſto ſchönere Dinge hört man von ihm, und die Kälte des erſten Beſuchs ſchwindet bald durch das geiſtige Feuer, wodurch man, bei einem weiteren Umgange mit ihm, erwärmt wird. Er erzählte mir viel von ſeinem Aufenthalte und ſeiner Reiſe in Italien. . . .

Goethe lebt nämlich mit einer Demoiſelle V. in engem Verhältnis. Sie iſt ein kleines, lebhaftes Mädchen, eben nicht ſchön und auch nicht von ausgezeichnetem Verſtande, aber voller Natürlichkeit, und durch Goethes Umgang ſoll ſie gebildet und intereſſant geworden ſein, ſo daß ſie manche artige, witzige Bemerkung macht. Goethe führt mit ihr ein häusliches, ruhiges, vergnügtes Leben, ſie wohnt in ſeinem Hauſe und beſorget die Wirtſchaft. Er hat einen allerliebſten Jungen, den er Auguſt Walter hat taufen laſſen, und von dem ich begierig bin in der Folge mehr zu hören, wie und was er unter Goethes Anleitung geworden iſt. Der bekannte unglückliche Theaterdichter V. iſt der Bruder dieſes Mädchens. — —

Die innere Einrichtung ſeines Hauſes iſt ſchön und geſchmackvoll, es herrſcht ganz ein römiſcher Geiſt darinnen. . . .

Goethe iſt Geheimerat, ſitzt aber nicht mit im Miniſterio, ſondern wird nur in den wichtigſten Geſchäften um ſeine Meinung befragt, die dann auch immer giltig iſt. Man könnte ihn alſo wohl den wahren Geheimen Rat des Herzogs nennen, deſſen vertrauteſter Freund er auch iſt. Wer ſollte nicht von den Gefahren gehört haben, die ſie beide auf ihren Reiſen brüderlich teilten? Beſtimmte Geſchäfte, die er noch hat, ſind die Führung der Direktion des Schloßbaues, des Inſtituts der Zeichenakademie und des Bergbaues zu Ilmenau. Vor Zeiten war er Präſident der Weimarſchen Kammer, um die zerrütteten Finanzen wieder in Ordnung zu bringen; aber es wollte ihm nicht gelingen, und ſo legte er denn bald dieſe Stelle wieder nieder. Er hat oft Mittags und Abends Geſellſchaft bei ſich, und im Winter hält er alle 14 Tage in ſeinem Hauſe eine Zuſammenkunft der Weimarſchen Gelehrten, die denn Abhandlungen und andere kleine Aufſätze vorleſen und die Kritik der andern darüber anhören. Oft lebte er in Jena, um ſich ganz der Muſe zu überlaſſen, und neuerdings hat er mit Schiller ein engeres Freundſchaftsband geknüpft.

417. Amalie von Helvig geb. von Imhoff:

Zu wiederholten Malen verbrachte ich Wochen bei Schillers, wo jedes Wort die Grenzen meiner Begriffe erweiterte. — Goethe kam oft nach Jena, und Abends zu Vieren um einen kleinen runden Tiſch verſammelt, nährte ich mich weit mehr mit geiſtiger als leiblicher Speiſe oft bis tief in die Nacht hinein, den bedeutendſten Geſprächen beider Männer im lebhafteſten Umtauſch der Ideen horchend. . . .

Goethe ſelbſt war ſo gütig, die Korrekturbogen [der „Schweſtern von Lesbos"] mit mir nachzuſehen, welche Stunden einen ſo reichen Schatz von Unterricht für mich enthielten und überhaupt etwas ſo Erhebendes und Poetiſches in allen Nebenumſtänden hatten, daß dieſe Momente allein ein gewöhnliches langes Leben aufwiegen.

418. Aufzeichnungen des Schauſpielers Eduard Genaſt:

Mit dem Wachſen und Gedeihen der Anſtalt wuchs auch die Liebe Goethes zu ſeiner Schöpfung. In frühern Jahren hatte er die Proben nur bei beſondern Stücken beſucht, nun aber wohnte er denſelben faſt regelmäßig bei. Und mit welcher Rückſicht verfuhr er da bei ſeinen Anordnungen! Nie gab er ſeiner Unzufriedenheit ſtrenge

Worte; ſein Tadel war immer ſo, beſonders gegen die ältern Schauſpieler, daß er nicht verletzen konnte; z. B.: „Nun, das iſt ja gar nicht übel, obgleich ich mir den Moment ſo gedacht habe; überlegen wir uns das bis zur nächſten Probe, vielleicht ſtimmen dann unſere Anſichten überein.“ Den jüngern gegenüber war er weniger rückſichtsvoll; hier hieß es oft: „Man mache das ſo, dann wird man ſeinen Zweck nicht verfehlen.“

419. Schiller an Charlotte Gräfin von Schimmelmann:

Weimar, den 23. November 1800.

Was ich Gutes haben mag, iſt durch einige wenige vortreffliche Menſchen in mich gepflanzt worden, ein günſtiges Schickſal führte mir dieſelben in den entſcheidenden Perioden meines Lebens entgegen, meine Bekanntſchaften ſind auch die Geſchichte meines Lebens. Dieſes und einige Aeußerungen in Ihrem Briefe führen mich natürlich auf meine Bekanntſchaft mit Göthe, die ich auch jetzt, nach einem Zeitraum von ſechs Jahren, für das wohlthätigſte Ereigniß meines ganzen Lebens halte. Ich brauche Ihnen über den Geiſt dieſes Mannes nichts zu ſagen. Sie erkennen ſeine Verdienſte als Dichter, wenn auch nicht in dem Grade an, als ich ſie fühle. Nach meiner innigſten Ueberzeugung kommt kein anderer Dichter ihm an Tiefe der Empfindung und an Zartheit derſelben, an Natur und Wahrheit und zugleich an hohem Kunſtverdienſte auch nur von Weitem bei. Die Natur hat ihn reicher ausgeſtattet als irgend einen, der nach Shakespeare aufgeſtanden iſt. Und außer dieſem, was er von der Natur erhalten, hat er ſich durch raſtloſes Nachforſchen und Studium mehr gegeben als irgend ein Anderer. Er hat es ſich 20 Jahre mit der redlichſten Anſtrengung ſauer werden laſſen, die Natur in allen drei Reichen zu ſtudieren, und iſt in die Tiefen dieſer Wiſſenſchaften gedrungen. Ueber die Phyſik des Menſchen hat er die wichtigſten Reſultate geſammelt und iſt auf ſeinem ruhigen einſamen Wege den Entdeckungen voraus geeilt, womit jetzt in dieſen Wiſſenſchaften ſo viel Parade gemacht wird. In der Optik werden ſeine Entdeckungen erſt in künftiger Zeit ganz gewürdigt werden, denn das Falſche der Newtoniſchen Farbenlehre hat er bis zur Evidenz demonſtrirt, und wenn er alt genug wird, um ſein Werk darüber zu vollenden, ſo wird dieſe Streitfrage unwiderleglich entſchieden ſeyn. Auch über den Magnet und die Electricität hat er ſehr neue und ſchöne

Ansichten. So ist er auch in Rücksicht auf den Geschmack in bildenden Künsten dem Zeitgeiste sehr weit voraus und bildende Künstler könnten Vieles bei ihm lernen. Welcher von allen Dichtern kommt ihm in solchen gründlichen Kenntnissen auch nur von Ferne bei, und doch hat er einen großen Theil seines Lebens in Ministerialgeschäften aufgewendet, die darum, weil das Herzogthum klein ist, nicht klein und unbedeutend sind. Aber diese hohen Vorzüge seines Geistes sind es nicht, die mich an ihn binden. Wenn er nicht als Mensch für mich den größten Werth von allen hätte, die ich persönlich je habe kennen lernen, so würde ich sein Genie nur in der Ferne bewundern. Ich darf wohl sagen, daß ich in den 6 Jahren, die ich mit ihm zusammen lebte, auch nicht einen Augenblick an seinem Charakter irre geworden bin. Er hat eine hohe Wahrheit und Biederkeit in seiner Natur, und den höchsten Ernst für das Rechte und Gute; darum haben sich Schwätzer und Heuchler und Sophisten in seiner Nähe immer übel befunden. Diese hassen ihn, weil sie ihn fürchten, und weil er das Falsche und Seichte im Leben und in der Wissenschaft herzlich verachtet und den falschen Schein verabscheut, so muß er in der jetzigen bürgerlichen und literarischen Welt nothwendig es mit Vielen verderben.

Sie werden nun aber fragen, wie es komme, daß er bei dieser Sinnesart mit solchen Leuten wie die Schlegelschen Gebrüder sind, in Verhältniß stehen könne. Dieses Verhältniß ist durchaus nur ein literarisches und kein freundschaftliches, wie man es in der Ferne beurtheilt. Göthe schätzt alles Gute, wo er es findet, und so läßt er auch dem Sprach- und Verstalent des älteren Schlegel und seiner Belesenheit in alter und in ausländischer Literatur, und dem philosophischen Talent des jüngern Schlegel Gerechtigkeit widerfahren. Und darum, weil diese beiden Brüder und ihre Anhänger die Grundsätze der neuen Philosophie und Kunst übertreiben, auf die Spitze stellen und durch schlechte Anwendung lächerlich oder verhaßt machen, darum sind diese Grundsätze an sich selbst, was sie sind, und dürfen durch ihre schlimmen Partisans nicht verlieren. An der lächerlichen Verehrung, welche die beiden Schlegels Göthe erweisen, ist er selbst unschuldig, er hat sie nicht dazu aufgemuntert, er leidet vielmehr dadurch und sieht selbst recht wohl ein, daß die Quelle dieser Verehrung nicht die reinste ist; denn diese eiteln Menschen bedienen sich seines Namens nur als eines Paniers gegen ihre Feinde, und es ist ihnen im Grunde nur um sich selbst zu thun. Dieses Urtheil, das ich Ihnen hier niederschreibe, ist

aus Göthes eigenem Munde, in dieſem Tone wird zwiſchen ihm und mir von den Herren Schlegel geſprochen. . . .

Es wäre zu wünſchen, daß ich Göthe eben ſo gut in Rückſicht auf ſeine häuslichen Verhältniſſe rechtfertigen könnte, als ich es in Abſicht auf ſeine literariſchen und bürgerlichen mit Zuverſicht kann. Aber leider iſt er durch einige falſche Begriffe über das häusliche Glück und durch eine unglückliche Eheſcheu in ein Verhältniß gerathen, welches ihn in ſeinem eigenen häuslichen Kreiſe drückt und unglücklich macht, und welches abzuſchütteln er leider zu ſchwach und zu weichherzig iſt. Dies iſt ſeine einzige Blöße, die aber niemand verletzt als ihn ſelbſt, und auch dieſe hängt mit einem ſehr edlen Theil ſeines Charakters zuſammen.

Ich bitte Sie, meine gnädige Gräfin, dieſen langen Aeußerung wegen um Verzeihung, ſie betrifft einen verehrten Freund, den ich liebe und hochſchätze und den ich ungern von Ihnen Beiden verkannt ſehe. Kennten Sie ihn ſo wie ich ihn zu kennen und zu ſtudieren Gelegenheit gehabt, Sie würden wenige Menſchen Ihrer Achtung und Liebe würdiger finden.

420. Tagebuchnotiz Bernhard Rudolf Abekens:

Ich ſah Goethe zum erſtenmal im Anfang des Jahres 1800, im Weimariſchen Theater, wo der Wallenſtein geſpielt wurde. . . . Goethe ſaß im Parterre dicht hinter mir in einem bequemen Seſſel, von dem aus er damals die Vorſtellungen beherrſchte. Hundertmal wandte ich mich um, das herrliche Geſicht, dieſe gewaltigen Augen zu ſehen. Manches auch von ihm an ſeinen Nachbar gerichtete Wort vernahm ich und ein ſehr lobendes über das Schauſpiel, das ich vor Augen hatte. Dann begegnete mir Goethe manchmal in Jena, wo er, auch nachdem Schiller ſich in Weimar niedergelaſſen, oft verweilte. Er war damals ſtark, mehrere Jahre ſpäter hatte er eine beſſere Proportion; noch trug er das Haar in einem ſtarken, den ganzen Rücken hinabreichenden Zopf gewunden.

421. Veit Hanns Schnorr v. Carolsfeld:

Leipzig, März 1800.

An Göthe hatte ich einmal veranlaßt durch einen Aufſatz in ſeinen Propyläen geſchrieben. Ich erhielt keine Antwort; hatte aber beſcheiden auch keine erwartet; denn ich fühlte hinterdrein, daß ich ihm keineswegs etwas Bedeutendes geſagt haben würde. Jedoch beruhigte

ich mich hierüber: wenigſtens mußte dem Manne meine Aufmerkſamkeit gefallen. Und ſiehe! nach vier Wochen erſchien Göthe in meiner Dachwohnung in eigener Perſon. — Ich war höchſt überraſcht. — Göthe war ſehr freundlich und mittheilend und gedachte meiner in jenem Briefe an ihn ausgeſprochenen Anſichten mit Zufriedenheit. Die Unterhaltung hatte, wie man ſich denken kann, die Kunſt vorzüglich zum Gegenſtand. — Ich hatte nicht lange erſt ein Bild von Guido Reni, den Evangeliſten Johannes, für 100 Dukaten angekauft und zu dieſem Kauf den dritten Theil der vor kurzem erhaltenen kleinen Portion von Erbtheil angewendet. Dieſes Bild, das Böttiger zuerſt bei mir ſah, betrachtete nun auch Göthe mit Wohlgefallen: ich ſeh' ihn heute noch vor mir ſtehn; denn ſeine Kleidung, ſein ganzer Anzug hat dieſe lebenvolle Vorſtellung noch beſonders vermittelt. Er trug ein dunkelblaues frackartiges Kleid ohne Klappen, eine geblümte lange Weſte; einen großen dreieckigen Huth; zwei tüchtig pomadeſirte Querlocken über die Ohren — das Haar war gepudert — und einen ſehr langen ſteifen Zopf; kurzes ſchwarzes Zeug-Beinkleid und große Stiefel mit braunen Stulpen. Zu allem dieſen denke man ſich ſeine große Geſtalt und ſein impoſantes Auge! Weit eher hätte man den Dichter in ſeiner Erſcheinung a prima viſta für einen Herzogl. Stallmeiſter genommen. Böttiger und Göthe waren die Erſten von jenen in Weimar lebenden ausgezeichneten Männern, die ich kennen lernte.

422. W. G. Gotthardi:

Ein glückliches Ohngefähr wollte es, daß ich die perſönliche Bekanntſchaft dieſes Goethe zu machen gewürdigt wurde.

Ja, nicht bloß unzähligemal hab' ich ihn geſehen außer und in dem Theater: — er machte mich zu ſeinem „kleinen Freund'" wie er mich zuweilen ſcherzend nannte. Sie vermittelte ſich, dieſe „Freundſchaft", als ich eines ſchönen Abends in eben demſelben Theater, wo ich außer dem Rochus Pumpernickel noch manche andere heitere und ernſte Stücke aufführen ſah, und von derſelben breiten einfach bretternen Brüſtung der Loge des alten Herrn, auf welcher ich in der erſtgenannten Poſſe zum erſten Mal geſeſſen hatte, wohlgemut und ſpannungsvoll auf die Bretter da vorn lugte, welche die Welt bedeuten. Es wurde, um diplomatiſch zu erzählen, die Salieriſche Oper „Tarare" (Axur, Text von Beaumarchais) gegeben. Da, als der zweite Akt begonnen hatte, die Jagemann (Aſtaſia) in

ihrem großen verzweiflungsvollen Recitativ begriffen war und mir Tränen jammervollen Mitleids über ihr ſchreckliches Los abzwang, — da plötzlich knarrt die Logentür in den Angeln und öffnet ſich. . . . Goethe trat in die Loge. In ſo nahen Geſichtskreis war „der Geheimrat" mir noch nie gekommen. Seine Erſcheinung hatte ſtets etwas Ehrfurchtgebietendes für den Knaben gehabt; jetzt überkam mich auch das Gefühl einer andern Furcht vor dem mächtigen Manne, dem ich ein Stück Eigentum unbefugter Weiſe beſetzt hielt. Goethe erblicken und zitternd zum Sprung herunter mich anſchicken war Eins. — Da erfaßt meinen Arm eine ſtarke Hand — die ſeine; Entſetzen erfaßt mich. — „Bleib getroſt, mein Sohn, wir beide haben Raum genug. Wer wird den andern ohne Not verdrängen?" tönt — noch heute hör' ich ſie — alsbald eine volle, ruhige Stimme mir ins Ohr — die ſeine. Ach, wie weich und mild und ſchön erklang ſie! Ich glaubte zu träumen. Wohin nun Furcht und Entſetzen? Und als ich mich jäh umwandte, ruhete ſein großes, dunkles, wundervolles Auge liebreich und warm auf dem bepurpurten Antlitz des bewegten Knaben. Den Blick werde ich nie vergeſſen, nie jene Worte; keine hab ich feſter behalten wie ſie. . . . Er reichte mir ſein Textbuch zum Mitnachleſen, und bald entſpann ſich eine Unterhaltung, in deren Verlauf er, der große Menſch, dem kleinen ſeine winzig kleine Lebensgeſchichte anteilvoll entlockte. Er war ein Kind mit dem Kinde, — war er es doch mit den Kindern! Wer war glücklicher als der Knabe? Und noch oft nahm er den Platz ein, noch oft in unmittelbarer Nähe des Eigners, der ihn, neben ſteter freundlicher Anſprache mit Erkundigung nach den Fortſchritten in den Schulwiſſenſchaften, auch materiell mit manch Stücklein Kuchen, hin und wieder auch einem Glas Wein aus ſeinem Flaſchenkorb erquickte. Denn Goethe liebte es, zuweilen einen kleinen Vorrat kalter Speiſe und Weins in ſeiner Loge bereit zu halten, mehr für andere, deren — Einheimiſche und Fremde von Bedeutung — er nicht ſelten auch dort empfing.

423. Caroline Herder an Knebel:

Weimar, den 10. September 1800.

Goethe iſt in Jena und ſchafft Etwas. —

Ach dieſer hätte uns der Natur wiedergeben können auf einem edlen und dem rechten Wege, wenn er gewollt hätte.

Seine Vergötterung war ihm aber lieber als die Wahrheit.

424. Caroline Herder an Knebel:

Weimar den 15. September 1800.

Sie müſſen ſich durch die Herzogin Mutter die alte und neue Zeit zu ihrem Geburtstag durch Goethe geben laſſen. Sie werden eine eben ſo große Freude daran haben als wir. O, könnte er nur etwas Gemüth ſeinen Schöpfungen geben, und ſähe man nicht überall eine Art von Buhlerei oder, wie er es ſelbſt ſo gern nennt, das bethuliche Weſen darinnen! Was hätte er ſeiner Nation werden können! Trauern muß man um dieſen ſeltnen Genius! Nie weiß man, wie man in ſeinen Stücken daran iſt, ob er das Rechte oder das Falſche meint, ob er dieſem oder jenem das Wort redet.

425. Schiller an Körner:

Weimar, den 21. Oktober 1800.

Göthe iſt von ſeiner Excursion nach Jena wo er etwas zu arbeiten hoffte, längſt zurück, hat aber nur etwas weniges vom Fauſt gearbeitet, welches aber vortreflich iſt. Im Ganzen bringt er jetzt zu wenig hervor, ſo reich er noch immer an Erfindung und Ausführung iſt. Sein Gemüth iſt nicht ruhig genug, weil ihm ſeine elenden häuſſlichen Verhältniſſe, die er zu ſchwach iſt zu ändern, viel Verdruß erregen.

426. Heinrich Voß der Jüngere an Börm:

Weimar, den 1. Mai 1804.

Nicht wahr, du haſt noch die Idee von Goethe, er ſei ſteif und kalt und Miniſter? Man ſagt es allgemein, und die Berliniſche „Freimütigkeit" hat das Gerücht auf elende Weiſe weiter verbreitet. Es iſt indes etwas Wahres daran. Wer von Goethe (wie es Bürger tat) eine weichliche Hingiebigkeit erwartet, ein zärtliches Entgegenkommen und ein herzliches Anſchmiegen, der wird gewöhnlich betrogen. Ich kann mein eigenes Beiſpiel anführen, da ich, als ich Schiller ſoeben verlaſſen hatte, vor drei Jahren [um Weihnachten 1800] zuerſt zu Goethe kam und ihn ebenſo erwartete. Ich ward zurückgeſtoßen durch ſein Auge; ich fühlte mich zu klein, zu ſchwach, mit Einem Worte, es war der Eindruck einer gewaltigen Maſſe auf das unvorbereitete Auge. Ich verließ ihn voll Ehrfurcht, aber konnte ihn nicht lieben.

Nachher ſah ich ihn öfter auf Augenblicke, konnte aber nie meine Schüchternheit überwinden, noch mein reines Zutrauen erwecken. Als mich nun Goethe als Lehrer der Weimarer Schule in Vorſchlag brachte und mein Vater deshalb herüber reiſte, ſagte Goethe zu ihm, nun ſolle er mich einmal auf drei Tage hinüberſchicken; er kenne mich freilich wohl, aber doch nur oberflächlich, denn ich ſei immer ſo ſchüchtern und einſilbig gegen ihn geweſen. Denke dir meine Freude, als mein Vater mir das wiederſagte und mir hierdurch die Gewißheit gab, von nun an alle Schüchternheit fahren laſſen zu dürfen.

427. Caroline Herder an Knebel:

Weimar, den 21. Januar 1801.

Daß Goethe lebt, darüber wollen wir Gott danken. Es möchte ohne ihn nicht gut in Weimar werden. Er iſt doch immer der, der Schranken ſetzt, wenn es zu bunt werden will!

428. Caroline an Auguſt Wilhelm Schlegel:

Braunſchweig, den 27. Februar 1801.

Goethe iſt wohl und freundlich und ſprudelt von bon mots auf alle ſchlechten Poeten; ein wenig eingefallen ſoll er im Geſicht ausſehn. Er hat das Zimmer verlaſſen, in welchem er krank gelegen, um nicht an dieſen Zuſtand errinnert zu werden.

429. Böttiger an Rochlitz:

Weimar, den 13. März 1801.

Goethe iſt zwar völlig geneſen und die kleinen Ueberreſte einer Beule, die er noch über einem Auge hat, ſind von gar keiner Bedeutung, indeſſen will man doch bemerken, daß er äußerſt reizbar und wieder in andern Rückſichten weicher und menſchlicher ſei.

430. Caroline Herder an Knebel:

Weimar, den 22. April 1801.

Goethe ſpielt ewig ſeine Buhlerkünſte, wenn er glaubt, jetzt ſei ein Augenblick, da ein Anderer, außer ſeiner Clique, etwas geleiſtet hat. O Lieber, uns ekelt dieſer Buhlerliſt! niedrig, eitel!

Einen Zug habe ich vorgestern von ihm gehört, der uns bisher fremd und unmöglich schien — einen edlen Charakter hatten wir ihm doch zugetraut! — — —

431. Chr. von Rommel:

Göttingen, Juni 1801.

Während meines ersten Aufenthaltes in Göttingen besuchte auch Goethe die dortige Bibliothek zu einem seiner naturhistorischen Hors d'oeuvres. Ich sah ihn fast täglich mit seinem etwa achtjährigen Sohne in einem sehr nachlässigen Kostüme vorbeiwandern, hörte aber, wie elegant er des Abends in den Soireen bei Blumenbach erscheine.

Den alten Heyne hatte er bei dem ersten Besuche durch ein scherzhaftes, unter archäologischen Gesprächen eine Zeitlang fortgeführtes Inkognito mystifiziert.

Ich war auch bei der abendlichen Studentenovation in der Allee, die ihm, eben weil sie polizeiwidrig war, im Kontrast zu der weimarischen Philisterhaftigkeit so viel Freude machte.

432. August Wilhelm Schlegel:

September/Oktober 1801.

Auf Goethes Brustbild von Friedrich Tieck:

Sieh hier Goethes geweihetes Haupt: gleich mächtig umfaßt es
Neben Geschäften des Staats Kunst, Poesie und Natur.

433. Schiller an Körner:

Weimar, den 16. November 1801.

Göthe hat eine Anzahl harmonirender Freunde zu einem Clubb oder Kränzchen vereinigt, das alle 14 Tage zusammenkommt und soupiert. Es geht recht vergnügt dabei zu, obgleich die Gäste zum Theil sehr heterogen sind, denn der Herzog selbst und die fürstlichen Kinder werden auch eingeladen. Wir laßen uns nicht stören, es wird fleißig gesungen und poculiert.

434. Aufzeichnungen des Engländers Henry Crabb Robinson:

Weimar, den 20. November 1801.

Meine Gefährten nahmen mich dann zum Professor Meyer mit, der uns Goethe vorstellte — dem großen Manne, dessen erster Anblick

wohl mit Recht eine Epoche in dem Leben eines jeden bilden muß, der sich ernstlich mit Poesie oder Philosophie beschäftigt hat.

Ich hatte gegen Seume geäußert, daß ich mit Wieland zu sprechen, Goethe aber nur anzuschauen wünschte — und dieser Wunsch ging buchstäblich in Erfüllung. Mein Begriff von seiner Größe war ein so großer, daß ich glaube, hätte sich auch die Gelegenheit dargeboten, ich würde doch unfähig gewesen sein, in eine Unterhaltung mit ihm einzugehen; aber, wie es sich gerade fügte, so war es mir gestattet, ihn nur stillschweigend anstaunen zu dürfen. Goethe lebte in einem großen und hübschen Hause d. h. — für Weimar. Vor der Tür seines Arbeitszimmers war in Mosaik ein Salve ausgelegt. Bei unserm Eintritt erhob er sich und deutete uns etwas kalt und zurückhaltend an, uns zu setzen. Da er sein strahlendes Auge auf Seume richtete, der das Wort führte, so hatte ich sein Profil vor mir, und so blieb es die zwanzig Minuten lang, die wir verweilten. Er war damals im zweiundfünfzigsten Jahre und fing an, wohlbeleibt zu werden. Mich dünkt, daß er eine der ausdrucksvollsten, schönsten persönlichen Erscheinungen war, die mir je zu Gesicht gekommen sind. Mein Ehrfurchtsgefühl wurde noch durch einen Zufall gesteigert. Das letzte Schauspiel, welches ich in England gesehen hatte, war „Maß für Maß", worin einer der bedeutendsten Momente der war, als Kemble, der den Herzog gab, verkleidet als Mönch, vor Lucio die Kutte abwirft. Hierauf bestieg Kemble mit dem Ausdruck bewundernswerter Hoheit den Thron und übergab den Verbrecher dem Gericht.

Goethe blieb fortwährend in derselben Stellung sitzen, und ich behielt genau dieselbe Richtung seines Antlitzes im Auge. Die Unterhaltung war gänzlich unbedeutend. Meine Begleiter sprachen von sich, Seume von seiner unglücklichen Jugend und seinen Abenteuern. Goethe lächelte, wie es mir schien, gütig und herablassend. Als wir entlassen worden waren und ich mich wieder in der freien Luft befand, fühlte ich meine Brust wie von einem Druck erlöst und rief aus: „Gott sei Dank!" — Später sah ich ihn unter besseren Auspizien; doch davon seiner Zeit.

Goethe ist oft wegen seines Stolzes getadelt worden, und Bürger machte ein Epigramm darauf, welches die Beneider und Herabsetzer großer Männer sich wiederholten. Ich glaube jedoch, daß G. dieses Benehmen zu seiner Selbstverteidigung nötig hatte: es war der einzige Schutz gegen Zudringlichkeit, die sonst ihm und der Welt einen großen Teil seines Lebens geraubt hätte.

435. Aus den Erinnerungen des Schauspielers Heinrich Schmidt:

Weimar, 1801.

Ich beschloß, mich dem Theater zu widmen, jedoch nicht ohne vorher den Rat einsichtsvoller Männer darüber erforscht zu haben. Wie konnte ich aber in Weimar über die Wahl dieser Männer anstehen! Lebte nicht Schiller da, und hatte er mich nicht freundlich aufgenommen? An ihn wandte ich mich und wagte es, ihn um seine Meinung zu bitten. Der sorgsam bescheidene Mann wollte es nicht allein auf sich nehmen und versprach, mit Goethe darüber zu sprechen. Mit Goethe! Wie sehr ergriff mich diese Aussicht! War nicht Goethe mein höchstes Ideal, dessen Schriften mir von frühester Jugend an den höchsten Genuß gewährt hatten! Oft hatte ich die heißesten Tränen dabei vergossen und wußte mir selbst nicht zu erklären, warum. Mit hochklopfendem Herzen sah ich also dem weitern Erfolg entgegen. Bald darauf erhielt ich auch wirklich eine Einladung, zu Schiller zu kommen. Es war eines Sonntags Nachmittags um 5 Uhr. Auch Goethe kam. Ich las einiges vor, einen Monolog und einige Scenen aus „Leben und Tod König Johanns" von Shakespeare. Goethe sprach sich dann weitläufig und, was noch mehr, mit augenscheinlicher innerer Anregung über den Schritt aus, sich dem Theater zu widmen, und wandte dann das Ausgesprochene auf mich an. Wenn er auch, meinte er, hier Verständnis des Dichters, entsprechende Aeußerlichkeit, gutes Organ zugeben wolle, so könne er doch zwei Besorgnisse nicht umgehen, nämlich daß mich, wenn ich jetzt so unvorbereitet in die Welt träte, das Leben selbst in seine magischen Kreise und somit von der Neigung und Liebe zum nachgespiegelten hinwegziehen würde, und doch würde ich der Nachhülfe dieser Neigung und Liebe noch sehr bedürfen, um auf dem Wege zum Ziele zu beharren, da er mir dadurch sehr erschwert werden würde, daß mir Nachahmungstrieb und Nachahmungsgabe, worauf jetzt noch die Schauspielkunst hauptsächlich mit begründet sei, gänzlich abzugehen scheine. Er verbreitete sich noch umständlicher darüber und verließ uns hierauf, um zu den Frauen, wie er sagte, in das anstoßende Zimmer hinüber zu gehen. Währenddessen war der höchst liebens- und verehrungswürdige Schiller treulich und angelegentlich bemüht, mir noch näher zu erklären, was Goethe gemeint und geäußert hatte, doch ohne sich irgend einen Zusatz zu erlauben. Er bezeigte dabei so viel gutmütigen Anteil, daß ich davon innigst gerührt wurde.

„Zwei große Männer!“ ſagt man wohl, wenn man eben die Schriften Goethes und Schillers durchgeleſen hat und den letzten Band bedächtig und ſorgſam in den Bücherſchrank hineinſchiebt und gemächlich den andern Bänden wieder anreiht. Doch ſolche zwei große Männer von dem Standpunkt eines jungen Menſchen aus betrachtet, der ſein kleines Leben von dem Augenblick an, wo in ihm der Sinn für das Schöne und Große erwachte, mit enthuſiaſtiſcher Verehrung für dieſe Männer zu bereichern und zu verſchönern ſtrebte, wie ſie nun mit rein menſchlich liebevoller Sorgfalt, ja mit wirklich väterlichem Anteil und Rat aus freiem Antrieb für ſeine Zukunft, ſeine fernere Ausbildung bemüht ſind — iſt es nicht das Höchſte, womit ein jugendlich empfängliches Gemüt für ſein ganzes Leben bis ins ſpäteſte Alter erhoben und beglückt werden kann? Ruft es da nicht aus den innerſten Tiefen des Herzens unwillkürlich: Der Menſch gehört allem Großen an, und wo ſeine Maße enden, erwacht ſein Herz. Er liebt nur, was er nicht umfaſſen kann, was, indem er es bewundernd in ſich aufnimmt, ihn ſelbſt ſich höher zeigt, da es ihn zu ſich emporzieht!

Goethe erſchien mir von dieſem Abend an noch liebens- und verehrungswürdiger, da ich ſo unmittelbar geſehen und empfunden hatte, wie ſehr Schiller ihn liebte.

Als Goethe zurückgekommen, erteilte er mir für den Fall, daß ich nun noch bei meinem Vorſatz beharren wollte, die höchſt willkommene Erlaubnis, zweimal die Woche zu ihm zu kommen und mit ihm eine auswendig gelernte Rolle durchzugehen. War ich nun, als ich am Abend Schiller verließ, von den einzigen, für mich ſo höchſt wichtigen Erfahrungen dieſes Tages wie berauſcht, ſo ſollte es der glückliche Zufall fügen, daß ich den Abend noch bei unſerm Herder ſpeiſte, wo ich natürlich der Ereigniſſe des heutigen Tages und beſonders der Ausſprüche Goethes und der Art ſeiner Mitteilung, die ich echt poetiſch nannte, mit Begeiſterung erwähnte. . . .

Daß und mit welchem Eifer ich nun die mir von Goethe erteilte Erlaubnis, die Woche zweimal zu ihm zu kommen, benutzte, darf ich nach dem bereits Mitgeteilten wohl nicht beſonders erwähnen. Wir waren gewöhnlich in ſeinem Studierzimmer und gingen dann wohl auch im Garten auf und ab.

436. Schiller an Cotta:

Weimar, den 10. Dezember 1801.

Sie fragen mich nach Göthen und ſeinen Arbeiten. Er hat aber leider ſeit ſeiner Krankheit gar nichts mehr gearbeitet und macht auch

keine Anſtalten dazu. Bei den trefflichſten Planen und Vorarbeiten die er hat, fürchte ich dennoch daß nichts mehr zu Stande kommen wird, wenn nicht eine große Veränderung mit ihm vorgeht. Er iſt zu wenig Herr über ſeine Stimmung, ſeine Schwerfälligkeit macht ihn unſchlüſſig und über den vielen Liebhaber Beſchäftigungen, die er ſich mit Wiſſenſchaftlichen Dingen macht, zerſtreut er ſich zu ſehr. Beinahe verzweifle ich daran, daß er ſeinen Fauſt noch vollenden wird.

437. Aus Eduard Genaſts Tagebuch:

Weimar, Ende Januar 1802.

Goethe ſagte bei der erſten Leſeprobe [der Turandot] zu den Darſtellern dieſer Rollen [Pantalon, Tartaglia, Brigella und Truffaldin]: „Nun wollen wir einmal dieſe vier Masken ganz beſonders ins Auge faſſen. In Italien hatte ich großes Wohlgefallen an ihnen, und ſie haben mich ſtets ergötzt. Zunächſt iſt zu beachten, daß eine bedeutende Abſtufung in der Charakteriſtik bei den vier Perſonen in Bewegung, Mimik und Rezitation ſich herausſtellt.“ Nun las er uns die Szenen derſelben vor und entwickelte dabei eine ſolche draſtiſche Komik, daß ſich unter dem ganzen Perſonale eine ausgelaſſene Heiterkeit verbreitete. Er ſelbſt amüſierte ſich höchlich dabei. „Nun,“ ſagte er, „verſucht einmal auf dieſe Art und Weiſe, den Intentionen unſers Schiller nachzukommen, aber ohne mich zu kopieren; jeder folge ſeinem eigenen Naturell.“

438. P. A. Heiberg:

Falk iſt mit Goethe ſehr intim und bewies mir klar, wie dieſer aus Prinzip ſtolz iſt, wenn er repräſentiert oder ſich in Geſellſchaft von Leuten befindet, mit denen er nicht harmoniert, dagegen ungemein liebenswürdig iſt unter denen, die er kennt und ſchätzt.

439. Wieland an Böttiger:

Oßmannſtädt, den 11. April 1802.

Göthe hat mir allerdings am verwichnen Donnerstag einen ebenſo unerwarteten als angenehmen Nachmittagsbeſuch gemacht. Wir waren

mehrere Stunden vergnügt und traulich, und ſprachen von mancherley, aber von allen theatraliſchen Abenteuern der letztvergangenen Wochen und Monate ne γρυ quidem.

440. Aus Eduard Genaſts Tagebuch:

Am 20. Juni ging die Geſellſchaft nach Lauchſtädt, wo das neuerbaute Theater am 26. Juni mit dem Vorſpiel „Was wir bringen" und der Oper „Titus" eröffnet wurde. . . .

Goethe hatte ſeinen Platz auf dem Balkon genommen. Nach dem Vorſpiel brachte das Publikum Goethe ein dreimaliges Hoch, indem es ſich erhob und ſeine Blicke nach ihm richtete. Er trat vor und ſprach: „Möge das, was wir bringen, einem kunſtliebenden Publikum ſtets genügen." Nach dieſen Worten zog er ſich zurück und kam auf die Bühne, um dem Perſonale ſeine Zufriedenheit mitzuteilen.

441. J. G. Gruber:

Ein andermal hatte der Kapellmeiſter Reichardt ihm [Auguſt Lafontaine in Halle] geſagt, daß er in einigen Tagen ihm einen Kaufmann aus Hamburg zuführen werde, und kam wirklich auch mit einem Fremden zu ihm, den er ihm mit einigen Worten vorſtellte, die er nicht verſtand und für das Gewöhnliche nahm. Man ging in den Garten. Den Fremden intereſſierte die ſchöne Baumallee. Er blieb aber am Ende des Ganges ſtehen, betrachtete lange die Ausſicht und äußerte dann, eine ſo impoſante Maſſe von großartigen Gebäuden, wie ſich hier auf einen Blick darſtelle, nie, ſelbſt in Italien nicht, geſehen zu haben. Das Geſpräch lenkte ſich davon auf Kunſt und Altertum, und Lafontaine hörte mit Erſtaunen, wie kenntnis- und geiſtreich dieſer Kaufmann war, an welchem ſein Intereſſe von Minute zu Minute wuchs. Es war ganz gegen ſeine Sitte, jemand um ſeinen Namen zu fragen, diesmal aber ſagte er beim Abſchied: „Mein Herr! Sie haben mir ein ſo großes Intereſſe eingeflößt, daß ich nicht unterlaſſen kann, Sie um Ihren Namen zu bitten." — „Mein Name iſt Goethe." — „Mein Himmel," ſagte Reichardt, „ich hab's Ihnen ja beim Eintreten geſagt." — „Was wollen Sie geſagt haben! Einen Kaufmann aus Hamburg haben Sie mir an-

gekündigt, und beim Eintreten haben Sie nichts gesagt, sondern etwas gemurmelt. Wenn Sie künftig Goethe ankündigen, so sprechen Sie deutlich, Herr! Sie brauchen bloß seinen Namen zu nennen. Aber — so wendete er sich zu Goethe — im Grunde ist mir das Mißverständnis recht lieb; denn hätte ich Ihren Namen gewußt, so hätte ich gleich nichts anderes von Ihnen erwartet, als was ich gehört habe." Schnell eilte er nun aber zu seiner Frau: „Geschwind, Fiekchen, Goethe!" — Die gute Frau sah aber nichts weiter von ihm als — was mancher Kritiker auch nur gesehen hat — seinen Zopf.

442. Eduard Genasts Tagebuchaufzeichnungen:

Rudolstadt, Ende August 1802.

Wir blieben bis Ende August [in Lauchstädt] und gingen dann auf vier Wochen zum Vogelschießen nach Rudolstadt, wo eine große Masse von Fremden sich alljährlich zu diesem Hauptvergnügen des thüringer Volkes versammelte. Der Herzog Carl August, der Herzog von Gotha, der Fürst von Sondershausen und die von Reuß, Schleiz, Greiz und Lobenstein waren zu diesem Fest gewöhnlich die Gäste des Fürsten von Rudolstadt und amüsierten sich, stets unter das Volk sich mischend, wochenlang. Auch Goethe kam zuweilen. Drollig war es anzusehen, wenn die fürstlichen Herren, Goethe mit unter ihnen, sich um eine Bratwurstbude stellten und dann, ein jeder mit einer solchen bewaffnet, unter dem Publikum einherwandelten, oder wenn sie mit den hübschesten Landmädchen in einer Lottobude saßen und diese mit Wein oder Punsch regalierten; der Schluß war dann gewöhnlich, daß jeder seine hübsche Dirne an den Arm nahm, die Musik herbeigeholt und eine Polonaise eröffnet wurde, die den ganzen Anger und alle Säle durchwogte und an der das ganze Volk jubelnd Teil nahm. Diese Herablassung gewann ihnen aber auch die Herzen aller, nicht nur der begünstigten Schönen.

443. Johann Gottfried Schadow:

Weimar, September 1802.

Unser dritter Besuch war bei Herrn von Goethe, wo uns Meyer gemeldet hatte; der Bediente fragte, ob G. Schadow dabei sei, er öffnete den Saal, und Meyer erschien. Man besah eine Kopie

Titians von Bury, illuminierte Blätter aus der Farneſina und eine Büſte der Unzelmann. Herr von Goethe trat auf, ſchnellen Schrittes. „Sie wollen mir das Vergnügen Ihres Beſuches geben," ſagte er und befahl, uns Stühle zu geben. Seine erſte Frage war nach Zelters Befinden, von dem ich ihm einen Brief gab, wobei das Geſpräch blieb und er wenig ſagte. Ich wollte auf was anderes kommen und benahm mich ungeſchickt, indem ich fragte, ob er verſtatten würde, mit dem Zirkel die Maße nehmend, ſeinen Kopf zu zeichnen? Dies ſei bedenklich, ſagte er, „denn die Herren Berliner wären Leute, die daraus manches deuten möchten — in Weimar wäre einer geweſen, der Galls Lehre anhinge, nämlich der Dr. Froriep, der grade verreiſt ſei."

444. Erneſtine Voß:

Jena, Winter 1802/3.

Voßens Verhältnis zu Göthe geſtaltete ſich von Anfang an ſehr freundlich. Daß es kein herzliches werden konnte, fühlten wir gleich; dazu waren beide Naturen zu verſchieden. Dem Manne, der ſich überall vielſeitig bewegte und in allen Fächern zu glänzen bemüht war, konnte das Streben, in einem engeren Kreiſe nach Vermögen zu wirken, leicht einſeitig und beſchränkt erſcheinen. Indeſſen ſtrengten beide ſich an, die Seiten, wo ſie ſich berührten, feſtzuhalten und das Gute, das ſie aneinander ſchätzten, zu würdigen: Göthe augenſcheinlich weniger als Voß, denn es zeigte ſich bald, daß die gewöhnlichen Geſpräche, in denen ſo mancherlei nicht zur Sprache kam, Göthe nicht befriedigten. Doch hatte er recht viele Stunden, in denen er ſich in ſeiner ganzen Herzlichkeit zeigte. . . .

Als wir im neuen Hauſe eingerichtet waren, kam Göthe auf mehrere Wochen nach Jena und beſuchte uns oft; auch holte er Voß mehrmals zu einer Spazierfahrt ab, von der dieſer ſtets heiter nach Hauſe zurückkehrte. Unſere Bitte, abends zuweilen mit uns vorlieb zu nehmen, erfüllte er gern; ſich anmelden zu laſſen, dazu war er nicht zu bewegen, hinzufügend, für das, was er bei uns ſich holen wollte, wäre auch das kleinſte Mahl das rechte.

Gegen mich war er ſtets ſehr artig. Eine Freundlichkeit werde ich ihm nie vergeſſen, die mein Herz traf. Einmal fand er mich im Garten knieend auf dem Boden, um die Einfaſſung auszubeſſern. Er unterſuchte teilnehmend mein Geſchäft und riet, Sachen zu wählen

die nicht so leicht vom Zufall gestört würden. Meine Antwort war, ich wäre noch zu unkundig in Jena, um die Plätze zu wissen, wo man sich dergleichen verschaffe. Ich arbeitete fort, während die Herren auf und ab gingen. Als wir einige Tage später abends aus einer Gesellschaft heimkehrten, fanden wir alles gar zierlich und hübsch eingefaßt und überall Sommerblumen hingepflanzt, unter denen so manches alte Bekannte. Göthe wollte den Dank dafür nicht annehmen, ward aber beim nächsten Besuch sehr heiter gestimmt durch unsre Freude daran.

445. Henriette von Knebel an ihren Bruder Karl:

Weimar, den 1. Dezember 1802.

Es ist hier in Weimar, wo das Leben aus vollen Pulsen quillt und die Thätigkeit und Wirksamkeit zur höchsten Anstrengung steigt, nicht Sitte, von Todten oder gar von Begrabenen zu sprechen. Als man an dem Todestag der guten Elise Gore mit dem Goethe von ihr sprechen und ihren Verlust bedauern wollte, so wies er das Gespräch gleich zurück und sagte, wie man sich nur von einem Märchen, das immer dasselbe wäre, unterhalten könnte. Ganz kurz zuvor hatten ihm Gores sehr viel Gutes und Angenehmes erzeigt. Aber in dem sogenannten Genuß seines vollen Lebens darf ihn nichts stören.

446. Schiller an Wilhelm von Humboldt:

Weimar, den 17. Februar 1803.

Es ist zu beklagen, daß Goethe sein Hinschlendern so überhand nehmen läßt und weil er abwechselnd alles treibt, sich auf nichts energisch concentriert. Er ist jezt ordentlich zu einem Mönch geworden und lebt in einer bloßen Beschaulichkeit, die zwar keine abgezogene ist aber doch nicht nach außen productiv wirkt. Seit einem vierteljahr hat er, ohne krank zu seyn, das Haus, ja nicht einmal die Stube verlassen. Von dem was er treibt wird er Ihnen selbst Nachricht gegeben haben. Wenn Goethe noch einen Glauben an die Möglichkeit von etwas Gutem und eine Consequenz in seinem Thun hätte, so könnte hier in Weimar noch manches realisiert werden, in der Kunst überhaupt und besonders im dramatischen. Es entstünde doch etwas, und die unselige Stockung würde sich geben.

447. Chriſtiane Vulpius an Dr. Nicolaus Meyer:

Weimar, den 21. April 1803.

Ich lebe ganz ſtill und ſehe faſt keinen Menſchen, das Theater nur iſt meine Freude, denn wegen dem Geh. Rath lebe ich ſehr in Sorge, er iſt machmal ganz hypochonder, und ich ſtehe oft viel aus, doch trage ich alles gerne, da es ja nur krankhaft iſt, habe aber ſo gar Niemanden, dem ich mich vertrauen kann. Schreiben Sie mir aber hierauf nichts, denn man muß ihm ja nicht ſagen, daß er krank iſt; ich glaube aber, er wird wieder einmal recht krank. Neulich als Ihr Brief ankam, war er ſehr luſtig, und ſagte zu mir: „ſehe nur mal was dem Doktor ſeine Briefe an Dich ſo klein und unbedeutend werden, erinnerſt Du Dich, ich habe Dir es einmal voraus prophezeit, und wirſt bald gar keine mehr bekommen.“ Laſſen Sie das nicht in Erfüllung gehen, und ſchreiben Sie mir bald und viel, denn eine ganze Zeit habe ich ſehr wenig von Ihnen gehört, denke mir aber feſt, daß Sie der Freund noch ſind, der Sie waren, wie ich auch das bleibe, was ich war.

448. Heinrich Voß:

Jena, Oktober 1803.

Noch denke ich mit Freude eines Abends, wo Schiller in unſerem Hauſe, auf unſerem ſchwarzen Sofa, unter Agnes' Bilde, ich möchte ſagen mit Begeiſterung von Göthes durchaus edler, aber oft verkannter Natur ſprach. Und aus welch einem Herzen entſprangen dieſe Worte! Wahrlich, eine ſchönere Verherrlichung gibt es nicht! kann es nicht geben! Die Nachwelt wird ſtaunen über die Größe und Tiefe ſeines Geiſtes. Lieben und mit Innigkeit an ihm hangen wird ſie, wenn ſie erfährt, daß ihn Schiller mit ganzer Seele geliebt hat.

449. Philipp Otto Runge an Pauline Suſanne Baſſenge:

Weimar, den 16. November 1803.

Wie ich hier geſtern Abend abbrach und nebenan zu Voigt's ging, traf ich Goethe'n auch dort, der zufällig hingekommen war. Er gefällt mir ſehr, muß ich ſagen; er kam mir gleich entgegen und fragte, was ich mache und arbeite. — Wir haben ſo die Präludia

mit einander gemacht; ich ſchien ihm doch zu gefallen. Er wollte es einigemal verſuchen, mich durch derbe Anrede und ſein ſtarkes Anſehen aus dem Zuſammenhang zu bringen; ich blieb aber darin, und werde es will's Gott! auch bleiben: ich habe ihn eben wieder grade angeſehen, und das, was ich meyne, ihm ſo unverhohlen geſagt, daß er wohl ſah, wie ſehr es mein Ernſt, und mein iſt; nicht von mir ſelbſt mein, ſondern von Gott, dem alle Dinge ſind. E hatte keine Zeit, ſein Wagen ſtand vor der Thür, und doch ſagte er: ich kann nicht davon kommen. Er iſt ein ſtarker und hartnäckiger Mann, gegen den ich wie ein Kind ſtehe, das ohne Waffen iſt, und doch fürchte ich mich nicht, auf welcher Seite er ſtehe, ob neben mir oder gegen mich.

450. Henriette von Knebel an ihren Bruder Karl:

Weimar, den 22. Dezember 1803.

Goethe wird künftigen Sonnabend herkommen und die Frau von Staël bei ſich im Hauſe zuerſt bewirthen. Sie hat ihn ſo dringend und von allen Seiten darum bitten laſſen, daß er nicht anders konnte, aber er ſträubt ſich und iſt ſehr melancholiſch.

451. Erneſtine Voß:

Gegen die Zeit der Weinleſe war Göthe wieder auf einige Monate in Jena, aber er traf es bei uns nicht ſo, daß bei ihm die Luſt zu häufigen Beſuchen entſtehen konnte; denn was uns drückte, lag außer dem Kreiſe ſeiner Teilnahme. Doch ſollten wir ihn auch in dieſer Zeit von ſeiner liebenswürdigſten Seite kennen lernen. Dann kam er abends in ſeinen Mantel gehüllt, den er, wie er erzählte, noch in ſeiner Kriegsperiode genutzt, und hatte vorn auf der Bruſt eine Laterne, an einem Haken hängend. So faßte ihn einmal Voß, als er ſeine Hülle abgeworfen hatte, kräftig ſchüttelnd an beide Schultern, und ſagte: „Ihr habt etwas gemacht, was uns gar ſehr mißfallen.“ — „Wieſo?“ rief er verwundert, mit ernſtem Geſicht. — „Ihr habt eine Sammlung ſo ſchöner Lieder ſoeben drucken laſſen und uns nicht einmal auf dieſe Freude vorbereitet.“ Der Übergang vom Ernſt zu heiterer Gemütlichkeit in ſeinem ſchönen Auge war unbeſchreiblich, und er ließ uns beide fühlen, daß ihn dieſes angenehm

überraſcht. Voß las nun mehrere Lieder ſelbſt vor, über andere entſtand ein lebhaftes Geſpräch. — Ein andermal trat er ins Zimmer, als ich eben einen herzlich kindlichen Brief von ſeiner Nichte Nicolovius erhalten hatte, in dem ſie auf ihre gar zu liebe Weiſe aus dem häuslichen Kreiſe erzählte, wo ich ſo ganz heimiſch war. Von dieſer Nichte hatte ich ihm ſchon manches mitgeteilt. „Wenn Sie dieſen Brief leſen," ſagte ich zu ihm, „ſo ſehen Sie das liebe Kind, ganz wie es iſt." Er nahm ihn raſch aus meiner Hand und fing mit heitern Zügen an zu leſen. Allmählich wurden ſie ernſter, und am Ende liefen ihm die hellen Tränen über die Wangen. Er ſaß eine Weile ſchweigend, bis er mit lebhaftem Gefühl ausrief: „Dieſe Tochter iſt das wahre Ebenbild meiner Cornelia."

452. Heinrich Voß an Abeken:

Jena, den 26. Januar 1804.

Welchen herrlichen Abend hatten wir neulich durch Göthe, der um ſieben Uhr kam und ſich ſelbſt zum Abendeſſen meldete. Er war ſo lebendig, teilnehmend, herzlich, wie ich nie von ihm erwartet hatte. Auch offenherzig, ſelbſt in unſer aller Gegenwart, wie er vielleicht ſeit Jahren nicht geweſen iſt. Auf meinen Vater hält er gar viel. Der ſagte wie im Zorne zu ihm: „Es iſt doch eine Schande, daß Sie einen ſo herrlichen Liederalmanach herausgeben und es Ihren Freunden geheim halten." Da funkelten dem Göthe die Augen, er fiel meinem Vater um den Hals und konnte ſeine Freude nicht ſtark genug ausdrücken, daß er was produziert habe, was einem ſolchen Richter, wie er ſagte, gefiele. Er wurde immer wärmer und ſprach nun von dem, was er ausführen wollte, wenn ihn Götter und Menſchen begünſtigten.

453. Friedrich Wilhelm Riemer an Friedrich Frommann:

Weimar, den 11. Januar 1804.

Sie wiſſen doch daß Göthe unpaß iſt, krank mag ich nicht ſagen, ob er gleich meiſt zu Bett liegt; es rührt wahrſcheinl. von einem zurückgetriebenen Echauffement her u. ſcheint weiter nichts auf ſich zu haben, als daß er nun nicht ausgehen kann, u. manchmal nicht guten Humors iſt. Geſtern Abend las ich ihm einen Geſang aus der Voſſ. Iliade vor. Da war er ſehr geſprächig u. ich habe manches dabey gelernt, was man eben nicht in der Schule lernt.

454. Heinrich Voß an Abeken:

Ich bin zehn Tage bei Göthe gewesen. Eine himmlische Zeit, die mir noch wie ein schöner Traum vor der Seele steht.

Ich kann Dir nicht sagen, wie schwül ich anfangs wurde, als ich mich in Weimar präsentieren sollte. Die Leute hatten — Gott weiß, wodurch! — eine zu vorteilhafte Meinung von mir; auch Göthe. Nun hatte er sich zu meinem Examinator erboten. Das alles war mir so feierlich und — ich weiß selbst nicht wie!

Mir hat das Herz gepocht, als ich vor seinem Hause still hielt, als ich die Treppe hinaufging, als sich die Stubentür öffnete. Der Mann war mir so furchtbar majestätisch. Aber wie ganz anders war mir zu Mute, als er mich freundlich anblickte und ich Durchgefrorner seinen warmen Händedruck fühlte. Er fing auch gar nicht auf der Stelle ein ernsthaftes Gespräch an; er fragte mich mit herzlicher Stimme nach meiner Gesundheit, die ich zum erstenmal einem so strengen Winter- und Windtage ausgesetzt hatte, ließ mich nahe an den Ofen rücken, wollte mir Kaffee, Wein, kurz alles Mögliche zum Frühstück auftischen. Der Ton, in dem er mit mir redete, war wie der eines Vaters, und da ward es mir nicht schwer, so viel Zutrauen zu ihm zu fassen und den Mut in seiner Gegenwart zu behaupten, was er so gerne an jungen Leuten wahrzunehmen scheint.

den 13. Februar 1804.

Am Abend dieses Tags nach Tische mußte ich Göthe meine Übersetzung von Horazens sechster Epistel des ersten Buchs vorlesen. Dies gab zu einem sehr schönen Gespräch Anlaß, dessen Eindruck nur mit dem Tode aus meiner Seele schwinden kann. Er redete über das Nil admirari — oder vielmehr über den Platonischen Anspruch, daß die Verwunderung die Mutter alles Schönen und Guten sei. „Der ist ein Tölpel," sagte er, „der sich nicht verwundern kann, auf den nicht die ewigen Naturgesetze in großen und kleinen Gegenständen — gleichviel, wie groß oder klein die Masse sei — einen mächtigen Eindruck machen." Das Resultat seiner Rede war, daß der Weise mit dem Nichtbewundern aufhöre, und so kam er auf den „edlen Horaz" zurück. Er sprach wohl anderthalb Stunden mit feurigen Mienen, mit der lebendigsten Aktion, aber immer mit solcher Besonnenheit, daß er die Wahrheit seines Themas so recht eigentlich durch die Tat beherzigte. . . . Dann redete er auch: über die Empfänglichkeit des Gefühls, wie ein lebendiger Geist in der ganzen Gotteswelt nichts als

Wunder erblickt und heilige Gottesoffenbarung. — Ich kann Dir das ſo nicht wiedererzählen; nimm mit bloßen Andeutungen vorlieb. Als er ausgeſprochen, nahm er ſein Licht, ſagte ein trockenes „Gute Nacht" und ging davon und ließ mich und Riemer wie Stumme gegeneinander ſitzen. Ob Göthe uns in Verwunderung hat ſetzen wollen, das weiß und glaube ich nicht, aber daß er es tat, weiß ich; denn wohl keiner hat einen Mittler Gottes und der Menſchen mit ſolcher Ehrfurcht betrachtet, als wir dieſen Mann in dieſem Augenblicke.

455. Benjamin Conſtant:

Weimar, den 26. Februar 1804.

Souper très intéressant chez Goethe. C'est un homme plein d'esprit, de saillies, de profondeur, d'idées neuves. Mais c'est le moins bonhomme que je connaisse. En parlant de Werther il disait: „Ce qui rend cet ouvrage dangereux, c'est d'avoir peint de la faiblesse comme de la force. Mais quand je fais une chose qui me convient, les conséquences ne me regardent pas. S'il y a des fous, à qui la lecture en tourne mal, ma foi tant pis!"

456. Erneſtine Voß an Esmarch:

Jena, den 26. Februar 1804.

Göthens Umgang iſt ein wahrer Zuwachs unſrer Glückſeligkeit. Man gewinnt ihn lieber, je mehr man ihn ſieht.

457. Anne Germain de Stael:

Goethe est un homme d'un esprit prodigieux en conversation; et l'on a beau dire, l'esprit doit savoir causer. . . . Quand on sait faire parler Goethe, il est admirable; son éloquence est nourrie de pensées; sa plaisanterie est en même temps pleine de grâce et de philosophie; son imagination est frappée par les objets extérieurs, comme l'était celle des artistes chez les anciens; et néanmoins sa raison n'a que trop la maturité de notre temps. Rien ne trouble la force de sa tête, et les inconvénients même de son caractère, l'humeur, l'embarras, la contrainte, passent comme des nuages au bas de la montagne sur le sommet de laquelle son génie est placé.

458. Henry Crabb Robinson:

Weimar, den 17. März 1804.

Im März 1804 erfuhr ich eine abermalige Einführung und zwar nicht eine blos formelle, wie das erste Mal, bei Goethe. Sie fand im Theater statt. Er saß in seinem Armstuhl in der ersten Reihe des Parterres. Ich hatte wiederholendlich einen Sitz genommen, der ihm nahe genug war, um gelegentlich einen flüchtigen Anblick seines Gesichts zu erlangen, hatte aber nie seine Beachtung auf mich zu ziehen gesucht. An dem Abend, von dem ich spreche, saß ich unmittelbar hinter ihm. Benjamin Constant kam mit ihm ins Theater, und nachdem ich mit diesem den Handgruß gewechselt, flüsterte er Goethe meinen Namen zu. Dieser wandte sich sogleich gegen mich und sagte mit einem ebenso einnehmenden Lächeln, als sein gewöhnlicher Ausdruck kalt und abweisend war: „Wissen Sie, Herr Robinson, daß Sie mich beleidigt haben?" — „Wie wäre das möglich, Herr Geheimerat?" — „Nun, Sie haben alle Welt in Weimar besucht, nur mich nicht." — Ich fühlte, daß ich errötete, als ich sagte: „Mögen Sie sich jede andere Ursache davon denken, Herr Geheimrat, als daß es aus Mangel an Ehrfurcht geschehen wäre." Er lächelte und sprach: „Es wird mir jederzeit angenehm sein, Sie zu sehen." — Ich gab natürlich am nächsten Morgen meine Karte ab und erhielt folgenden Tags eine Einladung zum Mittagsmahl. So speiste ich verschiedene Male bei ihm, bis ich die Nähe von Weimar verließ.

459. Ernestine Voß an Overbeck:

Jena, den 25. März 1804.

Göthe haben wir diesen Winter viel gesehen und gewinnen ihn mit jedem Male lieber. So ganz allein muß man ihn haben. Einen angenehmeren Gesellschafter kann man sich kaum denken.

460. Friedrich Laun (Schulze):

In Weimar . . . war natürlich mein Hauptwunsch, einige der dortigen Heroen der deutschen Dichtkunst und Literatur in Person kennen zu lernen. Von einem einzigen Tage . . . ließ sich jedoch freilich nicht viel erhoffen. Göthe und Wieland blieben daher die ersten Gegenstände, nach denen ich hinstrebte. . . .

Kaum hatte ich Falk mein Verlangen eröffnet, so tat er solches auch schon in einem Billet an Göthe, mit der Bitte um Bezeichnung einer Stunde zu meinem Empfange, kund. Die Antwort erfolgte unmittelbar darauf, sie lautete, daß Göthe von zwölf Uhr an zu Hause sein werde. Offen gestehe ich meine tiefste, innigste Verehrung des Vollendeten, und daß schon beim Eintritt in sein Haus meine ganze Seele freudig war und zwischen Hoffnung und Furcht sich bewegte. Das Salve am Fußboden, womit der hohe Mann jedem Eintretenden sogleich sein Willkommen so freundlich ausdrückte, beschwichtigte einigermaßen die letztere. Kaum hatte man mich im ersten Stock in ein Zimmer geführt und dem Hausherrn Meldung von meiner Ankunft getan, als auch schon Göthe erschien, ohngefähr in derselben Art gekleidet, wie späterhin Rauchs plastische, herrliche Nachbildung ihn so geistvoll und wahrhaft wiedergegeben hat. Seine Körpergröße und Haltung, das mächtig imponierende Jupiterhaupt, die mit starken Brauen regelmäßig überwölbten, dunkeln, ernsten Augen in dem edelsten Antlitz, das alles zusammen bildete eine unübersteigliche Schranke um ihn her. Aber er selbst zerbrach sie unmittelbar darauf mit einem belebenden und erwärmenden Sonnenblicke, als die schön geschnittenen Lippen sich zur Rede öffneten. Nichts hat mir meine damalige Geistesverfassung besser ins Gedächtnis zurückgeführt, als das, was der geniale H. Heine vor kurzem von seinem Besuche bei Göthe berichtete. Wie Heine, und ohne Zweifel manche andere, hatte auch ich mir oft und lange die Gegenstände bedacht, von denen ich womöglich Gelegenheit nehmen wollte zum Gespräch mit dem großen Manne. Aber alles wie von einer Windsbraut gewaltsam hinweggeblasen aus meinem Gedächtnisse! Und wenn ich auch nicht gerade, wie Heine, von den schönen Pflaumen auf dem Wege nach Weimar mir Stoff zur Anknüpfung eines Gespräches herholte, so bin ich doch überzeugt, daß es mir wenigstens gewiß nicht gelang, einen bessern zu diesem Zwecke aufzutreiben. . . .

Als ich von ihm schied, äußerte er wohlwollend, ich möchte bei einem nochmaligen Besuche Weimars längere Zeit darauf verwenden und nicht vergessen, wieder zu ihm zu kommen.

Der Eindruck von der ganzen Gestalt und dem Wesen des unsterblichen Mannes auf mich, als ich die durch sein Walten für immer geweihte Stätte verließ, war so mächtig, daß ich, wenn meine Verhältnisse damit zu vereinigen gewesen wären, lieber sogleich Weimar für immer zu meinem Aufenthalte erkoren hätte, um von den Gedanken seiner persönlichen Nähe fortdauernd erquickt und erhoben zu werden.

461. Heinrich Voß an seine Freunde:

An dem Tage, wo Dethleffen in Berlin angekommen ist, kam ich zu meinem köstlichen Goethe. Ich wurde seinem freundlichen Schreiben gemäß auf das herzlichste aufgenommen: Da ist ja unser Freund wieder, sagte er, drückte mir traulich die Hand und küßte mich. Ich sah ihm steif ins Auge und es schien mir freundlicher und milder, als jemals. Jawohl ist es wahr, was Du, liebster Solger, mir schriebst: es ist eine Wonne, einen großen Mann zu sehen; aber es ist noch eine größere Wonne, ihn von Herzen und in der innersten Seele zu lieben. Euch darf ichs ja unverhohlen sagen, daß auch ich ein wenig Liebe von ihm habe und mich dessen unaussprechlich freue. Da denke ich denn manchmal: wenn der für dich ist, wer mag wider dich sein? — Lieben Freunde! ich habe Göttertage gehabt. Ich habe Goethe noch mehr genossen, als das erste Mal, und jedes Restchen von Scheu und Furcht ist verschwunden. Ich verstehe jetzt das freundliche Salve, das vor seiner Stubentür steht; wahrhaftig auch zu seinem Herzen haben die Söhne des Staubes Zutritt. Ich kann manchmal schwelgen in dem seligen Gefühle, daß ein Mann wie Goethe herzlich sein kann; dies habe ich noch vor sechs Wochen nicht geglaubt, und hatte ein Gefühl weniger, in welchem ich mich jetzt so unaussprechlich reich fühle. — Meine Freunde verstehen mich, sonst schämte ich mich, daß ich Dinge schreibe, die so nahe an Überspannung grenzen, aber Gott sei mein Zeuge, daß ich in diesem Augenblicke von jeder Überspannung entfernt bin. Du teuerer Goethe! wer kann lebhaft an deine schöne, edele und freundliche Miene denken, ohne auf das innigste bewegt zu sein! Wenn Du wüßtest, liebster Abeken, welche Ehrfurcht und Liebe dieser Mann in Weimar durch sein bloßes Dasein verbreitet, wenn Du die vielen leisen Stimmen behorcht hättest, die über ihn einstimmig sich vernehmen lassen, ja, dann würde kein böses Gerücht über ihn nicht mehr bei Dir Eingang finden können, wie Du in einem Briefe schreibst, daß man dergleichen so oft hörte und dadurch irre würde. Ich bin weit entfernt, Goethe für ein durchaus fleckenloses Wesen zu halten; aber Fehler, die seine kleinste Tugend verdunkeln könnten, diese in ihm aufzufinden, das halte ich für ein vergebliches und, ich möchte sagen, ein verwegenes Unternehmen.

462. Heinrich Voß an Boie:

Jena, den 9. April 1804.

Ich bin abermals in Weimar gewesen bei dem Herrlichen und diesmal als Stubengenoß und Vizehofmeister seines August. Wenn

ich Ihnen den Inbegriff dieſer 10 Tage andeuten will, ſo muß ich ſagen: ich bin ſehr heiter und froh geweſen. Meine Hauptangelegenheit iſt zu einem ſchönen Ende gefördert, und ich habe Goethe diesmal noch mehr genoſſen als das vorige Mal. Seine Aufnahme war ſo herzlich; und was er mir in dieſer Zeit Liebes erzeigt hat, kann ich nicht beſchreiben. Er hat wie ein zärtlicher Vater für mich geſorgt; er ſinnt recht darauf, mir einen angenehmen Aufenthalt zu verſchaffen. Ich bin auch jetzt ſchon ganz eingewohnt daſelbſt; ich habe mir ſchätzenswerte Bekanntſchaften erworben und habe die Verſicherung von Göthe und Schiller, daß mir ihr Haus jederzeit mit herzlicher Liebe offen ſtehen ſoll. . . .

Es iſt kein Gegenſtand, der ſeiner Aufmerkſamkeit entgeht; in alles bringt er Geiſt und Leben, und wenn er auch von entlegenen Dingen redet, ſo nimmt er doch die um ihn her liegenden und wechſelnden Gegenſtände zu Hilfe, um ſeine Gedanken in ſie einzukleiden. Nie braucht er je ein anderes Gleichnis, als das von Dingen hergenommen iſt, die er grade vor ſich ſieht, und man wundert ſich oft, wie er aus einem erbärmlichen Stoffe etwas ſo Herrliches und Herzerhebendes zu bilden wußte. Wenn er dann in Feuer gerät, ſo wird ſein Schritt haſtiger, oder wenn er gewiſſe Gegenſtände fixiert, um ſie tief zu ergründen, dann ſteht er auch wohl gar ſtille und ſtemmt einen Fuß vor den andern, mit dem Körper rückwärts gebogen. Ihm bei Tiſche grade entgegen zu ſitzen und in ſein feuriges tiefes Auge zu blicken, iſt eine wahre Wonne. (Göthe ſagt ſelbſt einmal was Ähnliches in ſeinem Götz.) Es drückt ſich in ſeinen Zügen bei aller Majeſtät ſo viel Güte und Wohlwollen aus. Nie aber iſt er angenehmer und liebenswürdiger als des Abends in ſeinem Zimmer, wenn er ausgezogen iſt und entweder mit dem Rücken gegen den Ofen ſteht oder auf dem Sofa ſitzt. Ja, da wird es unmöglich, ſich ihm nicht hinzugeben. Ob es die Ruhe macht, die abendliche Stille, das Gefühl der Erholung von oft ſchweren Arbeiten, oder was es iſt. Dann iſt er am heiterſten und geſprächigſten, am offenſten und herzlichſten. Ja, Göthe kann die Herzlichkeit ſelbſt ſein. Dann hat ſein manchmal furchterregender Blick auch alles Schreckhafte verloren. . . .

Göthes Zutrauen und ſeine Liebe zu verlieren, wäre das Schrecklichſte, was mir in Weimar begegnen könnte, aber ſolange ich bleibe, was ich bin und fortfahre zu werden, was ich werden kann, ſolange werde ich ſein lieber Sohn bleiben, wie er mich mehrere Male genannt hat.

463. Heinrich Voß:

Einmal sprach er von Gott und Unsterblichkeit und war dabei in einer Bewegung, die ich Dir nicht beschreiben kann. Aber wohl steht mir noch vor Augen, wie er mit dem Leibe rückwärts sich lehnte und sein unbeweglicher, nur auf den Gegenstand, der seine Seele füllte, fixierter Blick, von dem Irdischen weggewandt, das Höhere und Unnennbare suchte. Dann ist er mehr als ein Mensch, ein wahrhaft überirdisches Wesen, dem man sich mit tiefer Ehrfurcht nur nahen kann.

464. Heinrich Voß an Niemeyer:

Weimar, im April 1805.

Oft bin ich bei ihm bis 10 Uhr Abends auf seinem Studirzimmer. Da sitzt der Göthe im tiefsten Negligé, im wollenen Jäckchen, auf seinem Sopha und unterhält sich oder läßt sich vorlesen; aber seine Gespräche dabei sind das Lehrreichste und Schönste. Wenn er dann recht lebendig ist, so kann er auf dem Sopha nicht aushalten; dann springt er auf und geht hastig im Zimmer auf und nieder, und jede Gesticulation, ihm selbst unbewußt, wird zur lebendigsten Sprache. Ja, dieser Mann spricht nicht blos mit dem Organ der Zunge, sondern zugleich mit hundert andern, die bei gewöhnlichen Menschen stumm sind; und aus seinen Augen stralt das seelenvollste Feuer. — Bei ruhigen Gesprächen ist sein Körper auch ruhig. So geschah es einmal bei Vorlesung eines Herbstliedes von meinem Vater, „über Gott und Unsterblichkeit", und kein Glied rührte sich an seinem Körper. Den Blick hatte er in die Höhe gerichtet, als wenn er das Überirdische suchte. In meinem Leben bin ich nicht so innerlich bewegt und so tief erschüttert gewesen als damals, wo er meinen Blick durch nie gesehene und betretene Pfade von der Erde zum Himmel führte, und dort zu einer Aussicht in die Ewigkeit schärfte. — Heißt es doch im gemeinen Leben, man solle Gott in seinen Werken lieben, und nun,

Thou cunning'st pattern of excelling nature,
du schönstes Bild der Meisterin Natur,

Du herrlicher Göthe, zu welcher Liebe und Ehrfurcht gegen die Gottheit vermagst du erst zu erheben!

465. Heinrich Voß an Boie:

Weimar, den 11. Mai 1804.

Göthe gewinne ich immer lieber, wenn es anders möglich iſt, hier noch zu ſteigen. Er iſt durchaus redlich und treu, wenn er ſich hingegeben, ein unbedingter Freund. Er hat mir viel Freiheit geſtattet, deren ich mich mit Beſcheidenheit und Ehrfurcht bediene; ich bin oft um ihn, und gehe nie unbelehrt von ihm. Was ich noch mehr ſchätze, iſt das Unnennbare, das durch ihn in die Herzen dringt, und mit Worten nicht ausgeſprochen werden kann. Göthe hat die Kunſt inne, Andere, ohne daß ſie es merken, zum Guten und Schönen zu lenken; ja es iſt auch gar nicht Abſicht, wenn er es thut; es iſt vielmehr ſein ganzes Weſen, das es, ihm ſelbſt unbewußt, hervorbringt. Vorigen Sonntag war ich den ganzen Nachmittag bei ihm ganz allein. Es war ein erquickender Mairegen; wir ſaßen im Gartenſaale vor der offenen Thür. Da war er ſo recht behaglich geſtimmt. Es war etwas unendlich Schönes und Edles, was ſeinen Reden zu Grunde lag; alles, worüber er ſprach, trug das Gepräge davon. Er ſprach einmal von der Peterskirche, und nie hörte ich über irgend einen Gegenſtand ſo eindringend und ſchön reden. Mir wurde recht wohl und weh ums Herz; ich habe meinen Blick nicht von ihm gewandt; es war mir, als müßte ich mich immer recht feſt an ihn ſchmiegen. Ein paar Mal, wie ich mich nachher beſann, habe ich ſeine Hand ergriffen, und ſie recht herzlich gedrückt. Göthe hat es lange gemerkt, wie lieb ich ihn habe, und daß er auch nicht leere Worte zu mir ſpricht; deswegen erlaubt er es mir, recht oft um ihn zu ſein; ich habe ihn gar nicht erſt darum zu bitten gebraucht. Ich darf ihn um alles fragen, um jede Belehrung bitten, jeden Zweifel unverhohlen mittheilen; kurz ich habe eine feſte Stütze an ihm, die mich nie ſtraucheln laſſen wird. Ich kann Ihnen verſichern, daß ich morgens beim Aufſtehen, wenn ich zur Taſſe Kaffee eine Pfeife rauche, faſt immer an Göthe oder an meine Eltern denke, und dann erſt recht geſtärkt an die Arbeit gehe.

Was Göthe's Geſpräche ſo lehrreich und intereſſant macht, welchen Gegenſtand er auch berührt, iſt das allgemeine, was allem auch dem ſpeciellſten ſeiner Rede zu Grunde liegt. Von ihm gilt die Bemerkung, die ich ehemals bei Wolf machte, in deſſen nicht exegetiſchen Stunden ich in einer Woche mehr für Exegeſe profitirte, als bei Nöſſelt in zwei Jahren. Göthe eröffnet mir den wahren Sinn für

klaſſiſche Literatur immer mehr, obgleich er ſelbſt nur ein ſehr dürftiger Philolog iſt, und kaum den Sophokles im Original leſen kann. Es geht mir in ſeiner Gegenwart ſo, wie er im Fauſt gleichnißweiſe vom Webſtuhle ſagt:

Die Schifflein hin und wieder ſchießen,
Die Fäden in einander fließen,
Wo einer tauſend in Regung bringt u. ſ. w. —

Wenn ich aber ſagte, daß G.'s Geſprächen ſo viel allgemeine zu Grunde läge, ſo iſt das nicht ſo zu verſtehen, als ob er abſtraktes Zeug (wie im Athenäum) in Sentenzen ſpräche — ich meine nur das Ideenreiche dieſes ſo geiſtreichen Mannes, das aus jeder Hülle und Einkleidung ſo klar hervorleuchtet. Ich möchte Goethen den popularſten Philoſophen nennen, der uns auch bei den geringfügigſten Gegenſtänden wahre Weisheit in die Seele redet.

Seine Weiſe, die Menſchen zu betrachten, iſt ganz die eines contemplativen Naturforſchers, im edleren Sinne des Worts. Kein Menſch ärgert ihn, wenn er einen beſtimmten Charakter hat, ſelbſt ein Kotzebue, ſogar ein — — nicht. Er denkt, ſo hat ihn einmal der liebe Gott, der von allen Arten etwas gibt, geſchaffen, und iſt er nicht poſitiv, ſo iſt er doch negativ zum allgemeinen Heile notwendig. Freilich, wenn er zum Wohle des Allgemeinen *wirken* ſoll, ſo hat dieſe Toleranz auch bei ihm ihre Grenzen; wenn ein Klotz im Wege ſteht, da wird er bei Seite geſchafft, damit die Bahn frei werde, und je hartnäckiger der Widerſtand, je heftiger die Gewalt, ihn fortzuſchaffen. Ich habe ihn zornig geſehen über Eſeleien und Teufeleien, aber es war der Zorn des Gerechten, ein ſchneidender, kraftvoller Unwille, nicht zügelloſe Leidenſchaft und Ereiferung. — Nie ſind Goethes Forderungen an die einzelnen Menſchen unbillig, ſie richten ſich nach der Fähigkeit jedes Subjektes, aber was einer leiſten *kann*, das fordert er ganz und ungeteilt. So ehrt und ſchätzt er jedes Talent, jede noch ſo kleine mechaniſche Fertigkeit. Aber kein Charakterloſer fand Gnade vor ſeinen Augen. Die Loſung, „es iſt doch ein guter Menſch," iſt ihm unausſtehlich. Und wehe dem, der ſeine Erwartungen und ſein Zutrauen durch träges, hartnäckiges Stillſtehen, durch Schlaffheit oder gar Scheinſucht ſtatt des reellen Wertes zu täuſchen anfängt. Anfangs iſt er noch milde und ſucht ſchonend zum Guten zurückzulenken. Hilft es nichts, ſo wird er zornig und wendet ſein Antlitz auf ewig.

466. Heinrich Voß an Solger:

Weimar, den 15. Mai 1804.

Dem herrlichen Göthe bin ich nun in meiner neuen Wohnung recht nahe, ich kann ihn täglich ſehen weil mein Fenſter grade auf die ſeinigen gerichtet iſt, und darf zu ihm kommen wann ich will. Gewöhnlich zweimal die Woche eſſe ich bei ihm, einmal Abends, einmal Mittags, aber auch ſonſt läßt er mich manchmal zu ſich kommen, entweder zum Spazierengehen, oder wenn er ſo Luſt zu ſprechen hat, oder dies oder jenes zeigen und erklären, oder auch wenn meine Kräfte reichen, erklärt haben will. Wie lehrreich das für mich iſt, brauche ich Dir nicht zu ſagen; aber es iſt noch etwas in ihm, das nicht bloß auf den Kopf und Verſtand wirkt, ſondern auf den ganzen Menſchen, welches ich aber nicht zu nennen weiß, wir haben kein irdiſches Wort dafür. Ich möchte ſagen, ſchon der Anblick, die Gegenwart dieſes Mannes hat einen Zauber, der unwiderſtehlich wirkt. Könnte ich Dir doch den einen Nachmittag ſchildern, wo ich bis in den Abend hinein fünf volle Stunden bei ihm allein war. Er war vom Hofe gekommen, alle ſeine Hausgenoſſen waren ſpazieren gefahren, da ſchickte er zu mir mit den Worten: „ich ſolle ihm Geſellſchaft leiſten.“ — Als ich zu ihm ins Zimmer trat, fand ich ihn ſchon wieder in ſeinem blauen, heimiſchen Ueberrock, er gab mir freundlich die Hand, und ſah mir noch freundlicher ins Geſicht; er ſah ſo recht behaglich und gemüthlich aus, und war es auch in der Tat. . . .

Bode ſagte mir neulich etwas ſehr wahres: „es iſt nicht möglich, in Göthes Gegenwart zu ſein, ohne ihn anzuſehn.“ Und nun denke Dir Göthes edle Geſtalt, noch veredelter durch den Ausdruck eines Gedankens, der nicht bloß uns, ſondern *ihm ſelbſt* erhaben dünkt; wahrlich dann iſt er ein Gott unter den Sterblichen. — Gegen Abend regnete es ein wenig, als es aufhörte, ging er mit mir in ſeinen Garten. Hier machte die Pracht der Blüthen, der erquickende Duft, die Kühlung und Friſche nach der großen Wärme einen wunderbar fröhlichen Eindruck auf ihn. — Er ſah ſo freundlich aus, ſo liebevoll, ſo milde, er ſprach mit unendlicher, mir faſt unbegreiflicher Wärme — da geſtehe ichs gerne, ich ſchäme mich deſſen nicht, daß mir Thränen in die Augen traten. Wenn ich Dir doch den Göthe hinzaubern könnte, daß Du ſäheſt, wie er daſteht, den einen Fuß vorgeſtellt, mit dem Kopfe rückwärts gebogen, und man in allen ſeinen Mienen den

Gedanken wahrnimmt, den er mit ungetheilter Seelenkraft faßt und nährt, ich möchte sagen jene himmlische Verklärtheit, die man ohne Ehrfurcht nicht an ihm wahrnehmen kann.

467. Henriette von Knebel an ihren Bruder Karl:

Weimar, den 5. August 1804.

Mich dünkt, er [Goethe] hätte was Milderes und Angenehmeres in Wort und Ausdruck bekommen.

468. Tagebuchaufzeichnungen des schwedischen Grafen Trolle-Wachtmeister:

Weimar, 1804.

Bei Goethe sah ich zum ersten Male den bedeutenden Staatsbeamten und den großen Dichter in einer Person vereinigt. Unser Oxenstjerna ist nie etwas mehr als der bloße Schatten eines Staatsbeamten gewesen. Goethe hingegen steht an der Spitze der fünf Geheimräte, welche das Weimarer Geheimconseil ausmachen. Anfangs wirkte sein Benehmen abstoßend auf mich. Ich glaubte bei ihm einen schlecht angebrachten bürokratischen Stolz zu bemerken, vereint mit der Eigenliebe eines umschmeichelten Schriftstellers. Bald erkannte ich indessen, daß ich ihm Unrecht getan. Seine Zurückhaltung muß wohl einer Art von Hypochondrie zugeschrieben werden, die durch das Gefühl der ihn umgebenden Leere hervorgerufen worden. Denn die Bevölkerung Weimars ist nicht derart, wie ich es mir versprochen hatte. . . . Nach unserm ersten und zweiten Zusammensein wurden wir recht gut bekannt, und ich hatte das besondere Glück seiner zweimaligen Nachbarschaft bei Tische. Jedesmal, nachdem Goethe einige Gläser Champagner geleert, erfuhr sein Wesen eine Veränderung, und dann war der Anfang zu einer näheren Bekanntschaft leicht gemacht. Ein guter Einfall war es schon, daß ich mit meinem halbschwedischen Deutsch auf ihn einredete; denn er spricht gleich Voß, Schiller und Wieland höchst ungern Französisch. Nie zuvor habe ich ein Antlitz gesehen, welches sich mit dem Goethes vergleichen ließe. So männlich schöne Gesichtszüge, die so deutlich das Gepräge der Elevation, der Energie und der Genialität tragen, oder ein solches Feuer, wie es aus seinen großen schwarz-braunen Augen blitzt, vermag man sich nicht vorzustellen.

469. Heinrich Voß an C. W. Iden:

Weimar, den 29. Oktober 1804.

Ich war nun acht Tage beſtändig bei ihm, und faſt alle Abende und Mittage bei ihm, und die Zeit verging unter Geſprächen und Griechiſch-Leſen. Es iſt eine Wonne, mit Göthe zu leſen; denn bei ſolchen Gelegenheiten thun ſich die Goldgruben ſeines innern auf. Er iſt recht, wie in den Arabiſchen Mährchen, das goldene Baſſin mit dem goldenen Waſſer, das in alle Regionen hin ſeine verklärten Strahlen hinſendet. Wir haben viel im Sophokles geleſen, und der Sophokles durch Göthes Geiſt belebt wird zu einer Schule alles Schönen und Treflichen. Lieben Freunde, da ſaß ich recht in der Nähe des großen und liebenswürdigen Mannes, denn wir ſahen aus einem Buche. Auf den Winter, in meinen Augen eine heilige Jahrzeit, weil die ſtille Traulichkeit mit dem Winter kömmt, da werde ich mit Göthe viel gemeinſchaftlich leſen. Göthe will nie Meiſter ſein, und iſt es darum um ſo ſicherer. Er verträgt jeden Widerſpruch und es iſt nicht ſelten, daß er in Disputen gern und willig nachgegeben hat. Denn manchmal trift auch mal ſolch ein Fall ein, daß, was der Prophet Bileam nicht ſehen konnte, ſein Eſel ſah. Dabei iſt Göthe die Liebe ſelbſt, und ſucht in allen Dingen, und bei allen Menſchen nur die vortheilhaften Seiten auf, und beurtheilt den Menſchen nur nach dem Maßſtabe deſſen, was er ſeiner inneren Natur nach zu leiſten imſtande iſt. Wie kämen wir ſchwachen Kinder des Staubes auch ſonſt neben ihm zurecht, wenn er dieſe ſchonende und liebevolle Maxime nicht hätte? — Wenn Du, liebſter Iden, Göthe je geſehn haſt, ſo wirſt Du wiſſen, daß er Stolbergen ähnelt. Sie könnten der Geſtalt nach Brüder ſein, ihrem edlen Weſen nach ſind ſies; denn keiner iſt vollkommener als der andere, nur Göthe von einem noch erhabneren Geiſte beſeelt.

470. Heinrich Voß an Rudolf Abeken:

Weimar, den 7. Dezember 1804.

Manchmal . . . werden denn die guten Leutchen nicht bloß bei den Haaren, ſondern auch bei dem Felle gezauſt. Dem Böttiger iſt er ſo gram, daß er ihm auch nicht ein geſundes Haar läßt. Sonſt iſt Göthe mild und ſchonend, nur gegen das kapitale Schlechte iſt er ſtreng und unerbittlich, recht um zum Erſatze gegen das Gute

recht vom Grunde gerecht sein zu können. Du wirst bald in der Literaturzeitung eine heftige Drohung gegen mich von Dr. Ast lesen für die Rezension seines Sophokles. Ich hatte sehr schneidend geantwortet — und gewiß auch treffend; als ich es aber Göthen vorlas, schüttelte er bedächtig den Kopf und sagte: „Ich muß es Ihnen nur gerade herausſagen, Sie sind ein Hitzkopf. Wollen Sie denn mit Gewalt eine Feindschaft fortsetzen, die Ihnen über kurz oder lang selbst den Sophokles verleiden wird?" Endlich sagte er: „Überlassen Sie mir die Antwort! Einen Stoß sollen Sie ihm wieder versetzen, aber nicht durch Leidenschaft, sondern durch Ruhe. Glauben Sie mir," fuhr er fort, „er wird sich mehr ärgern, wenn Sie sich durch Ruhe eine Superiorität gegen ihn beilegen, als wenn Sie mit gleicher Leidenschaftlichkeit erwidern. Dieses erwartet er, jenes wird ihn stutzig machen. Dazu," sagte er endlich, „sind wir Alten ja da, daß wir die Jugend vor Unbesonnenheiten warnen; als wir jung waren, machten wir es selbst nicht besser, aber es hat uns Verdrießlichkeiten zugezogen in zahlloser Menge."

471. Heinrich Voß an Solger und Abeken:

Weimar, den 24. Februar 1805.

Unser herrlicher, einziger G. lebt, und zwar ein gesundes, rasches, jugendliches Leben. Nun sollt ihr das schreckliche erst erfahren, nachdem ich den Trost vorangeschickt habe. Noch denselbigen Abend kam Stark aus Jena (es war am Freitag Abend), der erklärte, wenn Göthe bis Sonntag früh lebte, so sei Hoffnung da. . . . Schon in dieser Nacht hatte die Krankheit umgeschlagen, die Krämpfe hatten nachgelassen, das Fieber war sanfter gewesen, und der Geliebte hatte über die Hälfte der Nacht ruhig geschlafen. Um 11 Uhr forderte er mich zu sich, weil er mich in drei Tagen nicht gesehn hatte. Ich war sehr bewegt, als ich zu ihm trat, und konnte aller Gewalt ungeachtet, die ich mir anthat, die Thränen nicht zurückhalten. Da sah er mir gar freundlich und herzlich ins Gesicht, und reichte mir die Hand, und sagte die Worte, die mir durch Mark und Bein gingen: „Gutes Kind, ich bleibe bei Euch, Ihr müßt nicht mehr weinen." — Da ergriff ich seine Hand, und küßte sie wie instinctmäßig zu wiederholten malen, aber ich konnte keinen Laut sagen. . . .

Von dem Tage an iſt Göthe zuſehends beſſer geworden. Die Nacht vom Sonnabend bis zum Sonntag wachte ich bei ihm, und da hab' ich recht die Fortſchritte beobachten können, die er machte. Als er um 12 Uhr zum erſtenmal aufwachte, fragte er mit ängſtlicher Stimme: „Hab' ich auch wieder im Schlaf geſprochen?" Wohl mir, daß ich mit gutem Gewiſſen der Wahrheit gemäß verneinen konnte, was ich jedenfalls gelogen hätte. „Gut!" ſagte er nach einer Pauſe: „das iſt wieder ein Schritt zur Beſſerung." — Wenn ich ihm dann recht ſchmeichelte, ſo nahm er jedesmal ganz geduldig ſeine Medicin, aber mit innerer Überwindung. Nun ſollte ich ihm aber auch den Leib mit ſcharfem Spiritus einreiben, und, wie der Arzt befohlen hatte, zweimal des Nachts. Dazu konnte ich ihn nur mit Mühe bringen. Wie ich aber gar nicht ablaſſen wollte und immer mehr ſchmeichelte, ſagte er denn endlich ganz ruhig: „Nun denn, im Namen Gottes!" — Dann wachte er einmal von einem Traum auf, wo er einem Turniere beigewohnt hatte; dieſen Traum erzählte er mir mit großer Freude, und in dem Augenblicke war er an energiſchem Ausdruck, an Lebendigkeit ganz Göthe, trotz ſeiner Krankheit. Über alles rührte mich ſeine wirklich väterliche und zärtliche Fürſorge für mich (ob ich mir nun nicht den Kaffee machen wollte, nun nicht ein Glas Wein trinken wollte u. ſ. w., wobei er mich denn immer ſein gutes Voßchen nannte). Wenn er denn wieder einſchlief und ſein Geſicht matt beleuchtet wurde, ſchien er mir immer ſo leidend auszuſehen, wie einer, der eben anfängt ſich aus einem unermeßlichen Jammer heraus zu arbeiten und noch die Spuren davon in ſeinen Mienen trägt. Da fielen mir denn die Erzählungen von den fröhlichen Taten ſeiner kraftvollen Jugend ein, die ich ſo manchesmal angehört hatte, und ich konnte nicht umhin, beide Zuſtände mit ihren ſchärfſten Contraſten zuſammen zu halten.

472. Carl Ludwig Fernow an Nauwerk:

Weimar, den 14. April 1805.

Goethe iſt dieſen Winter hindurch einigemal ſehr gefährlich krank geweſen, ſo daß man für ſein Leben beſorgt war. Und wer wünſchte zu erleben, daß dieſer Angelſtern unſerer Kunſt und des deutſchen Geſchmacks untergehe? Ich bin während dieſes Winters zur Zeit ſeiner Rekonvaleſzenz oft des Abends bei Goethe geweſen, weil ich

wußte, daß ihm in dieſen Stunden, wo er doch nicht arbeiten konnte, Geſellſchaft und Unterhaltung angenehm iſt. Außer mir durften nur wenige Freunde ſo ohne Umſtände zu ihm kommen, Schillers nicht zu erwähnen, der natürlich mit ſeinem Titanenbruder in der genaueſten Freundſchaft lebt.

473. Carl Ludwig von Woltmann:

„Ich hatte Goethe nur einmal geſehen", ſagte die Gräfin unter andern, „ſo war ich ſchon inne geworden, daß beinahe alles, was man ihm für Unart und Eigenſinn auslegt, ein inneres Bangen ſeiner Natur ſei. Die Angſt, von welcher das Genie in Verhältniſſen, die allen andern Menſchen leicht und handlich ſind, oft ergriffen wird, und die uns Rouſſeau ſo überaus beredt geſchildert hat, leidet mein Lieblingsdichter im Leben unbeſchreiblich. Man glaubt es ihm nicht, weil er in vielen Dingen ſo ſtark iſt, weil er ſo manches, das andre Menſchen wie eine ungeheure Laſt drückt, leicht handhabt und bewegt. Iſt nur ein Menſch gegenwärtig, faſt hätte ich geſagt, nur ein Körper, der mit ſeiner phyſiſchen Natur in gar keiner Wahlverwandtſchaft ſteht, ſo iſt dadurch ſein Genie wie gelähmt. Da er zugleich die menſchliche Freiheit ſtark in ſich fühlt, wird er verdrießlich, angſtvoll, daß er über dieſe Lähmung nicht Herr werden kann. Ich geſtehe, daß es mich geſchmerzt hat, ihn ſo zu ſehen, wenn die andern über ſeinen vermeintlichen Hochmut und ſeine Eigenſucht erbittert waren. Man wird um ſo leichter über ihn irre geführt, weil er nie ſein Herkommen aus einer angeſehenen und obrigkeitlichen Familie einer freien Reichsſtadt in ſeiner äußern Haltung verleugnet hat. Das Leben an einem kleinen Hofe diente zur Bewahrung dieſer reichsbürgerlichen Feierlichkeit, und Repräſentation ward bei ihm zur Folie derſelben." Behält er denn, fragte ich, dieſes repräſentative Weſen des Reichsbürgers auch in ſeiner Freude und Freundlichkeit, auch während der freien Ergießung ſeiner Natur? und wie ſehr muß dann deren geniale Schönheit durch ſolche beengende Steifheit leiden.

„Mit nichten," entgegnete die Gräfin raſch, und die flüchtigſte Röte ging über ihr Geſicht, wie bei der Haſt holder Frauen in Verteidigung von etwas, das ihnen ſehr lieb iſt. „Wenn Goethe ſich froh ſeiner Natur überläßt, ſo iſt es wirklich, als wenn die Sonne

aufgeht. Vor ſeinem Licht verſchwindet immer mehr alle Schranke, und in ſeinem Auge, ſeiner Stirn, ſeinen Zügen, die ſich immer mehr erweitern, liegt gleichſam das Univerſum. Dennoch iſt wahr, ſelbſt wenn ſeine Natur in ihrer heitern Fülle waltete, ſteckte bisweilen etwas wieder hervor, das mich an den Schultheißen von Frankfurt erinnerte. Mich dünkt, es war in ſolchen Augenblicken, wo viel Einzelnes in ſeiner Seele erſt zu einem Allgemeinen werden wollte. Aber dann freute ich mich der rechtlichen Menſchheit mitten unter ſeiner dämoniſchen Gewalt; und wenn er auch des Einzelnen noch nicht ganz habhaft war, dann wohl mit der Hand griff, als wollte er Bilder greifen, ſehen Sie, dann hat er mich ſelbſt kindlich gerührt. Das ſcheint mir überhaupt in Goethes Perſönlichkeit wie in ſeinen Werken die am meiſten durchgehende Eigentümlichkeit, daß man ſieht, wie das Einzelne in ihm zum Allgemeinen und das Allgemeine zum Einzelnen wird. Ich habe ihn einigemal mit Schiller zuſammengeſehn, und ich würde ſagen, durch den Gegenſatz dieſer Natur hätte ich ihn erſt ganz gefaßt, wenn ich nicht ſchon den Anfang eines Spottes um Ihren Mund ſähe. Wie ſagte noch unſre philoſophiſche Freundin?"

Lachend ſagt' ich: Die erhabene Sentimentalität Schillers lehrt uns die antike Friſche — „Gut, gut," fiel ſie ein, „und doch iſt in dieſer geſchraubten Bemerkung viel Wahrheit. Schiller iſt eigentlich ein Denker und Goethe ein Dichter. In jenem war, über wie tiefe Sachen ſich das Geſpräch verbreitete, immer alles fertig, und ich habe nie bemerkt, daß er mit ſeinen Gedanken in irgend eine Verlegenheit kam; und in meinem Liebling wurde alles, man ſchuf mit ihm, wenn jener nur gab."

Man hat mir gleichwohl viel von der Freundſchaft der beiden Männer geſagt.

„Die war ſehr ſchön und hatte einen großen Charakter. Keiner ordnete ſich dem andern unter, und wenn Schiller wohl fühlte, daß die bildende Kraft in ſeinem Freunde unendlich größer wie in ihm ſei, wenn er im eigentlichſten Sinne glaubte an die dämoniſche Gewalt desſelben: ſo trat Goethe mit Ehrfurcht in das Gebiet der hohen Ideen, worin Schiller ſeine Heimat hatte. Mir ſchien freilich nicht, daß er eben den Dichter in dem Freunde bewunderte und am wenigſten den dramatiſchen. Ich merkte ſelbſt, als ich einſt fallen ließ, ob deſſen Wallenſtein denn etwas Wirkliches, Lebendiges, ſeine Darſtellung ein Werk des dramatiſchen Genius ſei? daß über Goethes

Gesicht ein Erröten der Überraschung ging, ein Ausdruck, der gutmütig fragte, warum man ihm seine geheimsten Überzeugungen entlocken wolle? Und so bin ich überzeugt, daß er nicht einmal seinen Freund nur habe ahnen lassen, wie er über den Dichter Schiller denke. Überhaupt ist der zarten Schonung, der Gutmütigkeit in Goethe weit mehr, als die Menschen glauben, und ich meine, daß in seinem Charakter viel weniger Härte sei als in Schillers. Doch es ist freilich leichter, keine Härte an sich hervortreten zu lassen, wenn man in Lebensfülle, reicher Wohlbehaglichkeit und rüstiger Gesundheit blüht, was doch im ganzen von Goethe gilt, als wenn ein starker Geist seinem Körper, in welchem das Leben untergraben ist, die lebendigste Anstrengung abtrotzen muß."

474. Friedrich Heinrich Jacobi an Zelter:

Gotha, 1805.

In Weimar selbst, welch ein verwünschtes Verhältniß des Sohnes zwischen diesem Vater u dieser Mutter. Die Mademoiselle hilft sich, u nennt den Sohn August; aber wie soll der Sohn die Mademoiselle anreden? — Die ganze Haushaltung, wie sie jetzt besteht, ist ungereimt, u muß jedem weh thun, diesem so, jenem anders. Darüber sind alle Eins, daß Göthe diese gemeine Natur nicht heyrathen kann.

XI.

Von Schillers Tode bis zu Goethes 60. Geburtstage.

9. Mai 1805—28. August 1809.

475. Charlotte von Stein an ihren Sohn Fritz:

Weimar, den 11. Mai 1805.

Göthe ist völlig wieder hergestellt und kommt jetzt öfter zu mir, Schiller bleibt ihm ein unersetzlicher Verlust. Er sprach heute so schön und original über den physischen und geistigen Menschen, daß ich's hätte mögen gleich aufgeschrieben haben.

476. Heinrich Voß an Niemeyer:

Weimar, den 12. August 1806.

In der letzten Krankheit Schillers war Göthe ungemein niedergeschlagen. Ich habe ihn einmal in seinem Garten weinend gefunden; aber es waren nur einzelne Thränen, die ihm in den Augen blinkten. Sein Geist weinte, nicht seine Augen; und in seinen Blicken las ich, daß er etwas Großes, Überirdisches, Unendliches fühlte. Ich erzählte ihm vieles von Schiller, das er mit unnennbarer Fassung anhörte. „Das Schicksal ist unerbittlich, und der Mensch wenig!" Das war alles, was er sagte; und wenige Augenblicke nachher sprach er von heitern Dingen. Aber als Schiller gestorben war, war eine große Besorgniß, wie man es Göthe beibringen wollte. Niemand hatte den Muth, es ihm zu melden. Meyer war bei Göthe, als draußen die Nachricht eintraf, Schiller sei todt. Meyer wurde hinausgerufen, hatte nicht den Muth, zu Göthe zurückzukehren, sondern ging weg, ohne Abschied zu nehmen. Die Einsamkeit, in der sich Göthe befindet, die Verwirrung, die er überall wahrnimmt, das Bestreben, ihm auszuweichen, das ihm nicht entgehen kann, — alles dieses läßt ihn wenig tröstliches erwarten. „Ich merke es," sagt er endlich, „Schiller muß sehr krank sein," und ist die übrige Zeit des Abends in sich gekehrt. Er ahnte, was geschehen war. Man hörte ihn in

der Nacht weinen. Am Morgen sagt er zu einer Freundin: „Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank?" Der Nachdruck, den er auf das sehr legt, wirkt so heftig auf jene, daß sie sich nicht länger halten kann. Statt ihm zu antworten, fängt sie laut an zu schluchzen. „Er ist todt?" fragt Göthe mit Festigkeit. „Sie haben es selbst ausgesprochen!" antwortet sie. „Er ist todt," wiederholt Göthe noch einmal, und bedeckt sich die Augen mit den Händen. — Um 10 Uhr sehe ich Göthe im Park gehen. Ich hatte aber nicht den Muth, ihm zu begegnen. Drei Tage lang bin ich ihm ausgewichen. Am vierten paßte ich die Zeit ab, wo er auf die Bibliothek gegangen war. Ich folgte ihm, wünschte ihm einen guten Morgen, und fing wol zehn bibliothekarische Fragen an, bei denen ich so wenig etwas dachte, als Göthe bei seinen Antworten, die er mit sichtbarer Geistesabwesenheit, aber mit der größten scheinbaren Geschäftigkeit mir gab. Er hatte nachher gesagt, es wäre ihm lieb gewesen, daß ich ihm nichts von Schiller gesagt hätte; er wäre schwerlich gefaßt gewesen, mir mit Ruhe darauf erwiedern zu können. — Jetzt spricht Göthe sehr selten von Schiller, und wenn er es thut, so sucht er die heitern Seiten ihres schönen Zusammenlebens auf. Er scheint nun in der Gesundheit fest zu werden . . .

Nach Schillers Tode habe ich mit Göthe einen Auftritt erlebt, den ich nie vergessen werde. Er hatte einen kleinen Rückfall von seinem Übel gehabt und ging zum ersten mal im Park spazieren, wo ich ihm begegnete. An dem Tage hatte er durch Riemer erfahren, daß mein Vater nach Heidelberg gehn würde. Seine Krankheitsschwäche, Schillers Tod und der Verlust meines Vaters, — alles lag schwer auf seinem Gemüth; er fing mit einer Heftigkeit an zu reden, bei der ich vor Entsetzen erstarrte. „Schillers Verlust," sagte er unter andern, und dies mit einer Donnerstimme, „mußte ich ertragen, denn das Schicksal hat ihn mir gebracht; aber die Versetzung nach Heidelberg, das fällt dem Schicksal nicht zur Last, das haben Menschen vollbracht." Ich vermochte ihm nicht zu antworten, aber nie habe ich einen größeren Jammer gefühlt, als in diesem Augenblick. Wir gingen wol 5 Minuten stumm neben einander. Endlich ergriff er meine Hand mit einer leidenschaftlichen Heftigkeit, und drückte und schüttelte sie, wie er es nie gethan. Ich sah ihm ins Gesicht, ich fand so viel Güte in seinen Augen, so viel Wohlwollen auf seiner Stirn, so viel menschlich erquickendes! Er glich einem sanften Regen nach einem Gewitterschauer.

477. Erneſtine Voß an Charlotte von Schiller:

Heidelberg, den 15. Auguſt 1805.

Mit Göthe ſind wir da ſtehen geblieben, wo wir ſtanden, als ich Sie zuletzt ſah. Es iſt nicht eine Silbe von unſerm Wegziehn geredet, es iſt nicht ein herzliches Wort geſprochen. Göthe iſt nicht beſtimmt, das Wohlthätige, was herzliche Verbindung geben kann, ſich zu eigen zu machen. Ich beneide auch ſeine einſamen Stunden nicht, denn er muß doch manchmal eine dunkle Ahnung davon haben, daß es nicht gut ſei, daß der Menſch allein ſtehe. Ich habe auch keine Sehnſucht nach ſeiner Nähe; mir iſt Gottlob die Welt noch nicht wieder ſo eng geweſen als in ſeinen Zimmern.

478. Henrich Steffens:

Halle, Juli 1805.

Goethe war von Weimar herübergekommen, und zwar um Gall zu hören. Er war auch in Halle oft mein Zuhörer geweſen, aber unſichtbar. Wolf hatte mir ſein Auditorium überlaſſen; das Katheder war vor der Türe, durch welche er es zu beſteigen pflegte, angebracht. In der angrenzenden Stube, dicht an dieſer verſchloſſenen Tür, ſaß nun Goethe, ohne daß ich es wußte. . . .

Goethe ſaß nun unter den Zuhörern [Galls] auf eine höchſt imponierende Weiſe. Selbſt die ſtille Aufmerkſamkeit hatte etwas Gebietendes, und die Ruhe in den unveränderten Geſichtszügen konnte dennoch das ſteigende Intereſſe an der Entwickelung des Vortrages nicht verbergen. Rechts neben ihm ſaß Wolf und links Reichardt. Gall . . . ſprach zuerſt von ſolchen Schädeln, die keine, in einer Richtung ausgezeichnete Erhebung darſtellten, wohl aber ein ſchönes, bedeutendes Ebenmaß aller; und ein lehrreiches Exemplar eines ſolchen Gebildes erkannte man, wenn man den Kopf des großen Dichters betrachtete, der ſeine Vorträge mit ſeiner Gegenwart beehrte. Das ganze Auditorium ſah Goethe an. Er blieb ruhig, ein kaum bemerkbares vorübergehendes Mißvergnügen verlor ſich in einem unterdrückten ironiſchen Lächeln, aber die ſtille, unbewegliche, imponierende Ruhe ſeiner Geſichtszüge ward dadurch nicht geſtört.

479. F. W. Riemer an Frommann:

Weimar, den 5. Auguſt 1805.

Goethe iſt wohl und ſeine Geſundheit ſcheint als wolle ſie von nun an beſtändiger bleiben. Die Duſchbäder bekommen ihm ſehr

wohl. Er hält auf Diät und ißt des Abends nichts, außer Tee und vielleicht ſpäterhin eine Suppe. Aber lange wird es wohl nicht dauern: denn der Hausgeiſt wird ihm ſo lange zureden, daß der Tee ihn ſchwäche und er etwas Ordentliches genießen müſſe uſw., wie wir es ſchon erlebt haben.

480. Aufzeichnungen des Profeſſors Joſeph Röckl in Dillingen:

Halle, den 14. Juli 1805.

Aber für mich bei weitem die intereſſanteſte Bekanntſchaft, welche ich in Halle zu machen Gelegenheit fand, war die Zuſammenkunft mit dem Hrn. v. Göthe, mit dieſem Lieblinge der Muſen und der Grazien, in dem Hauſe des geheimen Raths Wolf.

Göthe war eben in Halle anweſend, weil in den erſten Tagen des Julius der Wundermann Gall daſelbſt eingetroffen war, und ſeine Vorleſungen über Craneognomie* begonnen hatte. . . .

Göthe wohnte bei Wolf, der ſchon lange Vertrauter und Freund von ihm iſt. . . .

Unſere Einbildungskraft iſt nie tätiger, als wenn ſie darauf ausgeht, ſich das Bild eines außerordentlichen Menſchen, geiſtig und körperlich zu entwerfen. . . . So ſchien ſich in meiner Seele auf einmal alles aufzuſpannen, um den Würdigen und Großen, dem ich bald nahe kommen ſollte, recht anzuſchauen und ihn ſoviel wie möglich rein in mein Gemüt aufzunehmen.

Geiſtig war mir Göthe bereits nicht mehr unbekannt. . . . Ich hatte ihn, den Schriftſteller genoſſen: Werthers Leiden, Götz von Berlichingen, Fauſt, Iphigenie, Meiſters Lehrjahre etc., wer findet Namen für die zahlloſen Genüſſe, die da unſerm höhern Leben auf die mannigfaltigſte Weiſe in goldenen Schalen dargeboten werden? . . . Aber wie ſollte ich es wagen, Göthe zu loben? . . . Wer Göthe mit Ueberzeugung loben will, muß mit ſeinem ſeltenen Geiſte verwandt ſein.

Am 14ten Julius ſah ich Göthe. Wolf und ſeine reizvolle Tochter Mina umgaben ihn. . . . Die Umgebung war ſeiner würdig. . . .

Die Situation, in der ich mich befand, war die einzige meines Lebens. . . . Eine Menge verborgener Seiten meines Herzens ſchienen das erſtemal zu ſpielen, und der Wechſel der Gefühle, welcher in mir vorging, machte mir beinahe jene ruhige Haltung ganz unmöglich, die

* Statt richtig: Kraniologie oder Kranioguomie.

so notwendig ist, die Augenblicke der Gegenwart nicht ungenossen entschlüpfen zu lassen. . . .

Göthe stellte einige Fragen über das bayerische Schul- und Studienwesen, über die Organisation, über die Direktion desselben etc. an mich. . . . Ich beantwortete sie und fand dabei zugleich Gelegenheit, mich mehr auf Göthes Physiognomie und überhaupt auf seine ganze Körperlichkeit zu fixieren.

Ich muß bekennen, daß dieses Geschäft für mich weniger schwierig gewesen wäre, wenn sich nicht Mina in der Nähe befunden hätte.

Doch soviel kam ich ab, daß meine Vorstellung, die ich mir von der körperlichen Beschaffenheit Göthes gemacht hatte, auch ganz und gar falsch gewesen sei. Ich hatte dem geistvollen Dichter in meiner Einbildung eine beinahe ätherische Hülle zugeteilt. Ich nahm als gewiß an, daß der Geweihte der Pierinnen nicht groß und mager sein möchte. . . . Nun war er das Gegenteil, was ich fand.

Göthe ist groß und hat einen sehr starken und vollkommenen Körperbau. Doch umfließen passende Verhältnisse und eine schöne Regelmäßigkeit seine ganze Form. . . . Seine Stirn ist breit und erhaben, seine Augen sind die Träger seiner Gedanken; sie strahlen Licht und Wärme. . . . Aber doch schien ich für die Gegenwart in seinem Blicke und in seinen Zügen jene süße Natürlichkeit und jene zulächelnde Heiterkeit, wovon seine Schriften oft so voll sind, nicht zu bemerken.

Göthe kränkelt; wie niederschlagend ist der Gedanke, daß auch die schönste Blume in der Schöpfung Gottes dem Verwelken nicht entgehen kann. . . .

Es war der Anstrengung nötig, um bei diesem Gedanken, der an der Seite Göthes meine Seele durchschauerte, eine gewisse Art Beklommenheit verbergen zu können.

481. Autobiographie des Predigers Weitz:

Nienburg, Sommer 1805.

Gerade um diese Zeit kam in das Haus ein Besuch, welcher mein höchstes Interesse rege machen mußte; es war ein Trias von Männern, wovon jede Einzelheit hingereicht hätte, einen bewundernden und wißbegierigen Blick auf sich zu ziehen. Henke, Goethe und Wolf hatten sich vereinigt, um dem Herrn von Hagen einen Besuch zu machen. Ich hatte gerade Ernteferien und blieb in dieser Zeit immer auf dem Gute, um den Unterricht in der Religion ununterbrochen

fortzusetzen. Wie erstaunte ich, als mir beim Kaffee gesagt wurde, wen ich heute sehen werde! Goethes Gestalt, wie ich ihn vor zwei Jahren in Halle und Lauchstädt gesehen hatte, schwebte mir noch als eine überaus stattliche vor. Unwillkürlich überdachte ich nochmals, was ich von ihm gelesen, in welcher Folge und mit welchen Empfindungen. Ich gedachte der mächtigen Aufregung, die sein Werther in mir hervorgebracht; des reinen Ideals eines Kunstwerkes, welches seine Iphigenia in der Muttersprache mit hellenischer Wahrheit und Einfachheit mir vorgehalten; des ruhigen, genußreichen Ergehens in der Welt seines Wilhelm Meisters und der kräftigen, biedern, altdeutschen Natur, welche in seinem Götz, als Repräsentanten seiner Zeit, zu mir gesprochen hatte. Insonderheit aber gedachte ich der durchsichtigen, dem Gegenstande stets entsprechenden Prosa, welche im Verfolge der Erzählung einen Eindruck auf mich machte, wie der, den die Fahrt auf einem krystallhellen, ruhigen See hervorbringt. Immer hatte ich von dem wunderbaren Einklange gehört, worin bei Goethe Geist und Körper, gesellschaftliche Darstellung und Kunstleistung, Person und Leben stehn. Dies alles schwebte mir vor, als ich seines Anblickes harrte.

Als der Wagen vorfuhr, ging der Herr von Hagen den dreien entgegen und rief ihnen zu: „Willkommen, willkommen, Ihr Ersten bei einem der ersten Eurer Verehrer!“ Seine Augen funkelten dabei vor Freude und Bewegung. Goethe schien anfangs etwas zurückhaltend und gemessen, aber er taute immer mehr auf, als er sah, welchen regen Geist und welch redliches Gemüt er hier vor sich hatte. Er wurde auf eine Art gesprächig, wie ich es von keinem gehört, so inhaltsreich und doch so einfach und so darstellend war seine Mitteilung. Er sprach unter anderm über Gebirgsschönheiten und Aussichten und was sie bedinge, über Farben, Licht und Schatten und über Landschaftsmaler, und ich brauche gewiß nicht erst zu versichern, daß alle mit gespannter Aufmerksamkeit ihm zuhörten. Einige frappante Witze, welche der Wirt dazwischen schleuderte, brachten ihn zum lauten Lachen. . . .

In einem Alter von sechsundfünfzig Jahren stellte sich der große Dichter als einen kräftigen Vierziger dar, als einen vollendeten Mann, dem die höchste Anmut und Gewandtheit der Haltung und des Ausdrucks zu Gebote stand. Seine Erscheinung ist mir in meinem so oft dunkeln Leben ein Lichtpunkt geblieben, der nie seinen Glanz verloren hat.

482. B. R. Abeken:

Die Schauſpielerin Wolff erzählte einmal (1809), ſie habe, da ſie die Eugenie habe ſpielen ſollen, bei Goethe in ſeinem Zimmer allein Leſeprobe gehabt. Als ſie an das Ende des vorletzten Monologs gekommen:

Und wenn ich dann vom Unbill dieſer Welt
Nichts mehr zu fürchten habe, ſpült zuletzt
Mein bleichendes Gebein dem Ufer zu,
Daß eine fromme Seele mir das Grab
Auf heim'ſchem Boden wohlgeſinnt bereite —

habe Goethen ſein Gefühl bewältigt; mit Tränen im Auge habe er ſie innezuhalten gebeten.

483. Prinz Louis Ferdinand von Preußen:

Weimar, den 3. Oktober 1805.

Ich habe nun Goethen wirklich kennen gelernt; er ging geſtern noch ſpät mit mir nach Hauſe und ſaß dann vor meinem Bette; wir tranken eine Flaſche Champagner, und er ſprach ganz vortrefflich! Endlich debouttonnierte ſich ſeine Seele; er ließ ſeinem Geiſte freien Lauf; er ſagte viel, ich lernte viel und fand ihn ganz natürlich und liebenswürdig.

484. Charlotte von Schiller an Cotta:

Weimar, den 10. Januar 1806.

Goethe war auch einigemal dieſen Winter krank, doch iſt er wieder ſo wohl, daß wir Mittwoch früh bei ihm waren. Seine Vorleſungen ſind ſehr bedeutend. Seine Blicke ſind einzig, ſo tief und reich.

485. Charlotte von Stein an ihren Sohn Fritz:

Weimar, den 15. Januar 1806.

Göthe's Vorleſungen gehen alle Mittwochen ihren Weg. Ein Viertelſtündchen wird der Politik gewidmet, oder vielmehr den jetzigen Begebenheiten, doch hat er dies nicht gern. Vor 8 Tagen war eben ſeine Schwägerin (nämlich die jüngere Schweſter ſeiner Demoiſelle)

geſtorben, und zwar, wie wir eben da waren, aber alle Todesfälle in und außer ſeinem Hauſe läßt er ſich verheimlichen, bis er ſo doch dahinter kommt. Doch ſoll er ſie beweint haben. Sie war ſchon lange an der Auszehrung krank. Der Bube kommt mir vor, als könnte er auch nicht lange leben, gebe der Himmel, daß er nicht vor ihm ſtirbt! Der arme Goethe! der lauter edle Umgebungen hätte haben ſollen! doch hat er auch zwei Naturen. —

486. Henriette von Knebel an ihren Bruder Karl:

Weimar, den 18. Januar 1806.

Goethe war dieſen Abend [am 16. Januar bei der Herzogin-Mutter] auch da und war ſehr lebhaft und brillant, faſt ein wenig zu ſehr in der Gegenwart vom alten Wieland, welcher jedoch, wie der ſanfte Mond, ſeinen Platz am Himmel auch nicht ſchlecht behauptete und dem die ſanft empfindenden Gemüther faſt noch williger folgten. Indeß ſprach Goethe ſehr geſcheidt, und ich kann ſagen, daß ich ſein Geſpräch mit Vergnügen angehört und behalten habe. Nur daß man den Vorſatz in ihm zu bemerken glaubte, allein gelten zu wollen, ſchreckte etwas ab.

487. Henriette von Knebel an ihren Bruder Karl:

Weimar, den 27. Januar 1806.

Noch lieber möchte ich Dir von Goethes letztem Vortrag vom vorigen Mittwoch Bericht abſtatten können, der mir ganz außerordentlich wohl gefiel. Es war das angenehmſte Gefühl, ſich mit ihm gleichſam auf eine höhere Stufe geſtellt zu ſehen, und wirklich die ſchönſte menſchliche Natur belebte ſich aufs neue in ihm. Er ſprach von dem Bezug, den der Menſch zu ſich ſelbſt und zu den Dingen außer ihm hat, ſo reich, reif und mild, daß ich wirklich noch nie ſo habe ſprechen hören. Ich wünſchte, er hätte die Rede aufgeſchrieben. Mich dünkt, ſie allein müßte ihm den Ruhm eines ſeltnen Menſchen machen. Ich ſelbſt dünkte mich glücklicher und vornehmer durch die unzähligen Fäden, durch die wir mit Himmel und Erde zuſammenhängen. Es iſt eine wahre Freude, wenn der Geiſt, wie die Natur, alt und doch ſo verjüngt, ſich darſtellt, ein kräftiger, erfreulicher Frühlingshauch.

488. Heinrich Voß an Abeken:

Jena, den 30. Januar 1806.

Göthe ist nicht wie er sein sollte. Seine Nieren sind wahrscheinlich desorganisiert. Er hat täglichen Blutabgang durch den Urin, oft aber stockt dieser und dann ist er sehr krank. Ich glaube, daß er alt werden kann, aber gesund wird er nie wieder. Gott erhalte ihm nur seine frohherzige Laune.

489. Riemer:

Wie Goethe sich die Insolenz des wandernden Antiquarius [Arendt] hatte gefallen lassen, so ertrug er auch andere Unarten des freilich schönen und liebenswürdigen Oehlenschläger, der sich überdies damals als angehender, aber vielversprechender Dichter empfahl. Beinah ein halbes Jahr hielt er sich in Weimar und Jena abwechselnd auf und war häufiger Tischgenosse Goethes und in allen Weimarischen und Jenaischen Zirkeln gern gesehen. Jetzt nur von seiner sonderbaren Angewöhnung zu reden, so hatte er — wohl kann man sagen — die Wut, unversehens ein halbdutzendmal hintereinander mit allen fünf Fingern schlenkernd so zu knacken, daß man darüber erschrak, irgend eine Verletzung fürchtend, ja sie beinah an sich zu empfinden glaubend. Goethe sagte eine Zeitlang nichts dazu; als sich aber die Sache zu oft repetierte, bat er ihn, mit freundlicher Verwunderung über die seltsame Gymnastik, in seinem treuherzigen und familiären Tone: „Tut mir das nicht zuleide," oder: „Laßt mir das unterwegs, Ihr wißt, daß es mir fatal ist!" und dergleichen. Die Vermahnung hielt freilich nicht lange vor, und zwischendurch entwischte doch wieder ein halber Knick oder Knack, der dann gutmütig überhört wurde.

490. Charlotte von Schiller an Cotta:

Weimar, den 28. März 1806.

Goethe ist recht heiter, seine Anfälle kommen leider regelmäßig, und er hat viel Schmerz dabei, doch sah er besser aus als lange nicht, und man sah seinen Zügen an, daß sie lang keinen Schmerz empfunden hatten.

491. Prof. Heinrich Luden:

Jena, den 10. August 1806.

Frau von Knebel führte mich in das Zimmer: „Hier ist der Zauderer," sagte sie. In dem Zimmer befanden sich außer den Herren von Knebel und Hufeland nur Goethe und Riemer, der Goethe zu begleiten pflegte. Alle standen schweigsam da; kein Gesicht zeigte sich freundlich. Hufeland sah gutmütig vor sich hin, Riemer gleichgültig, Knebel verlegen, Goethe verdrießlich. Knebel, gegen Goethe gewendet, wies mit der Hand nach mir her: „Herr Professor Luden." Goethe machte eine kleine, verstümmelte Bewegung, in welcher kaum der Anfang zu einer Verbeugung zu erkennen war, ohne ein Wort zu sagen. Das war die ganze Vorstellung; und vielleicht war sie die beste: denn nun brauchte ich auch nichts zu sagen und hatte doch Zeit gehabt, mir den Heros anzusehen. Ich wandte mich daher sogleich an den Herrn von Knebel: „Frau von Knebel hat mir soeben gesagt, daß auf mich gewartet worden ist. Das tut mir unendlich leid; aber ich glaube, Absolution von meiner Sünde zu verdienen, auch ohne Buße. Eine Stunde war mir nicht bestimmt, und als Neuling bin ich natürlich unbekannt mit der Weise der Götter in diesem Lande. Was ich diesen Morgen aus diesen Fenstern gesehen hatte, das übte auf mich eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Ich mußte die Herrlichkeiten, den Fluß, die Berge, alles soweit als möglich in der Nähe sehen. Also bin ich hinausgelaufen, habe die Fluren durchstreift und mehrere Berge bestiegen; und in meiner Begeisterung habe ich nicht an die Zeit gedacht und ganz vergessen, daß der Rückweg so lang zu sein pflegt als der Anmarsch. So habe ich mich in aller Unschuld verspätet." Während ich diese Worte sprach, ließ Goethe ein paar Male ein beifälliges Hm! Hm! vernehmen, und Knebel warf sein gewöhnliches Jo, jo! Jo, jo! hinein. Endlich sagte Goethe: „Die Entschuldigung des Herrn Professors ist ausreichend; wir wollen ihm vollkommene Absolution erteilen, unter der Bedingung, daß er künftig, da er nunmehr mit der Weise der Götter in diesem Lande bekannt geworden ist, pünktlicher sei." Ich sprach sogleich das Gelübde aus. „So ist," rief Frau von Knebel, „mein Beistand, den ich dem Herrn Professor zugesagt habe, wohl gar nicht nötig?" — „Gar nicht, schöne Frau!" antwortete Goethe. „Aber wir müssen die Zeit wieder einbringen; darum geben Sie uns nur bald zu essen und zu trinken!"

Fünf Minuten nachher saßen wir um einen runden Tisch . . . Anfangs wurde hin und her geplaudert, in gewöhnlicher Weise. Kaum aber mochte eine Viertelstunde verlaufen sein, so hatte Goethe es übernommen, die Gesellschaft zu unterhalten. Und er unterhielt sie auf eine bewunderungswürdige Weise. Er erzählte Anekdoten und Abenteuer von seinen Reisen, im besondern von seinem letzten Aufenthalte im Karlsbade, charakterisierte die Menschen auf das lebendigste, warf mit Scherzen und Witzworten um sich und schien aus seinem unermeßlichen Vorrate um so freigebiger und lieber mitzuteilen, je aufmerksamer wir sämtlich auf seine Worte waren und je dankbarer für seine Mitteilungen. Die Gesellschaft wurde ungemein lebendig und brach zuweilen in ein schallendes Lachen aus, nur dem Lachen der unsterblichen Götter vergleichbar. An diesem Lachen nahm Goethe selbst nur mäßigen Anteil, schien aber mit großer Lust in dasselbe hineinzuschauen und nur den Wunsch zu haben, es nicht ausgehen zu lassen. Im allgemeinen hatte er das Wort ganz allein; nur Herr von Knebel ließ sich sein Hausrecht nicht nehmen, brach hier und dort ein und gab damit Veranlassung zu neuen Witzen und Anekdoten. Wir übrigen machten alles mit Lachen gut. Zuweilen jedoch richtete Goethe auch wohl eine Frage an diesen oder jenen und im besondern wiederholt an mich, sei es, daß er seine erste Unfreundlichkeit noch mehr gutmachen, sei es, daß er mir, dem Ankömmling, wie man zu sagen pflegt, auf den Zahn fühlen wollte. Und in der Stimmung, in welcher ich war, blieb ich eben keine Antwort schuldig. Ein paar Male sang auch Frau von Knebel ein Goethesches Lied nach Zelters Komposition sehr schön. . . .

Mehr als eine Anekdote, die von Goethe erzählt ward, ist mir noch im Gedächtnis. Aber sie zu erzählen, wage ich nicht. Jedes Falles würde das Anmutigste und Pikanteste fehlen: Goethes Augen, Stimme und Gebärdenspiel; denn er erzählte nicht bloß, sondern er stellte alles mimisch dar. . . .

Die Sitzung dauerte bis gegen 1 Uhr. Etwa in der letzten halben Stunde wurde die Unterhaltung matter, ja flau. Endlich sah Goethe nach der Uhr. Wir erhoben uns. Goethe sagte alsdann noch jedem einzelnen einige verbindliche Worte. Zu mir sagte er: „Es freuet mich wirklich, Herr Professor, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Ich hoffe, das wird weiter führen. Sie werden gewiß oft nach Weimar kommen; alsdann bitte ich mich zu besuchen. In Jena wird es Ihnen schon gefallen, wenn Sie sich nur erst gewöhnt haben."

Nach dieſen Worten, welche ich ſo gut, als ich vermochte, beantwortete, wandte er ſich ab und ging ein paar Schritte weiter, drehte ſich aber ſogleich wieder um: „Man muß nichts verſchieben. Mit einem neuen Freunde muß man doch auch ein ernſtes Wort ſprechen; und dazu ſind wir heute nicht gekommen. Die Nachwirkung des Bades hat uns auf tolle Dinge gebracht, und das iſt für alle recht geſund geweſen. Ich reiſe aber erſt übermorgen nach Weimar, und habe morgen den Morgen frei. Kommen Sie früh zu mir.“ Er beſtimmte 8 Uhr. Hierauf gingen wir vier Gäſte zuſammen nach der Stadt zurück, aber in tiefem Schweigen. Am Tore trennten wir uns; Goethe und Riemer gingen um den Graben, Hufeland und ich in die Stadt und nach der Sonne.

492. Arnim an Bettine Brentano:

Göttingen, den 27. Auguſt 1806.

Göthe hat an Blumenbach geſchrieben, daß er ſich nach dem Bade ſehr wohl befinde. Er lebe hoch und abermals hoch und immerdar hoch! Hier ſah ich ihn zum erſtenmal, ich kenne noch die Stelle auf dem Walle, er ſah ſo groß und gewaltig aus, daß ich fürchtete, nicht vorbeikommen zu können.

493. Ein preußiſcher Artillerieoffizier:

Goethe nahm mich mit der früheren alten Freundſchaft und Herzlichkeit auf, lud mich auch zu Tiſche, und wir plauderten viel von den im Feldzug von 1792 in Frankreich und dann bei der Belagerung von Mainz gemeinſchaftlich beſtandenen Abenteuern. Im übrigen fand ich Goethe in einer ſehr ſorgenvollen, gedrückten Stimmung, wozu er als Miniſter des Herzogtums Weimar freilich auch alle Urſache hatte. Er war ein zu klarer Kopf und beſaß eine zu gereifte Menſchenkenntnis, als daß er ſich die ungemein vielen Gebrechen und Schwächen aller Art, die ſich in unſerem ganzen Heere und beſonders in der oberſten Leitung zeigten, nur im allermindeſten verhehlen konnte. So hegte er denn nichts wie Angſt und Beſorgnis vor dem Ausgang dieſes Krieges und prophezeite uns ein ſchlimmes Ende, worin ich ihm als preußiſcher Offizier natürlich mit aller Entſchiedenheit zu widerſprechen für meine Pflicht hielt, obgleich ich in meinem Innern leider manche ſeiner Befürchtungen nur zu ſehr teilte. Daß ſich jetzt der

Kriegsschauplatz in das Gebiet des Herzogtums Sachsen-Weimar hingezogen hatte, mußte Goethen als Minister dort sehr unangenehm sein; denn nicht allein, daß er selbst viel Plage und Arbeit dadurch hatte, so litt das Land ganz ungemein.

494. Johanna Schopenhauer an ihren Sohn Arthur:

Weimar, 18/19. Oktober 1806.

Den 12. besuchte mich Bertuch, der mich sehr beruhigte; man glaubte bestimmt, die Franzosen zögen nach Leipzig, alles könne gut werden, wir wären nicht in Gefahr. Kurz drauf meldete man mir einen unbekannten; ich trat ins Vorzimmer u. sah einen hübschen, ernsthaften Mann in schwarzem Kleyde, der sich tief mit vielem Anstande bückte und mir sagte erlauben Sie mir Ihnen den Geheimen Raht Göthe vorzustellen; ich sah im Zimmer umher wo der Göthe wäre, denn nach der steifen Beschreibung, die man mir von ihm gemacht hatte, konnte ich in diesem Manne ihn nicht erkennen, meine Freude u. meine Bestürzung waren gleich gros, und ich glaube, ich habe mich deßhalb besser genommen als wenn ich mich drauf vorbereitet hätte, wie ich mich wieder besann, waren meine beiden Hände in den seinigen und wir auf dem Wege nach meinem Wohnzimmer. Er sagte mir, er hätte schon gestern kommen wollen, beruhigte mich über die Zukunft u. versprach wieder zu kommen.

495. Tagebuchaufzeichnung des dänischen Archäologen Johann Heinrich Carl Koës:

Weimar, den 13. Oktober 1806.

Spatziergang mit Goethe und dem Major Hänrich neben dem großen Lager. Der König steht jetzt hier mit 95 000 Mann; die Großfürstin ist fort nach Altstädt, gestern schlugen die Sachsen bei Jena ein Lager auf. So weit wir über die Berge umher sehen konnten, standen Zelte; die Soldaten kochend Kohl und Kartoffeln, andere Holz umhauend aus den Alleen, andere Ochsen oder Kühe schlachtend, die nachher stückweise auf Pfählen ins Lager getragen wurden. Marhketenderinnen mit Branntwein und Kaffee, Feldwachen, Hauptwache, Kavallerieregimenter defilirten vorbei, ringsherum stieg Rauch aus dem Lager herauf. Es war ein schöner Herbsttag. Goethe ist ein ansehnlicher Mann, herrliche Augen; doch schien sein

Gemüth niedergedrückt durch die kritiſchen Umſtände. Geſtern zerſchlugen ihm die Soldaten die Fenſter und Meubel in ſeinem Gartenhauſe.

496. Riemer:

Weimar, den 14. Oktober 1806.

Ich eilte alſo [als franzöſiſche Soldaten in das Haus eingedrungen waren] zu Goethe hinauf, erzählte mit kurzen Worten den Hergang, und wie ich mir nicht weiter zu helfen wüßte und ihn bäte herunterzukommen, ſich den Leuten zu zeigen und ſie mit mehr Gewicht abzuweiſen, als ich haben könne.

Er tat es auch, ohne betroffen zu ſein oder zu ſcheinen. In Erinnerung ähnlicher Auftritte der deutſchen Krieger in der Champagne mochte er wohl denken, daß jetzt die Reihe an die Deutſchen komme, und wie er ſich in alles zu finden und zu fügen wußte, ſo auch in dieſes. Obgleich ſchon ausgekleidet und nur im weiten Nachtrock — der ſonſt ſcherzhaft Prophetenmantel von ihm genannt wurde — ſchritt er die Treppe herab auf ſie zu, fragte, was ſie von ihm wollten, und ob ſie nicht alles erhalten, was ſie billigerweiſe verlangen könnten, da das Haus bereits Einquartierung habe und noch einen Marſchall mit Begleitung erwarte. Seine würdige, Ehrfurcht gebietende Geſtalt, ſeine geiſtvolle Miene ſchien auch ihnen Reſpekt einzuflößen, ſie waren auf einmal wieder die höflichen Franzoſen, ſchenkten ein Glas ein und erſuchten ihn, mit ihnen anzuſtoßen. Es geſchah auf eine Weiſe, die jeder Unbefangene den Umſtänden gemäß und ſeiner nicht unwürdig erkannt haben würde. Nach einigen gewechſelten Reden entfernte er ſich wieder.

497. Heinrich Voß an Seckendorff:

Weimar, den 6. Dezember 1806.

Göthe war mir in den traurigen Tagen ein Gegenſtand des innigſten Mitleidens. Ich habe ihn Tränen vergießen ſehen. Wer, rief er aus, nimmt mir Haus und Hof ab, damit ich in die Ferne gehen kann?

498. Johanna Schopenhauer an ihren Sohn Arthur:

Weimar, den 24. Oktober 1806.

Ich bin durch die Unglücksfälle hier mit einem mahle einheimiſcher als ich je in Hamburg war, man hat mich gleich kennen gelernt u.

da ich so glücklich bin, manchen kleinen Dienst, der nur wenig kostet, andern leisten zu können, so liebt man mich u. alles bestrebt sich, mir mit Liebe u. Freundschaft entgegen zu kommen. . . . Göthe hat sich Sonntag mit seiner alten geliebten Vulpius, der Mutter seines Sohnes, trauen lassen, er hat gesagt in Friedenszeiten könne man die Gesetze wohl vorbeygehen, in Zeiten wie die unsre müsse man sie ehren. Den Tag drauf schickte er Dr. Riemer den Hoffmeister seines Sohnes zu mir um zu hören wie es mir gienge, denselben Abend ließ er sich bey mir melden u. stellte mir seine Frau vor, ich empfing sie als ob ich nicht wüßte, wer sie vorher gewesen wäre, ich denke wenn Göthe ihr seinen Namen giebt, können wir ihr wohl eine Tasse Thee geben.

499. Aufzeichnungen Georg von Reinbecks:

Jetzt zog man auch Erkundigungen ein, wie's den Bekannten und Freunden ergangen sei, und man hörte mit Überraschung die Kunde: Geheimrat Goethe habe sich mit seiner Hausverwalterin, Demoiselle Vulpius, kirchlich trauen lassen. — Die Dame war in jeder Hinsicht ausgezeichnet praktischer Natur. Sie hatte, überzeugt, daß der Geheimrat, wie sie ihn nannte, wo's aufs Handeln ankam, gänzlich ratlos sei, und daß sie für den Riß stehen müsse, sobald der Ausschlag zweifelhaft wurde und eigentlich für Freund und Feind zu sorgen war, sich mit reichlichen Vorräten versehen und unten im Hause Tische mit Speise und Getränke aufstellen lassen, daß jeder Herzutretende gleich Befriedigung fände und der Geheimrat oben in seinen Zimmern nicht belästigt würde. Sie selbst war dabei geschäftig. Dies war für den ersten Anlauf sehr verständig berechnet, und bald erhielten . . . Goethe und Wieland Sauvegarden, und Marschall Augereau nahm bei Goethe Quartier. Der Marschall sah die Geschäftigkeit der Demoiselle Vulpius und ihre verständigen Anordnungen, Goethe stellte ihm seinen Sohn vor, — und es war sehr natürlich, daß er die unten geschäftige Hausfrau für Goethes Gattin hielt und überrascht war zu hören, daß sie zwar die Mutter des einzigen Sohnes Goethes, aber nicht seine Gattin sei. — Er überredete Goethe, sie als solche anzuerkennen und dazu diesen Augenblick zu benutzen, wo die Aufmerksamkeit des Publikums geteilt sei und nicht lästig fallen werde, und als es geschehen war, war's geschehen.

500. Johanna Schopenhauer an ihren Sohn Arthur:

Weimar, den 14. November 1806.

Montag war ich mich Adele zu Mittag bey Göthe, die Gesellschaft war klein, ich, Bertuchs, Major Knebel mit seiner Frau aus Jena ein höchst interessanter Mann, der auch als Dichter bekannt ist, u. seine Frau, u. einige Fremde. Ich kann Göthe nicht genug sehen, alles an ihm weicht so vom gewöhnlichen ab, u. doch ist er unendlich liebenswürdig, diesmahl habe ich ihn einmahl böse gesehen, sein Sohn eine Art Tapps, der aber im äußern viel vom Vater hat, zerbrach mit großem Geräusch ein Glas. Göthe erzählte eben etwas u. erschrak über den Lärm so, daß er aufschrie, ärgerlich darüber sah er den August nur einmahl an, aber so daß ich mich wunderte, daß er nicht unten Tisch fiel, ein ausdruckvolleres, mobileres Gesicht habe ich nie gesehen, wenn er erzählt ist er immer die Person von der er spricht, der Ton seiner Stimme ist Musik, jetzt ist er alt aber er muß schön wie ein Apoll gewesen seyn.

501. Charlotte v. Stein an ihren Sohn Fritz:

Weimar, den 11. November 1806.

Göthe läßt Dir Glück wünschen zum neugebohrnen Sohn, es schien ihm zu freuen, seine Besuche sind mir nicht wohlthätig, ich kan nicht offen gegen ihm seyn, manchmal ist er ganz wie verrückt und nicht allein mir kommt er so vor, sondern mehreren Menschen.

502. Johanna Schopenhauer an ihren Sohn Arthur:

Weimar, den 28. November 1806.

Der Zirkel, der sich Sonntags und Donnerstags um mich versammelt, hat wohl in Deutschland und nirgends seinesgleichen; könnte ich dich doch nur einmal herzaubern. Göthe fühlt sich recht wohl bei mir und kommt recht oft. Ich habe einen eigenen Tisch mit Zeichenmaterialien für ihn in eine Ecke gestellt. . . . Diese Idee hat mir sein Freund Meyer angegeben. Wenn er dann Lust hat, so setzt er sich hin und tuscht aus dem Kopfe kleine Landschaften, leicht hingeworfen, nur skizziert, aber lebend und wahr, wie er selbst und alles, was er macht. Welch ein Wesen ist dieser Göthe! wie groß

und wie gut! Da ich nie weiß, ob er kommt, so erschrecke ich jedesmal, wenn er ins Zimmer tritt; es ist, als ob er eine höhere Natur als alle übrigen wäre, denn ich sehe deutlich, daß er denselben Eindruck auf alle übrigen macht, die ihn doch weit länger kennen und ihm zum Teil auch weit näher stehen, als ich. Er selbst ist immer ein wenig stumm und auf eine Art verlegen, wenn er kommt, bis er die Gesellschaft recht angesehen hat, um zu wissen, wer da ist. Er setzt sich dann immer dicht neben mich, etwas zurück, so daß er sich auf die Lehne von meinem Stuhle stützen kann; ich fange dann zuerst ein Gespräch mit ihm an, dann wird er lebendig und unbeschreiblich liebenswürdig. Er ist das vollkommenste Wesen, das ich kenne, auch im Äußeren; eine hohe, schöne Gestalt, die sich sehr grade hält, sehr sorgfältig gekleidet, immer schwarz oder ganz dunkelblau, die Haare recht geschmackvoll frisiert und gepudert, wie es seinem Alter ziemt, und ein gar prächtiges Gesicht mit zwei klaren braunen Augen, die mild und durchdringend zugleich sind. Wenn er spricht, verschönert er sich unglaublich; ich kann ihn dann nicht genug ansehen. Er spricht von allem mit, erzählt immer zwischendurch kleine Anekdoten, drückt niemand durch seine Größe. Er ist anspruchslos wie ein Kind; es ist unmöglich, nicht Zutrauen zu ihm zu fassen, wenn er mit einem spricht, und doch imponiert er allen, ohne es zu wollen. Letztens trug ich ihm seine Tasse zu, wie das in Hamburg gebräuchlich ist, daß sie nicht kalt würde, und er küßte mir die Hand; in meinem Leben habe ich mich nicht so beschämt gefühlt; auch alle, die in der Nähe waren, sahen es mit einer Art Erstaunen. Es ist wahr, er sieht so königlich aus, daß bei ihm die gemeinste Höflichkeit wie Herablassung erscheint, und er selbst scheint das gar nicht zu wissen, sondern geht so hin in seiner stillen Herrlichkeit wie die Sonne.

503. Johanna Schopenhauer an ihren Sohn Arthur:

Weimar, den 8. Dezember 1806.

Vors erste schrieb ich Dir den Tag wie ich bei der Frau v. Fritsch seyn sollte, ich hoffte Wieland dort zu finden, er war nicht da, aber Göthe, er war wieder liebenswürdig aber doch nicht so wie bey mir, zu mir hat er sich ganz gewöhnt, er kommt Donnerstags u. Sonntags als ob es so seyn müßte, so lange Weimar steht hat er das nirgends gethan, des Abends sticht er eine kleine Handlaterne an u. geht wohlgemuht zu Hause, denke Dir Göthen mit der Handlaterne.

504. Stephan Schütze:

Weimar, Winter 1806/1807.

Das Merkwürdigste war, ihn fast jedesmal in einer anderen Stimmung zu sehen, so daß, wer ihn mit einem Male zu fassen glaubte, sich das nächste Mal gewiß gestehen mußte, daß er ihm wieder entschlüpft sei. Man hatte bald einen sanft-ruhigen, bald einen verdrießlich-abschreckenden (auch Kummer drückte sich bei ihm gewöhnlich durch Verdrießlichkeit aus), bald einen sich absondernden, schweigsamen, bald einen beredten, ja redseligen, bald einen episch-ruhigen, bald — wiewohl seltener — einen feurig-aufgeregten, begeisterten, bald einen ironisch-scherzenden, schalkhaft-neckenden, bald einen zornig-scheltenden, bald sogar einen übermütigen Goethe vor sich. Wenn uns ein solcher Wechsel bei ihm in Verwunderung setzt, rührt es nur daher, daß wir die menschliche Natur überhaupt zu wenig kennen. Diese große Verschiedenheit oder Menge von Stimmungen war bei Goethe etwas ganz Natürliches, ja Notwendiges; denn wie hätte er bei seiner Richtung auf Universalität in so vielerlei Verhältnisse und Gemütsverfassungen sich mit Leichtigkeit versenken können, wenn seiner Phantasie nicht auch eine große Schmiegsamkeit des Gefühlssystems wäre beigegeben worden, ein wandelbares Mitempfinden, das bei aller Ruhe und Freiheit doch zum Medium des Auffassens und zur Grundlage einer neuen Schöpfung dienen muß. . . .

Die höchste Glorie umleuchtete ihn erst in Augenblicken der Begeisterung, wenn ein lebhafteres Rot die Wangen überflog, deutlicher der Gedanke auf der erhabenen Stirn hervortrat, himmlischer noch die Strahlen seines Auges glänzten und sein ganzes Antlitz sich zum Ausdruck einer göttlichen Anschauung verklärte. . . .

Wenn er eintrat, schritt er, ohne rechts oder links zu schauen, mit steifer Haltung durch alle Personen hindurch geradeswegs auf die Wirtin zu, machte ihr sein ernstes Kompliment und verneigte sich dann mit einer sanften Verbeugung gegen die übrigen im Kreise herum. Mit kurzen, schnell wechselnden Reden über etwas leicht hinzugleiten, war ihm nicht eigen; eher tat er etwas mit der Milde eines halb ausgesprochenen Wortes ab. Sonst sprach er in der Regel etwas langsam, nach den tieferen Tönen zu, mit einer bequemen Würde, die den Gegenstand von sich entfernt hält und auch gegen persönliche Annäherung sich verwahrt. Dies Entfernthalten drückte sich auch praktisch häufig in den Worten aus: „Das ist nun so!“ — oder: „Das wird sich machen lassen!“

505. Karl Ludwig Fernow an Böttiger:

Weimar, den 7. Januar 1807.

Am Abend desselben Tages, wo ich meinen Brief an Sie absandte [30. Nov.], hatte ich eine sehr interessante Unterhaltung mit Goethe . . . Ich kam zufällig mit G. über das Journal- und Zeitungswesen unsers Vaterlandes zu sprechen. Sie wissen, wie G. von jeher über die Neuigkeitskrämereien der Journale gedacht hat, und er war auch jetzt indigniert über so manche Nachrichten, welche in den letzten Zeiten über Weimar besonders in der Allgemeinen Zeitung gestanden haben, z. B. die Notiz, unsere verwitwete Herzogin und ihre Flucht von Weimar vor der Schlacht, welche hier allgemein gemißbilligt worden, um so mehr, da die Beweggründe zu ihrer Abreise dort völlig falsch angegeben worden, und die andere, daß die Herzogin von Weimar dem gefallenen Prinzen Louis Ferdinand von Preußen einen Lorbeerkranz geweihet habe, woran, wie Sie leicht denken können, kein wahres Wort ist, und andere Indiskretionen mehr, die Ihnen bekannt sind. Er sagte mir, er habe deshalb auch sehr ernstlich an Cotta geschrieben, daß er jetzt besonders, wo Deutschland nur eine große und heilige Sache habe — die, im Geiste zusammenzuhalten, um in dem allgemeinen Ruin wenigstens das bis jetzt noch unangetastete Palladium unserer Literatur aufs eifersüchtigste zu bewahren — dergleichen Frivolitäten, welche nur zum Gespött der Schadenfrohen und zum Geklatsche der Müßiggänger dienen, nicht in seinen Blättern hegen und pflegen müsse. Er sagte, nach dem 14. Oktober müsse kein Freimütiger mehr existieren; besonders müsse man in Sachsen, welches vor vielen andern geschont worden und so günstige Bedingungen für seine fernere Existenz erhalten, jetzt mehr als je zusammenhalten, da Dresden, Leipzig, Jena und Weimar künftig leicht der Hauptsitz der germanischen Kultur im nördlichen Deutschland bleiben dürften, so wie sie es auch schon früher größtenteils gewesen seien. Alle diese Neckereien, welche ehemals in Zeiten der Ruhe und friedlicher Verhältnisse, wenn auch unanständig, doch im wesentlichen unschädlich gewesen, würden jetzt höchst nachteilig werden, wenn sie dazu beitragen könnten, daß die Franzosen die einzige Achtung, die sie jetzt noch für die Deutschen haben konnten, verlieren müßten. Es sei also jetzt, wo alles auf der Spitze stehe, eine wahre Verräterei, mit dem alten Leichtsinne fortzufahren, Orte, welche als ein Sitz der Kultur, und Männer, welche als tätige Beförderer

derselben einige Ansprüche auf öffentliche Achtung haben können, unwürdig zu behandeln, und daß der Feind uns um so weniger ehren werde, wenn wir uns selbst so wenig ehren und achten, daß wir nichts besseres zu tun wissen, als vor seinen Augen unsere Blößen aufzudecken. Besonders müsse Weimar und diejenigen in W., welche zum Teil dazu beigetragen, auch selbst in den Augen der Franzosen unsere Literatur achtungswürdig zu machen, jetzt mit gebührender Rücksicht behandelt werden, um so mehr, da der Kaiser Napoleon selbst auf Weimar aufmerksam geworden, so daß er den berühmten Johannes Müller in einer Unterredung gefragt hat, ob denn W. auch in Deutschland selbst wegen seiner höhern Bildung in demselben Ansehen stehe wie bei den französischen Gelehrten. Man müsse also auf alle Weise verhüten, daß der, in dessen Hand jetzt das Schicksal liege, die Achtung, die wir ihm durch ein höheres geistiges Übergewicht abgenötigt haben, nicht verliere usw.

506. Johanna Schopenhauer an ihren Sohn Arthur:

Weimar, den 19. Dezember 1806.

Gestern war mein Zirkel kleiner, aber um so interessanter, obgleich gerade niemand etwas zum Vorlesen mitgebracht hatte. Ich schnitt wieder Blumen aus, und Göthe war gewaltig geschäftig, sie zu einem Ofenschirme zu ordnen, den er selbst aufkleben will; dabei erzählte er Anekdoten aller Art. Die Bardua malt jetzt Göthe; ich glaube fast, er würde mir auch sitzen, wenn ich ihn darum bäte, den Mut dazu hätte ich wohl, aber, wenn's zur Ausführung käme und er mich dann so ernsthaft mit seinen durchdringenden Augen ansähe, dann wäre ich in Gefahr, davonlaufen zu müssen. Also lasse ich es lieber; die Bardua wird mir aber das Bild, welches sehr ähnlich werden soll, kopieren.

507. Johanna Schopenhauer an ihren Sohn Arthur.

Weimar, den 5. Januar 1807.

Göthe ist ein unbeschreibliches Wesen, das höchste wie das kleinste ergreift er, so saß er denn den ersten Feyertag eine lange Weile im letzten meiner drei Zimmer mit Adelen u. der jüngsten Conta, einem

hübſchen, unbefangenen 16jährigen Mädchen, wir ſahen von weitem der lebhaften Converſation zwiſchen den dreyen zu, ohne ſie zu verſtehen, zuletzt gingen alle 3 hinaus u. kamen lange nicht wieder. Göthe war mit den Kindern in Sophiens Zimmer gegangen, hatte ſich dort hingeſetzt u. ſich Adelens Herrlichkeiten zeigen laſſen, alles Stück vor Stück beſehen, die Puppen nach der Reihe tanzen laſſen u. kam nun mit den frohen Kindern u. einem ſo lieben milden Geſicht zurück, wovon kein Menſch einen Begriff hat, der nicht die Gelegenheit hat, ihn zu ſehen wie ich.

508. Johanna Schopenhauer an ihren Sohn Arthur:

Weimar, Anfang Januar 1807.

Am Abend des 4. fing Göthe an von ſeinem herannahenden Alter zu ſprechen mit einer Weichheit des Tones, mit einem ſo edlen Selbſtbewußtſein, daß er uns alle tief rührte. Dabei hielt er mich feſt bei der Hand; er tut das oft und erinnert mich dann lebhaft an Deinen Vater, der mich dann auch ſo feſthalten konnte.

509. Johanna Schopenhauer an ihren Sohn Arthur:

Weimar, den 30. Januar 1807.

Am Dienstag [dem 17.] gab ich einmal eine Extrageſellſchaft. . . . Er war unbeſchreiblich ſanft und liebenswürdig geſtimmt. Du meinſt, es ſei unmöglich, vis-à-vis ihm nicht ein wenig ſcheinen zu wollen. Säheſt Du ihn nur, Du würdeſt fühlen, wie unmöglich es iſt, ihm gegenüber ſich anders als natürlich zu zeigen. Er iſt ganz Natur, und ſeine klaren, hellen Augen benehmen alle Luſt, ſich zu verſtellen; man fühlt, daß er durch alle Schleier ſieht, und daß dieſem hohen, reinen Weſen jede Verſtellung verhaßt ſein muß.

510. Johanna Schopenhauer an ihren Sohn Arthur:

Weimar, den 12. Februar 1807.

Bei Göthen war's den Abend . . . ganz allerliebſt, er hatte einige junge Schauſpieler, die er oft bei ſich deklamieren läßt, um ſie für ihre Kunſt zu bilden, eingeladen und las mir mit ihnen eine ſeiner früheſten Arbeiten, ein Stück voll Laune und Humor, Die Mitſchul-

digen betitelt, vor. Er hatte ſelbſt die Rolle eines alten Gaſtwirts darin übernommen, was bloß mir zu Ehren geſchah, ſonſt tut er das nicht. Ich habe nie was ähnliches gehört, er iſt ganz Feuer und Leben, wenn er deklamiert, niemand hat das Komiſche mehr in ſeiner Gewalt, als er. Zwiſchendurch meiſterte er die jungen Leute, ein paar waren ihm zu kalt: Seid ihr denn gar nicht verliebt? rief er komiſch erzürnt, und doch war's ihm halber Ernſt. Seid ihr denn gar nicht verliebt? Verdammtes junges Volk! Ich bin ſechzig Jahre alt und ich kann's beſſer!

511. Charlotte von Stein an ihren Sohn Fritz:

Weimar, den 6. Februar 1807.

Wir kommen oft in Streit, das letztemal war's über Meyer. Ich tadelte, er mache Göthe nach. „Den Teufel noch einmal, Dame!" ſagte er. „Ich will doch ſehen, wer immer mit mir lebt und mir nicht ähnlich werden ſoll." Ich erwiderte, es wäre aber nur in ſeiner Ruchloſigkeit.

512. Karl Ludwig Fernow an Gerhard von Kügelgen:

Weimar, Ende Februar 1807.

Darin iſt er aber auch ſo ganz beſonders glücklich organiſiert, daß jeder anklingende Ton von außen in ſeinem Gefühle richtiger wiederklingt, und ſo iſt er darauf, wie auf eine Naturerſcheinung aufmerkſam. Dann ſucht er ſich den Eindruck zur Klarheit zu bringen und ihm womöglich Namen und Ausdruck, wenigſtens in einem Gleichnis zu geben. Es wäre ja der einzige Dichter nicht, der er iſt, wenn er das nicht könnte. Dann kommt's aber auch, daß ſo unendlich wenig Menſchen Goethe verſtehen und kennen, und daß die, welche ihm als Künſtler Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ihn außer dieſer Sphäre als Menſchen ſo ſchief beurteilen. Nach dem, was ich nach ſo vielfältiger Beobachtung von ſeinem Charakter begreife, halte ich ihn auch für einen der trefflichſten und edelſten Menſchen, überhaupt in jeder Hinſicht für eine der vollkommenſten und gediegenſten Naturen, die ich unter Menſchenkindern gefunden habe. Wer könnte auch ein wahrhaft großer und trefflicher Künſtler ſein, und nicht zugleich ein ebenſo großer und trefflicher Menſch! Nur müſſen wir den Begriff Menſch

nicht nach dem armſeligen Maßſtabe eines Philiſters oder eines Pedanten, und was es ſonſt noch für verkrüppelte Ebenbilder Gottes gibt, abmeſſen.

513. Johanna Schopenhauer an ihren Sohn Arthur:

Weimar, den 10. März 1807.

Seit ein paar Abenden lieſt Göthe ſelbſt bei mir vor und ihn dabei zu hören und zu ſehen iſt prächtig. Schlegel hat ihm ein überſetztes Schauſpiel von Calderon im Manuſkripte geſchickt; es iſt Klingklang und Farbenſpiel, aber er lieſt auch den Abend keine drei Seiten, ſein eigener poetiſcher Geiſt wird gleich rege: dann unterbricht er ſich bei jeder Zeile, und tauſend herrliche Ideen entſtehen und ſtrömen in üppiger Fülle, daß man alles vergißt und den einzigen anhört. Welch ein friſches Leben umgibt ihn noch immer!

514. Franz Paſſow an A. L. Bucher:

Weimar, den 10. März 1807.

Neulich hat Goethe angefangen, [bei Frau Schopenhauer] aus Schlegels Ueberſetzung von Calderons „ſtandhaftem Prinzen" vorzuleſen, von der er das Manuſkript hat. Das Stück ſelbſt genießen wir nicht ſonderlich, aber Goethe deſto mehr, weil er ſich beim Vorleſen ſo recht gehn läßt. Erſtlich ſpricht er ſo laut und heftig, daß die Leute in allem Ernſt unterm Fenſter ſtehen bleiben müſſen; dann wiederholt er oft lange Stellen, die ihm beſonders gefallen, zwei- und dreimal, nnd endlich ſpricht er ſelbſt alle Augenblicke dazwiſchen, wo er etwas zu loben oder zu tadeln findet.

515. Johanna Schopenhauer an ihren Sohn Arthur:

Weimar, den 23. März 1807.

Er hat jeden Abend ſeinen „Standhaften Prinz" ſtandhaft geleſen bis geſtern, wo er ihn zu Ende brachte. Es iſt ein wunderbares Weſen darum, und es ſind wahrlich Dinge darin, die grade ins Herz dringen, und wo es mir anfängt möglich zu erſcheinen, daß man Calderon neben Shakeſpeare nennt. Aber wie viel Wuſt,

Haupt- und Staatsaktionen ſind mit hineingewebt, und dann das ganze ſüdliche Weſen, das Farbenſpiel, das Spiel mit Bildern und Tönen, die unſere nördlichen Naturen gar nicht anſprechen. Indeſſen iſt's doch ein hoher Genuß, von Göthen dies leſen zu hören; mit ſeiner unbeſchreiblichen Kraft, ſeinem Feuer, ſeiner plaſtiſchen Darſtellung reiſt er uns alle mit fort. Obgleich er eigentlich nicht kunſtmäßig gut lieſt, er iſt viel zu lebhaft, er deklamirt, und wenn etwa ein Streit oder gar eine Bataille vorkommt, macht er einen Lärm, wie in Drurylane, wenns dort eine Schlacht gab, auch ſpielt er jede Rolle, die er lieſt, wenn ſie ihm eben gefällt, ſo gut es ſich im Sitzen thun läßt, jede ſchöne Stelle macht auf ſein Gemüt den lebhafteſten Eindruck; er erklärt ſie, lieſt ſie zwei-, dreimal, ſagt tauſend Dinge dabei, die noch ſchöner ſind, kurz, es iſt ein eigenes Weſen, und wehe dem, der es ihm nachthun wollte! Aber es iſt unmöglich, ihm nicht mit innigem Anteile, mit Bewunderung zuzuhören, noch mehr ihm zuzuſehen; denn wie ſchön alles dieſem ſeinem Geſichte, ſeinem ganzen Weſen läßt, mit wie einer eigenen hohen Grazie er alles dies treibt, davon kann niemand einen Begriff ſich machen. Er hat etwas ſo rein Einfaches, ſo Kindliches. Alles, was ihm gefällt, ſieht er leibhaftig vor ſich; bei jeder Szene denkt er ſich gleich die Dekoration, und wie das Ganze ausſehen muß.

516. Aus Georg von Reinbecks Reiſeplaudereien:

Weimar, Winter 1806/7.

In der Geſellſchaft im Hauſe der Frau Hofrätin Schopenhauer hatten wir das Vergnügen, Bertuch, Vater und Sohn, Riemer, Falk, Fernow, Stephan Schütze u. m. und einige Damen zu finden. Zum erſten Male erſchien die Frau Geheimrätin von Goethe darin: eine Frau von noch vielem materiellen Reiz, an welcher man Gutmütigkeit und einen ſtets gleich heitern Sinn rühmte, wie dies mit Temperamenten der Art gewöhnlich verbunden iſt. Später kam der Geheimrat. Er trat mit einem freundlich gezogenen Hm! Hm! nach allen Seiten grüßend ein und ſah ſich gleich nach einem Stuhle um. Jetzt beſchaute er ſich den Kreis, und als ſein Auge auf mich fiel, ſtand er auf und kam auf mich zu. Natürlich erhob ich mich ſogleich. Er bückte ſich feierlich und ſagte: er habe mir ſeinen Dank abzuſtatten. . . . Goethe war in der beſten Laune von der Welt. Er ſprach viel mit mir über Rußland, fragte nach mehreren Be-

kannten daſelbſt, wir kamen auf das wiedereröffnete Theater, die Konverſation wurde allgemein und war ungeniert, und ich dankte meinem lieben Fernow für dieſe reiche Quelle des Genuſſes, die er mir in Weimar eröffnet hatte und die ich von dieſem Abend an nie unbenutzt ließ. Ich machte hier die intereſſanteſten Bekanntſchaften. Goethe fehlte ſelten dabei.

517. Bettine Brentano an Frau Rat Goethe:

Weimar, den 23. April 1807.

Ich kam die einfache Treppe hinauf, in der Mauer ſtehen Statuen von Gips, ſie gebieten Stille. Zum wenigſten ich könnte nicht laut werden auf dieſem heiligen Hausflur. Alles iſt freundlich und doch feierlich. In den Zimmern iſt die höchſte Einfachheit zu Hauſe, ach, ſo einladend! Fürchte dich nicht: ſagten mir die beſcheidnen Wände, er wird kommen und wird ſein, und nicht mehr ſein wollen wie du — und da ging die Tür auf, und da ſtand er feierlich ernſt und ſah mich unverwandten Blickes an; ich ſtreckte die Hände nach ihm, glaub ich — bald wußt ich nichts mehr, Goethe fing mich raſch auf an ſein Herz. „Armes Kind, hab ich Sie erſchreckt", das waren die erſten Worte, mit denen ſeine Stimme mir ins Herz drang; er führte mich in ſein Zimmer und ſetzte mich auf den Sofa gegen ſich über. Da waren wir beide ſtumm, endlich unterbrach er das Schweigen: „Sie haben wohl in der Zeitung geleſen, daß wir einen großen Verluſt vor wenig Tagen erlitten haben durch den Tod der Herzogin Amalie." — „Ach!" ſagt ich, „ich leſe die Zeitung nicht." — „So! — ich habe geglaubt, alles intereſſiere Sie, was in Weimar vorgehe." — „Nein, nichts intereſſiert mich, als nur Sie, und da bin ich viel zu ungeduldig, in der Zeitung zu blättern." — „Sie ſind ein freundliches Kind." — Lange Pauſe — ich auf das fatale Sofa gebannt, ſo ängſtlich. Sie weiß, daß es mir unmöglich iſt, ſo wohlerzogen dazuſitzen. — Ach Mutter! Kann man ſich ſelbſt ſo überſpringen? — Ich ſagte plötzlich: „Hier auf dem Sofa kann ich nicht bleiben," und ſprang auf. — „Nun!" ſagte er, „machen Sie ſich's bequem;" nun flog ich ihm an den Hals, er zog mich aufs Knie und ſchloß mich ans Herz. — Still, ganz ſtill war's, alles verging. Ich hatte ſo lange nicht geſchlafen; Jahre waren vergangen in Sehnſucht nach ihm — ich ſchlief an ſeiner Bruſt ein; und da ich aufgewacht war, begann ein neues Leben.

518. Bettine Brentano an Achim von Arnim:

Caſſel, den 13. Juli 1807.

In Berlin war ich vor acht Wochen an Ihrer Wohnung vorbeigetrippelt; in Weimar ward mir ein einziger Wunſch erfüllt, die vier Stunden, die ich dort zubrachte, ſchaute ich in Göthes Antlitz, der mich wieder ſo freundlich anſah, ſo freundlich! Kein Weſen in der ganzen Natur war mir ſo angemeſſen, gab ſo, was ich begehrte, als eben das ſeinige. . . . Mit Göthe ſprach ich viel von Ihnen, er hat Sie lieb, er kann es ſehr gut begreifen, daß ich Sie auch lieb habe. Ich wundre mich, daß ich ſo ruhig war bei ihm, bei ihm allein, daß ich auf ſeiner Schulter lag und beinah ſchlief, ſo ſtill war die Welt um mich her, und er ließ ſichs gefallen und war auch ſtill und war ſo ehrend in dem wenigen, was er zu mir ſprach. Ich trag einen Ring von ihm am Mittelfinger der rechten Hand, es iſt eine kleine Figur in einen blauen Stein geſchnitten, die ihre Haare löſt oder bindet.

519. Bettine Brentano an Frau Rat Goethe:

Es war voriges Jahr im Eingang Mai, da ich ihn ſah zum erſtenmal, da brach er ein junges Blatt von den Reben, die an ſeinem Fenſter hinaufwachſen, und legt's an meine Wange und ſagte: „Das Blatt und deine Wange ſind beide wollig"; ich ſaß auf dem Schemel zu ſeinen Füßen und lehnte mich an ihn, und die Zeit verging im ſtillen. — Nun, was hätten wir Kluges einander ſagen können, was dieſem verborgenen Glück nicht Eintrag getan hätte; welch Geiſteswort hätte dieſen ſtillen Frieden erſetzt, der in uns blühte? — O, wie oft hab ich an dieſes Blatt gedacht, und wie er damit mir die Stirne und das Geſicht ſtreichelte, und wie er meine Haare durch die Finger zog und ſagte: „Ich bin nicht klug; man kann mich leicht betrügen, du haſt keine Ehre davon, wenn du mir was weismachſt mit deiner Liebe." — Da fiel ich ihm um den Hals. — Das alles war kein Geiſt, und doch hab ich's tauſendmal in Gedanken durchlebt und werde mein Leben lang dran trinken, wie das Aug das Licht trinkt. — Es war kein Geiſt, und doch überſtrahlt es mir alle Weisheit der Welt. — Was kann mir ſein freundliches Spielen mit mir erſetzen? — was den feinen durchdringenden Strahl ſeines Blicks, der in mein Auge leuchtet? — Ich

achte die Klugheit nichts, ich habe das Glück unter anderer Gestalt kennen lernen, und auch was andern weh tut, das kann mir nicht leid tun, und meine Schmerzen; das wird keiner verstehen.

520. Bettine Brentano an Achim von Arnim:

Frankfurt, Mitte September 1807.

Göthe hat mich durch seine Mutter bitten lassen, ihm zu schreiben, er will mir antworten, diesen habe ich so lieb! so ganz ohne Wache, ohne Ringmauer, ohne Schloß und Riegel; vielmehr sind die Thüren ausgehoben wie in Italien; seht, so muß es sein, bei solch einer kräftigen Natur, ich kann mir mein Wesen gar nicht mehr denken ohne diese Säule, um die meine Lebenskette sich schlingt. Es wär ja dem schönen Land, dem herrlichen belebenden Strom abgeschnitten, wenn ich ohne diese himmlische Freude im irdischen Leben sein müßte.

521. Karl von Knebel an seine Schwester Henriette:

Jena, den 22. Mai 1807.

Wir haben Goethe noch hier, und er wandelt in seiner halben Hypochondrie, wie er sie nennt, unter uns herum, und seine Gegenwart tut uns wohl. Wie angenehm ist es, unter den gemeinen Gelehrten einen Mann zu sehen, dem es um wahre Wissenschaft und Weisheit zu tun ist! Auch scheint es mir, daß er froh ist, der weimarischen bösen Luft auf eine Weile entronnen zu sein.

522. Karl von Knebel an seine Schwester Henriette:

Jena, den 26. Mai 1807.

Goethe ist gestern in der Frühe von hier abgereist. Wir grüßten ihn noch beim Wegfahren aus unserm Fenster. Er scheint sich fast ganz in sich und den weiten Umfang seiner Beschäftigungen und Kenntnisse zu konzentrieren, um den bösen Einflüssen der Zeit und der Umstände widerstehen zu können und das mannigfaltige moralische und politische Übel von sich zu halten. Es ist schlimm, wenn man gewissermaßen an der Welt zu verzweifeln anfängt und sich das Gemüt der freien Mitteilung verschließt. Man bewahrt dadurch Übel, die sich doch vielleicht lindern ließen. Doch was läßt sich sagen! Die Umstände machen vorher das Gemüt krank, und dann kann das

kranke Gemüt nicht, wie das geſunde, ſich freie Vorſtellungen ſchaffen. Goethe iſt indeſſen glücklich, daß er ſich einen ſo reichen Vorrat von tiefen Kenntniſſen und Fähigkeiten aller Art hat anzuſchaffen und zu erhalten gewußt. Zu wünſchen wäre es, daß er an dem Platze, woran er ſich befunden, auch gewiſſe politiſche Fähigkeiten oder Eigenſchaften ſich hätte aneignen können: aber dieſe ſind, wie ſchon Bacon bemerkt hat, Gemütern von eigenem reichen Vorrat ſelten eigen, indem ſie anfänglich ſolche zum Teil auch zu ſehr verachten. So hat unſer Weimar durch die ganz vorzüglichen Geiſter, die es beſeſſen, im Politiſchen auch nicht um ein Haar gewonnen.

523. Chriſtine Reinhard an ihre Mutter:

Karlsbad, den 1. Juni 1807.

Vous ne devinerez jamais, chère mère, avec qui nous sommes en relations à présent. Je veux laisser votre curiosité en suspens et continuer mon récit. — Avant-hier on causait dans mon salon et on se demandait si l'Allemagne et la langue allemande étaient destinées à disparaître entièrement. Non, je ne le croirai jamais, me dit quelqu'un, les Allemands, comme les juifs, se laisseront opprimer, mais pas plus qu'eux ils ne se laisseront exterminer. Ils ne se décourageront pas et resteront fortement unis, même s'il leur arrivait de n'avoir plus de patrie! Devinez qui parlait ainsi: c'était Goethe!

Il était arrive peu de jours avant et, dès le lendemain, il m'avait envoyé une lettre de Mme. Fromann, par l'entremise du professeur Riemer, et m'avait annoncé sa visite. Mon mari voulut le prévenir et se rendit chez lui après le dîner. On l'introduisit dans une chambre où il vit un homme âgé, assez corpulent, vêtu d'un veston, qui disparut prestement dans la pièce voisine et revint un instant après, revêtu d'une redingote. Il s'assit sur le canapé et eut soin de se mettre à droite. Ses manières n'ont rien de français, rien d'affable, elles sont brucques et saccadées. Son expression est sérieuse, mais lorsqu'il sourit ses yeux pétillent et l'esprit malin paraît dans toutes les rides de son visage. Il a été très prévenant parlé de Jassy, de notre internement, et s'est rappelé un voyage qu'il avait fait dans ces contrées.

Ainsi qu'il arrive fréquemment pour les hommes célèbres, l'image que je m'étais faite de Goethe n'est nullement exacte. Il ressemble plus à Antonio qu'au Tasse. Toute sa manière d'être est celle d'un conseiller d'Etat, son oeil seul dénote le poète.

524. Chriſtine Reinhard an ihre Mutter:

Karlsbad, den 24. Juni 1807.

Un soir, Goethe a lu et déclamé plusieurs de ses poésies; c'était une vraie jouissance de l'entendre. Le temps me fait défaut pour vous parler plus longuement de son débit, mais je le ferai une autre fois et je vous donnerai mon appréciation sur cet homme extraordinaire qui occupe tout mon esprit sans rien dire à mon coeur. Mon jugement est il impartial? Je l'espère. Il n'en serait pas de même de celui de mon mari, auquel Goethe a volé une parcelle de son coeur. Peut-être a-t-il dédaigné de s'en donner la peine pour moi, sans quoi ce magicien eût dû réussir.

525. Chriſtine Reinhard an ihre Mutter:

10. Juli 1807.

Goethe parut alors! . . . Je vous ai parlé de nos rapports journaliers et de l'intérêt que j'ei pris à contempler ce génie aussi extraordinaire qu'universel. Je dis contempler, car malgré toutes les avances qu'il a faites, nos rapports, en ce qui me concerne du moins, n' ont jamais été cordiaux. Il y a chez lui trop d'apprêt et un manque de naturel qui n'appellent pas la confiance et qui, au contraire, excluent tout effusion. Il serait présomptueux de ma part de vouloir le juger et de prétendre avoir compris cet être unique. Je tenterai pourtant de reproduire l'impression qu'a faite sur moi cet esprit étincelant, mais il faudrait, pour bien le faire, avoir son don d'observation et sa hardiesse. Le professeur Huber dit avec raison que Goethe évite toute individualité, c'est pourquoi il n'a jamais ému mon coeur, il plane au-dessus des misères humaines, pareil à un habitant d'une autre sphère. Jamais il ne parle de lui même, jamais je ne l'ai vu s'interesser aux joies ou aux chagrins des autres. On obtient rarement de lui une marque d'approbation ou de déplaisir. Lorsqu'on lui raconte les peines, les déceptions de personnes qui lui sont connues, il envisage ces récits comme des faits divers et en cite de pareils. Rien ne l'émeut. Il vit dans le cercle de ses idées et de son savoir, cercle immense qui englobe toutes les sciences, et il se fait un jeu des matières les plus abstraites. Il s'occupe avec ardeur de botanique, de chimie, de minéralogie, d'astronomie; tout lui est familier. La théorie des couleurs est son cheval de bataille actuel, et le résumé qu'en a fait mon mari prouve que, partant de la chimie, elle aboutit

à la philosophie. Adulé comme il est habitué de l'être, aucum hommage ne l'étonne. Au cours d'une conversation pendant laquelle Goethe s'était exprimé avec un feu, un élan inusités, Charles lui dit que, bien qu'a différentes reprises il eût été en rapports presque intimes avec des hommes remarquables, il n'avait trouvé chez aucum d'eux une telle richesse d'idées, une telle harmonie, une telle élévation de sentiments, enfin un ensemble aussi parfait que chez lui. Il lui avoua qu'il avait de la peine à le suivre, car son esprit devait revenir sans cesse sur ce qu'il lui avait entendu dire, et qu'il était souvent comme ébloui par la justesse et par l'audace de ses conceptions. Cet hommage ne parut pas étonner le poète, il lui répondit qu'il fallait en effet, être habitué à son langage pour pouvoir le comprendre; que lui-même, à cause de cela, avait renoncé à la conversation et ne daignait plus causer que lorsqu'il trouvait des hommes à sa hauteur, comme l'était mon mari et comme l'avait été Schiller. Il fit alors l'éloge de ce dernier sans aucune arrière-pensée de rivalité et sans chercher établir de comparaison.

Vous savez, chère mère, que pareil à bien des hommes supérieurs, Goethe s'accomode volontiers, chez les femmes, d'un niveau intellectuel peu élevé, et qu'il préfère presque chez elles une nature vulgaire à une intelligence plus raffinée. Dans ses relations, il se laisse aller à l'impression du moment, et les maximes ne lui manquent pas pour justifier ses caprices et toutes leurs conséquences. Mais dans ses ouvrages, ses héroïnes, douées de sentiments élevés, n'émeuvent et ne plaisent pas, parce que le poete ne les a parées de tant de vertus et ne les a créés avec tant d'amour que pour paraître avair fait mieux que le Créateur.

Faite par lui, la lecture de ses poésies est une véritable jouissance. Sa voix est sonore, forte et bien modulée. Le feu de son regard, son expression, ses gestes sont justes et impressionants. Il déclame de préférence, des ballades et des poésies à actions. Il nous avait prévenus que son choix se partait d'habitude sur des sujets représentant une situation bien frappante et non sur un exposé de sentiments ou d'aspirations.

Ma main inhabile en a dit assez sur ce maître en tout art; il me resterait à vous communiquer l'appréciation de mon mari sur Goethe en tant qu'homme, sinon en tant qu'écrivain, mais le temps me manque. Elle diffère de la mienne à plusiers points de vue, car il porte son ami tellement aux nues que la tête de son héros se

trouve presque entourée d'une auréole. Moi, je me borne à admirer en lui deux yeux d'un éclat incomparable et tels que je n'en ai jamais vu de semblables, car ils reflètent une intelligence hors ligne. . . .

Notre départ est fixé au 15; je ne puis quitter sans émotion cette valée où l'aire que je respirais me semblait plus léger, où les soucis m'effleuraient sans m'atteindre et où la société de Goethe a imprimé à notre séjour un charme bien particulier. Ces relations, amenées par le hasard, devriendront durables, car de part et d'autre on a le desir de se revoir et on s'est promis de s'écrire.

526. Aufzeichnung Gotthilf Heinrich von Schuberts:

Karlsbad, Juli 1807.

Dort fand ich Göthe, den bewunderten Mann, den ich in Weimar ſo oft mit Ehrfurcht angeſchaut, dem ich mich aber niemals zu nahen gewagt hatte. . . . Ich hatte kurz vorher ſeine Farbenlehre mit wahrhaftem jugendlichen Entzücken geleſen, hatte aus ſeiner Morphologie, dieſer geiſtvollen Formenlehre der organiſchen Welt, Lichtblicke einer tieferen Naturanſchauung in mich aufgenommen, deren weitere eigentümliche Entwickelung mir eine Aufgabe für ſpätere Zeit wurde. Zunächſt von dieſen Dingen ſprach ich mit dem großen, hellblickenden Meiſter, der in jedem Gebiete, das ſein ſchöpferiſcher Geiſt betrat, ein Neues hervorrief und auffand. Mit unbeſchreiblicher Nachſicht kam er meinen unreifen Gedanken entgegen, wies mich mit wenig Worten auf die rechte Spur, billigte an dem, was ich ihm von meinen Arbeiten mitteilte, das, was ihm zu billigen ſchien, belehrte mich über beſſere Form und Deutlichkeit, und ſo nahm ich aus den wenigen Stunden, die ich mit ihm zubringen durfte, milde Gaben für viele künftige Jahre mit mir. Der Geber, an ſolche ihm leichte Mitteilung gewöhnt, wußte wohl kaum, was er tat, wußte nicht, wie jedes ſeiner Worte in mich einging, und was es da wirkte. Aber ich fühlte es ihm an, daß er das, was er gab, immer gerne gab, und daß der innere Drang, der mich zu ihm führte, ihm nicht mißfiel.

527. Franz Paſſow an Paſtor Breem:

Weimar, den 24. Juli 1807.

Wieland freylich iſt nun auch faſt für den Umgang unbrauchbar. Zwar ſpricht er entſetzlich viel und immer mit einer gewiſſen Eleganz,

aber es fehlt Allem der lebendige Geiſt, der bey Goethe ſchon aus der leiſeſten Bewegung ſpricht. Inzwiſchen iſt mirs nicht unintereſſant, zuweilen ein müßiges Stündchen mit ihm zu verplaudern, und ihm kann man keine größere Freude machen als durch einen Beſuch. . . .

Goethe kommt im September aus Karlsbad; wie ſeine Gedichte und Schriften mir Eins in Allem, und Alles in Einem waren, wird es nun auch der Menſch ſeyn, einer der am wenigſten begriffenen; aber auch an Herz und Seele gewiß der erſte des Jahrhunderts.

528. F. Schubarts Erinnerungen:

Es iſt mir erzählt worden, wie er in jenen Jahren Kinder durch den Tod verloren hat, und wie ihn der Vaterſchmerz dabei ſo überwältigte, daß er ſich in ungemäßigten Äußerungen desſelben an die Erde warf. Wie ihn aber auch Familienfreude gleichmäßig ergriff, davon hat mir der . . . Dichter Stephan Schütze eine Szene geſchildert. . . .

Bei dem jährlichen Aufenthalte Goethes in Karlsbald pflegte letzterer während der Badezeit daſelbſt auch mehrere aus Weimar anweſende Perſonen an ſich zu ziehen und in ſeine Geſellſchaft aufzunehmen, obgleich ſie nachher bei der Rückkehr in die fürſtliche Reſidenz wieder in das hier beobachtete Verhältnis der Erſtarrung zurücktraten, wie es auch mit Schütze gehalten wurde. Einſt, an einem ſchönen Sommertage, ſaß der große Dichter dort in Karlsbad im Freien mit weimariſchen Bekannten an einem Tiſch mit Holzbänken an beiden Seiten. Stephan Schütze ſaß ihm gegenüber mit mehreren Perſonen, und auch an Goethes Seite ſaßen noch einige. Da ſah man, in das Geſpräch vertieft, Goethes Sohn von einer Anhöhe herabkommen. Der junge Mann ſtudierte zu dieſer Zeit in Heidelberg und hatte eine unternommene Fußreiſe auch nach Karlsbad geleitet, um den Vater dort mit ſeinem Beſuche zu überraſchen. Als er ſich nun der Geſellſchaft an jenem Tiſch ſo näherte, daß ihn der Vater im Rücken hatte und ſeine Annäherung nicht bemerken konnte, winkte er den Gegenüberſitzenden eifrig zu, ſich ſtill zu verhalten und den Vater nicht auf ſeine Ankunft aufmerkſam zu machen. So ſchlich er endlich leiſe bis an den Rücken des Vaters heran und hielt ihm plötzlich nach dem gebräuchlichen weimariſchen Scherze die Hände vor die Augen. Wie nun Goethe ſich loswindet und umkehrt und ſo höchſt unerwartet den Sohn erblickt, da ergreift ihn das väterliche Gefühl auf eine Weiſe, die in den anderen gegenwärtigen

Personen eine tiefe Erschütterung hervorbrachte. Die maßlosen Äußerungen der Gefühlsüberwältigung, mit welcher der erhabene Mann hier erschien, waren von solcher Stärke, daß die Zeugen dieser Szene wirklich dabei erschraken und in Besorgnis für seinen Geist die Beruhigung herbeiwünschten.

529. Karl von Knebel an seine Schwester Henriette:

Jena, den 17. November 1807.

Goethe lebt so ganz still weg und betreibt seine Geschäfte. Er besucht mich zuweilen, und wir disputiren uns auch ein wenig. Bei irgend einem Anspruche auf das Betragen der Menschen gegen uns könnten wir so leicht auf liebloſe Meinungen kommen. Wer oben steht, muß schlechterdings nur von sich fodern: das übrige mag und wird von sich selbst kommen. Schauen wir auf andre, so sind wir oft falsch gefällig und zuweilen unzeitig streng. Wenn Eltern und Fürsten Respect und Liebe fodern müssten, dann ist es schlimm. Das Menschengeschlecht ist zuweilen etwas verkehrt, aber wo ihm Wärme und Güte herkommt, da steckt es doch bald Köpfe hin. Gerechtigkeit gehört aber auch zu Wärme und Güte; denn ungerechte Güte ist Härte gegen den Gerechten selbst. Und so geht es auch dem guten Goethe, der nicht immer mit gleichgemessenen Maße theilt.

530. Karl von Knebel an seine Schwester Henriette:

Jena, den 8. Dezember 1807.

Goethe lebt hier recht wohl, und ich sehe ihn fast täglich. Wir haben Goethe diese letzten Male besonders geistig und mitteilend gefunden, und es scheint, als wenn er es in diesem Kreise mehr noch sei als anderwärts. Es ist zu bewundern, wie tief er den Grund so verschiedener Dinge erforscht hat.

531. Henriette von Knebel an Karl von Knebel:

Weimar, den 9. Dezember 1807.

Es freut uns auch das Gute, was du uns von Goethe sagst. Es ist doch wirklich ein seltner Reichtum und Tiefe in ihm. So hat er sich uns auch noch bei einem neulichen Besuch offenbart, wo uns von

ſeinem geiſtreichen Geſpräch viel Wahres und Gehaltvolles zurückgeblieben iſt, was uns noch oft angenehm unterhält und beſchäftigt.

532. Knebel an Fräulein von Boſe:

Jena, den 24. Dezember 1807.

Daß Sie ſich Goethen nicht ganz nähern können, kommt wohl daher, weil er wahrſcheinlich eben ſo Scheu trägt wie Sie. So kommt man am beſten mit den Menſchen zuſammen, mit denen man Geſchäfte hat, und deshalb iſt man ſich am Hofe ſo überflüſſig, weil man kein Bedürfnis zu einander hat. . . .

Wagen Sie es aber einmal und befragen Goethe über etwas, was Sie wirklich betrifft — und Sie werden ihm gewiß auf eine freundſchaftliche Art näher kommen.

533. Aus Karl Eberweins Aufzeichnungen:

Winter 1807/8.

In des Geheimrats Arbeitszimmer brannten auch nur zwei Lichter von gleicher Qualität. Demjenigen, der, wie Knebel, das Licht zu kurz oder gar ausputzte, geſtattete Goethe nie wieder, ſich dieſem Geſchäft zu unterziehen. So wie jener Miene machte, ein gleiches zu verſuchen, langte Goethe nach der Lichtputze und putzte es ſelbſt. Es war dem gefeierten Dichter Bedürfnis, auch bei der geringfügigſten Sache ſeine Ordnungsliebe zu betätigen. Benahm ſich einer in ſeiner Gegenwart ungeſchickt, worüber er ſich nicht ausſprechen wollte, ſo fuhr er ſich mit der Hand übers Geſicht, gleichſam als wolle er es nicht bemerkt haben oder das Widerwärtige durch die Handbewegung aus dem Gedächtnis entfernen. . . .

Zur Feier des erſten Januars 1808 dichtete Riemer einen Lobgeſang an Goethe, den ich fünfſtimmig in Muſik ſetzte, damit auch Heß ſich dabei beteiligen möchte. . . . Früh 8 Uhr verſammelte ſich unſer Septett im Urbino-Zimmer des Goetheſchen Hauſes. Als der zu Feiernde in das Zimmer trat und wir ihm mit dem Geſang: „Meiſter göttlichen Geſanges . . . .“ begrüßten, prägte ſich in ſeinem Geſicht die tiefe Bewegung aus, in welche ihn unſer Geſang verſetzte. Das war wohl nicht anders möglich, denn die Sänger ſangen ſo gefühlvoll und mit einem Ausdruck, den ich früher nicht bei ihnen bemerkt hatte. Als der Geſang verklungen war, dankte der hochverehrte Meiſter mit wenigen, aber bedeutungsvollen Worten.

534. Riemer an Frommann:

Weimar, den 20. April 1808.

Ohne bettlägerig zu sein, fühlt Goethe denn doch alle Tage, gewöhnlich mittags und abends, wie man seinem Gesicht und sonstigen Gebärden abmerken kann, große Schmerzen. Es ist auch noch eine Art von Gicht, die ihn an den Schienenbeinen sehr inkommodiert. . . In den übrigen Stunden ist Goethe so ziemlich. Er geht auch ins Theater; aber seine Tätigkeit ist natürlich nicht groß, und dies macht ihn eigentlich mehr unzufrieden, als das Übel an sich.

535. Johannes Falk:

Weimar, den 17. April 1808.

Am zweiten Osterfeiertage 1808 abends war ich mit Goethe in einer kleinen, auserlesenen Gesellschaft zusammen gewesen.

So ist es ihm eben recht. Auch tat er seinem Humor keinen Zwang an, sondern ließ ihm freien Lauf, besonders, als wir auf Theater und die neue Literatur zu sprechen kamen, die er mit politischen Zuständen verglich und seinen Vergleich mit der anmutigsten und lebendigsten Laune durchführte.

536. Charlotte von Stein an ihren Sohn Fritz:

Weimar, den 22. April 1808.

Vor einigen Tagen las Goethe aus seiner Fortsetzung von Wilhelm Meister, welche Wilhelms Wanderjahre heißt, bei mir zwei Geschichten vor. Gräfin Henkel, ihre Tochter, Mama Seebach, Henriette Seebach, die Schillern, Bose waren eben bei mir. Er war gekommen, um mir etwas Botanisches zu erklären, welches ein besonders Auswuchs an einem Lackstock, den ich besitze, veranlaßte. Er hat dies mit einer Deutlichkeit getan, daß man das innere Leben davon ergreifen konnte. Die Damen hätten ihm gern die Hände geküßt.

537. Aufzeichnung Bernhard Rudolf Abekens:

Weimar, Frühjahr 1808.

Ein Besuch, den ich Goethen nach meiner Ankunft in Weimar machte, wurde freundlich angenommen. Ich fand ihn in seinem

Hausgarten, in welchem er eine Zeitlang mit mir auf und ab wandelte. Dabei nahm ich wahr, daß er, seiner Weise gemäß, mich scharf fixierte, wie um zu sehen, ob vielleicht etwas an mir sei.

538. Johannes Falk:

Weimar, den 9. Mai 1808.

Der schwer beleidigte Kaiser [Napoleon] verstattete zwar dem Herzoge die Rückkehr in seine Staaten, aber nicht ohne das höchste Mißtrauen in ihn zu setzen, so daß der edle, offne deutsche Mann von diesem Augenblicke an von allen Seiten mit Horchern, sogar an seiner eigenen Tafel umstellt war. Da mich um diese Zeit meine Geschäfte oftmals nach Berlin und Erfurt führten, gaben mir die dortigen höhern Behörden nicht selten Bemerkungen anzuhören, von denen ich gewiß war, daß man sie als Resultate der dort gehaltenen geheimen Polizeiregister dem Kaiser vorlegte, und die ich eben deshalb dem Herzoge nicht verschweigen durfte. Mit wörtlicher Treue, wie ich sie empfangen hatte, setzte ich sie schriftlich auf, um sie höhern Orts zu übergeben. Bei dieser Gelegenheit hat Goethe eine so schöne persönliche Anhänglichkeit für den Herzog an den Tag gelegt, daß ich mir ein Gewissen daraus machen würde, dem deutschen Publikum dies schöne Blatt aus der Lebensgeschichte seines großen Dichters vorzuenthalten. Es geschah um diese Zeit häufig genug, wenn ich Goethe besuchte, daß die bedenklichen Zeitumstände — in welche ich selbst damals, nicht aber zum Unglück, sondern, wofür ich Gott herzlich danke, zum Segen des Landes, das ich bewohnte, handelnd verflochten war — mit männlicher Umsicht von uns nach allen Seiten durchsprochen wurden. So kam denn auch diesmal, als ich Goethe nach meiner Zurückkunft von Erfurt in seinem Garten besuchte, die Rede auf die Beschwerden der französischen Regierung. Ich teilte sie ihm Punkt für Punkt und so mit, wie sie auch nach diesem der Herzog unverändert gelesen hat.

Es sei bekannt, hieß es unter anderm in dieser Schrift, daß der Herzog von Weimar dem feindlichen General Blücher, der sich zu Hamburg mit seinen Offizieren nach der Niederlage von Lübeck in der größten Verlegenheit befunden, 4000 Taler auf Wechsel vorgeschossen habe. Ebenso wisse jedermann, daß ein preußischer Offizier, der Hauptmann von Ende . . . als Hofmarschall bei der Frau Großfürstin angestellt sei. Es sei nicht zu leugnen, daß die Anstellung so

vieler preußischer Offiziere sowohl im Militär- als Zivilfach, deren Gesinnungen bekanntlich nicht die besten seien, für Frankreich etwas Beunruhigendes mit sich führe. Schwerlich werde es der Kaiser billigen oder jemals zugeben, daß man mitten im Herzen des Rheinbundes gleichsam eine stillschweigende Verschwörung wider ihn anlege. Sogar zum Hofmeister seines Sohnes, des Prinzen Bernhard, habe man einen ehemaligen preußischen Offizier, den Herrn v. Rühl . . . gewählt; Herr v. Müffling, ebenfalls gedienter Offizier und Sohn des preußischen Generals dieses Namens, . . . sei mit großem Gehalte in Weimar als Präsident eines Landeskollegiums angestellt; der Herzog stehe mit demselben in einem vertrauten persönlichen Umgange, und es sei natürlich, daß alle solche Verbindungen nur dazu dienten, einen ohnehin schlecht genug verheimlichten Groll gegen Frankreich zu nähren. Es scheine, daß man gleichsam alles absichtlich hervorsuche, um den Zorn des Kaisers, der doch manches von Weimar zu vergessen habe, aufs neue zu reizen und herauszufordern. Unvorsichtig wenigstens seien die Schritte des Herzogs in einem hohen Grade, wenn man ihnen auch nicht geradesweges eine böse Absicht unterlegen wolle. So habe derselbe auch den Herzog von Braunschweig, den Todfeind Frankreichs, nebst Herrn v. Müffling, nach dem Gefechte von Lübeck zu Braunschweig auf seinem Durchmarsche besucht.

„Genug!" fiel mir Goethe, als ich bis dahin gelesen hatte, mit flammendem Gesichte ins Wort. „Was wollen sie denn, diese Franzosen? Sind sie Menschen? Warum verlangen sie geradeweg das Unmenschliche? Was hat der Herzog getan, was nicht lobens- und rühmenswert ist? Seit wann ist es denn ein Verbrechen, seinen Freunden und alten Waffenkameraden im Unglück treu zu bleiben? Ist denn eines edeln Mannes Gedächtnis so gar nichts in euren Augen? Warum mutet man dem Herzoge zu, die schönsten Erinnerungen seines Lebens, den Siebenjährigen Krieg, das Andenken an Friedrich den Großen, der sein Oheim war, kurz alles Ruhmwürdige des uralten deutschen Zustandes, woran er selbst so tätig Anteil nahm, und wofür er noch zuletzt Krone und Szepter aufs Spiel setzte, den neuen Herren zu gefallen, wie ein verrechnetes Exempel plötzlich über Nacht mit einem nassen Schwamme von der Tafel seines Gedächtnisses hinwegzustreichen? Steht denn euer Kaisertum von gestern schon auf so festen Füßen, daß ihr keinen, gar keinen Wechsel des menschlichen Schicksales in Zukunft zu befürchten habt? Von Natur zu gelassener Betrachtung der Dinge aufgelegt, werde ich doch grim-

mig, ſobald ich ſehe, daß man dem Menſchen das Unmögliche abfordert. Daß der Herzog verwundete, ihres Soldes beraubte preußiſche Offiziere unterſtützt, daß er dem heldenmütigen Blücher nach dem Gefecht von Lübeck einen Vorſchuß von 4000 Talern machte, das wollt ihr eine Verſchwörung nennen? das gedenkt ihr ihm übel auszulegen? Setzen wir den Fall, daß heute oder morgen Unglück bei eurer großen Armee einträte: was würde wohl ein General oder Feldmarſchall in den Augen des Kaiſers wert ſein, der gerade ſo handelte, wie unſer Herzog in dem vorliegenden Falle wirklich gehandelt hat? Ich ſage euch, der Herzog ſoll ſo handeln, wie er handelt! Er muß ſo handeln! Er täte ſehr unrecht, wenn er je anders handelte! Ja, und müßte er darüber Land und Leute, Krone und Scepter verlieren, wie ſein Vorfahr, der unglückliche Johann, ſo ſoll und darf er doch um keine Hand breit von dieſer edeln Sinnesart und dem, was ihm Menſchen- und Fürſtenpflicht in ſolchen Fällen vorſchreibt, abweichen. Unglück! Was iſt Unglück? Das iſt ein Unglück, wenn ſich ein Fürſt dergleichen von Fremden in ſeinem eigenen Hauſe muß gefallen laſſen. Und wenn es auch dahin mit ihm käme, wohin es mit jenem Johann einſt gekommen iſt, daß beides, ſein Fall und ſein Unglück, gewiß wäre, ſo ſoll uns auch das nicht irre machen, ſondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unſern Herrn, wie jener Lukas Cranach den ſeinigen, ins Elend begleiten und treu an ſeiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn ſie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufſchlagen und zu einander ſprechen: das iſt der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der franzöſiſche Kaiſer ſeines Thrones entſetzt hat, weil er ſeinen Freunden ſo treu im Unglück war; weil er den Herzog von Braunſchweig, ſeinen Oheim, auf dem Todbette beſuchte; weil er ſeine alten Waffenkameraden und Zeltbrüder nicht wollte verhungern laſſen!" Hier rollten ihm die Tränen ſtromweiſe von beiden Backen herunter; alsdann fuhr er nach einer Pauſe, und ſobald er wieder einige Faſſung geſammelt, fort: „Ich will ums Brot ſingen! Ich will ein Bänkelſänger werden und unſer Unglück in Liedern verfaſſen! Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt iſt; die Schande der Deutſchen will ich beſingen, und die Kinder ſollen mein Schandlied auswendig lernen, bis ſie Männer werden und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf- und euch von dem euern herunterſingen! Ja, ſpottet nur des Geſetzes, ihr

werdet doch zuletzt an ihm zuschanden werden! Komm an, Franzos! Hier oder nirgend ist der Ort mit dir anzubinden! Wenn du dieses Gefühl dem Deutschen nimmst oder es mit Füßen trittst, was eins ist, so wirst du diesem Volke bald selbst unter die Füße kommen! Ihr seht, ich zittere an Händen und Füßen. Ich bin lange nicht so bewegt gewesen. Gebt mir diesen Bericht! Oder nein, nehmt ihn selbst! Werft ihn ins Feuer! Verbrennt ihn! Und wenn Ihr ihn verbrannt habt, sammelt die Asche und werft sie ins Wasser! Laßt es sieden, brodeln und kochen! Ich selbst will Holz dazu herbeitragen, bis alles zerstiebt ist, bis jeder, auch der kleinste Buchstabe, jedes Komma und jeder Punkt in Rauch und Dunst davonfliegt, so daß auch nicht ein Stäubchen davon auf deutschem Grund und Boden übrigbleibt! Und so müssen wir es auch einst mit diesen übermütigen Fremden machen, wenn es je besser in Deutschland werden soll."

Ich brauche kein Wort zu diesem wahrhaft männlichen Gespräche hinzuzusetzen, das ebenso ehrend für Goethe als für den Herzog ist.

Als ich Goethe beim Abschied umarmte, standen auch mir die Augen voll Tränen.

539. Pauline Gotter an Caroline:

Gotha, den 6. September 1808.

Ich glaube, schon die überwiegende Schönheit der Natur in Karlsbad ist hinreichend, es jedem andern Badeaufenthalte vorzuziehen. Eine unvorhergesehene glückliche Zusammentreffung der Umstände bereitete uns aber dort einen Genuß, den ich keinem Vergnügen in der Welt an die Seite setzen möchte. Gleich in den ersten Tagen wurde uns durch Ziegesars die Freude, Goethes Bekanntschaft zu machen, unter freiem Himmel war sie geknüpft und unter freiem Himmel wurde sie täglich fortgesetzt. Spaziergänge, Landpartien und Vorlesungen wechselten angenehm ab, und wir machten bald mit Ziegesars, Goethen und seinem Freund Riemer einen kleinen Zirkel aus, der fest zusammenhielt und gewiß der lustigste und vergnügteste in ganz Karlsbad war. Um die übrige elegante Welt wurde sich wenig bekümmert und weder Bälle, Assembléen noch Concerts verführten uns; aber dafür wurde auch täglich die entzückende Gegend zu Wagen und zu Fuß durchstrichen, und ich kann wohl sagen, es ist kein schöner Felsen drei Stunden in der Runde um Karlsbad,

den wir nicht mit Goethe erklettert hätten. Er war die Seele unsrer Gesellschaft, immer gleich liebenswürdig, heiter und mittheilend. Nachdem Ziegesars weg waren, die 14 Tage früher, als die Seckendorfen und ich, Karlsbad verließen, machten wir beide mit Goethen und Riemer allein die Partien, und die Abende beim Thee theilte uns Goethe immer sehr artige Kleinigkeiten, die noch im Manuscript sind, mit. Jetzt arbeitet er sehr fleißig an einer Fortsetzung des Wilhelm Meister. Ich möchte wohl sagen, ohne mich zu rühmen, daß er insbesondere viel Güte für mich gehabt hat und sich auf alle Weise meiner angenommen, oft ist er früh gekommen mir botanische Stunden zu geben, und einigemal hat er mich ganz allein zu weiten Spaziergängen abgeholt.

540 Major Georg Wilhelm von Valentini an G. H. von Berenhorst:

Glatz den 22st. October 1808.

Unter den interessanten Fremden in Karlsbad muß ich Göthen wohl obenanstellen. Eine Bestellung, die mir der Herzog von Weimar an ihn aufgetragen hatte, verschaffte mir Eingang bei ihm, und so habe ich ihn einigemal besucht, und mich an seinem caustischen Humor, mit welchem er auch die neusten Weltbegebenheiten betrachtet, ergözt. Er ist auch der Meinung, daß nichts Neues heut zu Tage geschehe. Als ich mich über die kleinen Könige aufhielt, die aus dem Schlamm unseres Zeitenstroms erwachsen, hat er mich an den Agamemnon erinnert. Von diesem Heros unserer Dichter kann man mit Recht sagen, daß er das Leben zu genießen versteht. Er hat einen reinen Sinn für die Schönheiten der Natur, und findet Interesse an so Manchem, vor welchem man gewohnt ist gleichgültig vorüberzugehn. Seine Beschäftigung in Karlsbad, wo er sich fast den ganzen Sommer hindurch aufhält, ist Landschaftsmahlen und Mineralogie, welche beide ihn viel ins Freie hinaustreiben. Was sein Geist zu Tage fördert, das entsteht so lebendig in ihm, daß es ihn nicht an den Schreibtisch fesselt. Auch diktirt er meistens nur.

541. Aus den Erinnerungen des Kanzlers Friedrich von Müller:

Erfurt, den 2. Oktober 1808.

Der Herzog berief in diesen Tagen unsern Goethe nach Erfurt, der, nach seiner eigentümlichen Sinnesweise, sich bisher ganz ferngehalten

hatte. Es war mir gelungen, eine bequeme Wohnung in der Nähe des Herzogs aufzufinden, und Goethe blieb mehrere Tage in Erfurt. Das französische Theater gewährte ihm unsäglichen Genuß, und es war höchst interessant, ihn nach jeder Vorstellung noch stundenlang bei dem Herzog über die Eigentümlichkeiten der französischen Tragiker und dramatischen Künstler sprechen zu hören. Er war dabei stets in der höchsten Aufregung, voll Feuer und hinreißender Beredsamkeit.

Bei Frau von der Recke lernte er den Minister Maret kennen, auf den er einen außerordentlichen Eindruck machte, und der davon dem Kaiser erzählte, worauf Napoleon ihn sogleich am 2. Oktober zu sich einladen ließ. Die Audienz dauerte fast eine volle Stunde. Ich hatte Goethe bis ins Vorzimmer begleitet und harrte da seiner Rückkehr. Nur Talleyrand, Berthier und Savary waren bei dieser Audienz gegenwärtig. Gleich nach Goethes Eintritt in das kaiserliche Kabinett kam auch noch der Generalintendant Daru dazu.

Der Kaiser saß an einem großen runden Tische frühstückend. Zu seiner Rechten stand Talleyrand, zu seiner Linken Daru, mit dem er sich zwischendurch über die preußischen Kontributionsangelegenheiten unterhielt. Er winkte Goethe, näher zu kommen, und fragte, nachdem er ihn aufmerksam betrachtet hatte, nach seinem Alter. Als er erfuhr, daß er im sechzigsten Jahre stehe, äußerte er seine Verwunderung, ihn noch so frischen Aussehens zu finden, und ging alsbald zu der Frage nach Goethes Trauerspielen über, wobei Daru Gelegenheit nahm, sich näher über sie auszulassen und überhaupt Goethes dichterische Werke zu rühmen, namentlich auch seine Übersetzung des Mahomet von Voltaire. „Das ist kein gutes Stück", sagte der Kaiser und setzte umständlich auseinander, wie unschicklich es sei, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache. Werthers Leiden versicherte er siebenmal gelesen zu haben und machte zum Beweise dessen eine tief eindringende Analyse dieses Romans, wobei er jedoch an gewissen Stellen eine Vermischung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenschaftlichen Liebe finden wollte. „Das ist nicht naturgemäß und schwächt bei dem Leser die Vorstellung von dem übermächtigen Einfluß, den die Liebe auf Werther gehabt. Warum haben Sie das getan?"

Goethe fand die weitere Begründung dieses kaiserlichen Tadels so richtig und scharfsinnig, daß er ihn späterhin oftmals gegen mich mit dem Gutachten eines kunstverständigen Kleidermachers verglich, der an

einem angeblich ohne Naht gearbeiteten Ärmel so bald die fein versteckte Naht entdeckt.

Dem Kaiser erwiderte er: es habe ihm noch niemand diesen Vorwurf gemacht, allein er müsse ihn als ganz richtig anerkennen; einem Dichter dürfte jedoch zu verzeihen sein, wenn er sich mitunter eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs bediene, um eine gewisse Wirkung hervorzubringen, die er auf einfachem, natürlichem Wege nicht hervorbringen zu können glaube.

Nun auf das Drama zurückkommend, machte Napoleon mehrfache sehr bedeutende Bemerkungen, die den Beweis lieferten, daß er die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit, gleich einem Kriminalrichter, betrachte, und die deutlich genug zeigten, wie tief er das Abweichen des französischen Charakters von Natur und Wahrheit empfinde. Auf die Schicksalsstücke übergehend, mißbilligte er sie höchlich: „Sie haben einer dunklern Zeit angehört. Was will man man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal!"

Hierauf sprach er lange mit Daru über die Kontributionsangelegenheiten, währenddessen der Marschall Soult hereintrat, den der Kaiser scherzend über einige unangenehme Ereignisse in Polen besprch. Auf einmal stand Napoleon auf, ging auf Goethe zu und fragte mit gemäßigterer Stimme nach Goethes Familie und seinen Verhältnissen zu den verschiedenen Personen des herzoglichen Hauses. Die Antworten, die er erhielt, übersetzte er sich sogleich nach seiner Weise in entschiedenere Urteile. Doch bald wieder auf das Trauerspiel zurückkommend, sagte er: „Das Trauerspiel sollte die Lehrschule der Könige und der Völker sein, das ist das Höchste, was der Dichter erreichen kann. Sie z. B. sollten den Tod Cäsars auf eine vollwürdige Weise, großartiger als Voltaire, schreiben. Das könnte die schönste Aufgabe Ihres Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris, ich fordere es durchaus von Ihnen. Dort gibt es größere Weltanschauung! dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden."

Jedesmal, wenn er über etwas sich ausgesprochen hatte, setzte er hinzu: „Qu'en dit Monsieur Goet?"

Als nun Goethe endlich abtrat, hörte man den Kaiser bedeutsam zu Berthier und Daru sagen: „Volià un homme!"

Goethe beobachtete lange ein tiefes Schweigen über den Hergang

bei dieſer Audienz, ſei es, weil es überhaupt in ſeinem Charakter lag, ſich über wichtige, ihn perſönlich betreffende Vorgänge nicht leicht auszuſprechen, ſei es aus Beſcheidenheit und Delikateſſe. Daß aber Napoleons Äußerungen ihm einen mächtigen Eindruck hinterließen, konnte man ihm ſehr bald abmerken, obſchon er ſelbſt den Fragen ſeines Fürſten nach dem Inhalte der Unterredung auf geſchickte Weiſe auszuweichen verſtand. Die Einladung nach Paris insbeſondere beſchäftigte ihn noch geraume Zeit recht lebhaft. Er fragte mich mehrmalen nach dem ohngefähren Betrag des Aufwandes, den ſie wohl erfordern würde, nach den verſchiedenen für ihn nötigen Einrichtungen in Paris, Zeitabteilungen uſw. Späterhin mochte ihn wohl die Erwägung ſo mancher nicht zu beſeitigender Unbequemlichkeiten in Paris von dem Vorhaben abgebracht haben.

Erſt lange nachher teilte er mir nach und nach die Einzelheiten jener Unterredung mit, aber erſt kurz vor ſeinem Tode konnte ich ihn bewegen, darüber die — immer noch ſehr lakoniſche — Niederſchrift zu machen.

542. Aufzeichnungen des Prof. Karl v. Morgenſtern:

Weimar, den 8. Oktober 1808.

Auf der Treppe [der Bibliothek zu Weimar] begegnete ich dem Geheimen Rat von Goethe. Wir ſprachen einige Minuten zuſammen über das franzöſiſche Theater. . . . Er ſprach mit der Milde, Ruhe, Klarheit und Natürlichkeit des großen Geiſtes, zugleich vertraulich, zumal da Falk, den er genau kennt, dabei war.

543. Frau Prof. Caroline Sartorius geb. v. Voigt, an einen Verwandten:

Göttingen d. 27. Oct. 1808.

So fuhr ich denn mit ſinkendem Tage weg, machte die drei Meilen allein im Finſtern, und um 9 Uhr kam ich nach Weimar in ein Haus, wo ich niemahls geweſen, zu einem Mann, dem ich faſt unbekannt war, und vor dem ſo manche ſich fürchten mochten. Ich brachte meine Worte kurz an. Goethe war äußerſt liebenswürdig, hieß mich willkommen und umarmte mich, bey dieſer Gewohnheit iſt's denn auch verblieben, ſo lange wir dort geweſen ſind, und weil es ſich einmal beyläufig ergab, daß er nur „hübſche Kinder" küßt, ſo konnte

ich nichts dagegen einzuwenden haben. Seine Frau, die eben nach Frankfurth gereiſt war, habe ich nicht kennen gelernt, und auch dieſes war einer von den ſeltenen Glücksfällen, deren wir mehrere auf unſerer Reiſe gehabt haben. Goethens Haus iſt gar preißlich, und bei altmodigen, höchſt einfachen Meubles, ein Inbegriff von allem Comfort. Die Treppe iſt ganz im Italiäniſchen Geſchmack, mit Statuen, einem Plafondgemählte und einer Frieſe in Stuckatur verziert und ſo über alle Maßen ſchön, daß man in einem Privathauſe ihr nichts vergleichen kann. Am Eingang im Vorzimmer empfängt Dich nach antiker Weiſe ein freundliches Salve, das mit dunkelem Holz in den weißen Fußboden eingelegt iſt. Noch ein anderer Fußboden in einem Saal war beſonders hübſch. Es war mit Papier beklebt und mit Wachsmahlerey, die eine Nachahmung des Alterthums iſt, überzogen. Der Grund war ein dunkelgrüner, geſprenkelter Porphyr, rings herum lief eine helle Arabeske, und in der Mitte war als Medaillon die Tragiſche Maske angebracht. Von den Kunſtſchätzen aller Art, die dieſes Haus enthält, ſage ich kein Wort, als daß ich eine wahre Diebesneigung zu den geſchnittenen Steinen verſpürte, die ich dort geſehen habe. . . . Acht Tage lang führten wir bei Goethe ein gar erfreuliches Leben. Täglich gab es etwas neues, und er ſelbſt machte den guten Wirth auf die liebenswürdigſte Weiſe. Des Mittags waren gewöhnlich ein paar Gäſte geladen, den Nachmittag war Comödie, und des Abends wurden öfter Sänger und Sängerinnen aus der Oper herbeygehohlt, uns das Herz mit Geſang und Saitenſpiel zu erfreuen. Alles trug dazu bey unſeren Wirth in die glänzendſte Laune zu verſetzen und dadurch unſern Aufenthalt zu verſchönern. Napoleon hatte ihn vor allen anderen ausgezeichnet und auf dem Hofball in Weimar [am 6. Oktober] faſt nur mit ihm geſprochen; Maret hatte ihm durch den ſchmeichelhafteſten Brief in des Kaiſer's Nahmen das Ehrenkreuz verhießen; alles, was groß und berühmt war, drängte ſich zu ſeiner Bekanntſchaft; ſo ſehr er gewiß über kleinliche Eitelkeit hinweg iſt, ſo hätte er nicht Menſch ſein müſſen um ſich nicht geſchmeichelt zu fühlen, um ſo mehr da er ſo viele Auszeichnung ſeiner Perſönlichkeit und nicht ſeinem Platz in der Welt verdankte.

Der 14 October erſchien — der ſo manches Andenken aus jener Schreckenszeit erneuerte. Die Kaiſer trennten ſich. . . .

Goethe war den Mittag bei Hof, damit aber kein Tag ohne ein eigenthümliches Intereſſe verſtreichen ſollte, ſo meldeten ſich der Schau-

ſpieler Talma und ſeine Frau an. Goethe bath mich in ſeiner Abweſenheit ihnen und einem Secretär des Kaiſers, der auch im Hauſe logiren ſollte, die Honneurs zu machen und ſo habe ich denn dieſen Tag die Frau vom Hauſe repreſentirt. . . .

Den anderen Tag gab Bertuch, vor deſſen Induſtrie-Comtoir ſich mancher Ritterſitz verbergen muß, ein ſtattliches Déjeuner dinatoire. Goethe, Wieland, Talmas, der Geſandte Bourgoing, Verfaſſer der Reiſe durch Spanien, und einige vornehme Ruſſen waren dort. . . .

Des Mittags hatte Goethe Talmas geladen, und hier ſchien ein wahrer Wettſtreit zwiſchen dem Wirth und ſeinen Gäſten einzutreten, wer den anderen an Liebenswürdigkeit übertreffen könnte. Goethe iſt des Franzöſiſchen nicht ganz mächtig, aber ſeinem Geiſt legt keine Sprache, die er nur einigermaßen kann, ſo leicht Feſſeln an. Talmas bathen ihn dringend nach Paris zu kommen und bei ihnen zu logieren, das Glück den Autor vom Werther bey ſich zu beſitzen, würde ganz Frankreich ihnen beneiden, keine Frau in Paris würde ruhen, eher ſie ihn geſehen, auf allen Toiletten, in allen Boudoirs würde er ſein Buch finden, das immer von neuem geleſen, von neuem überſetzt jetzt, wie vor dreißig Jahren, den Reitz der Neuheit beſäße. Es gab keine Art der feinen Schmeicheley, die ſie nicht mit der Leichtigkeit des guten franzöſiſchen Tons, der nie fade noch kriechend wird, ihm ausgeſpendet hatten. Goethe antwortete heiter und artig, wollte ſich aber auch auf kein Verſprechen einlaſſen und meinte ſpaßhaft: das Glück in Paris eine ſolche Senſation bey ſeinen jetzigen Jahren zu machen, wäre für ſeine Schultern zu ſchwer. Nun rückte Talma mit dem Plan eines Trauerſpiels los, in welches er und Duliſe den Werther verwandeln wollten. Dieſes ſchien in der That ziemlich ungewaſchenes Zeug zu ſeyn; Goethens unerſchöpfliche gute Laune ließ ſich indeß durch die Verunſtaltung ſeines Kindes nicht irre machen, zuletzt nur ſagte er mit einer faſt unmerklich ſpöttlichen Miene: wenn ſie mit ihrem Trauerſpiel im Reinen wären, ſo möchten ſie es ihm ſchicken, damit er es überſetzen und bei ſich könne aufführen laſſen.

„Mon Dieu,“ ſagte Talma, der, um mit der Herzogin von Orléans zu reden, wohl fühlen mochte, wo Barthel den Moſt hohlt, „mon Dieu, qu'avez vous besoin de notre pièce, vous qui feriez cent fois mieux que nous?“ — „C'est qu'on n'aime pas à refaire ce qu'on a fait une fois,“ antwortete Goethe. Sein Kammerdiener brachte ihm inzwiſchen einen dicken Brief, den er erbrach, durchſah und ohne

weiter ſeiner zu erwähnen in's Fenſter legen ließ. Talma fragte jetzt ziemlich indiskret, ob es wahr ſey, wie man allgemein verſichere, daß eine wahre Geſchichte dem Roman zu Grunde läge? Beſorgt über die Wirkung dieſer Frage blickte ich nach Goethe, auf deſſen Geſicht ſich aber keine Spur von Verſtimmung zeigte. „Dieſe Frage," erwiederte er freundlich, „iſt mir ſchon oft vorgelegt worden, und da pflege ich zu antworten: daß es zwey Perſonen in einer geweſen, wovon die eine untergegangen, die andere aber leben geblieben iſt, um dieſe Geſchichte der erſteren zu ſchreiben, ſo wie es im Hiob heißt: Herr, alle Deine Schafe und Knechte ſind erſchlagen worden, und ich bin allein entronnen Dir Kunde zu bringen." Unſer lauteſter Beyfall lohnte den herrlichen Einfall; ernſthafter mit einem unbeſchreiblich tiefen Ausdruck ſetzte er hinzu: „So etwas ſchreibt ſich indeß nicht mit heiler Haut." Er hatte bisher franzöſiſch geſprochen, dieſes Wort aber ſprach er deutſch, und ſich zu Sartorius wendend: „traduisez cela à nos amis, monsieur." — Talma, mit dem Gepräge der großen Leidenſchaften bekannt, faßte leicht den Sinn, ohne die Worte zu verſtehen. Goethe ging ſchnell wieder in ſeine vorige Heiterkeit über. „Gewöhnlich," ſagte er, „muß man ſchwer ſeine Jugendthorheit abbüßen; ich aber gehöre zu den wenigen Glücklichen, denen ſie noch in ſpäteren Jahren Heil und Segen bringen; erſtlich ſo manche erfreuliche und intereſſante Bekanntſchaft, wie dieß heute noch der Fall iſt, dann hat vorgeſtern mir der Kaiſer Napoleon das Ehrenkreuz gegeben, und eben beſchenkt auch Alexander mich mit einem Orden"; und nun zeigte er das Packet, das der Kammerdiener ihm früher gebracht, und welches das große Band des Annaordens mit einem brillantnen Stern enthielt. Hier entfernte er ſich um ſich anzukleiden, weil er nach Hof . . . gebethen war. Er hinterließ Talmas wie uns alle von ſeiner Liebenswürdigkeit entzückt, die wirklich dieſen Tag über alle Beſchreibung war. . . .

Als ſie [Talmas] weg waren, trat Goethe in ſeiner Hofuniform mit Stern und Ordensband geſchmückt herein: „Ich komme," ſagte er, „mich Ihnen zu zeigen und zu fragen, ob ſie mich accreditiren wollen?" Er war in dieſer Kleidung ſo jugendlich und ſchön, daß ich ihm um den Hals fiel und ausrief: „Ew. Excellenz, Ihnen ſo zu widerſtehen iſt unmöglich, aber ich hoffe, Sie werden mein Unglück nicht wollen." . . .

Für den Abſchieds Abend [16.] hatte der Dichter ſeine ſchönſte Gabe, ſeine Gedichte uns aufgeſpart. Er erſchien abends bei Tiſch

mit einer Hand voll Papiere, die er neben sich hin legte und war über alle Maßen wohlgelaunt.

Nach dem Essen fing er an vorzulesen, aus dem Kopf zu rezitiren, bis des Nachts 1 Uhr; an diesem Abend übertraf er sich selbst. Des Dichters Glück war von jeher: Weiber, Wein, Gesang, und unseren Freund, für den ein ewiger Frühling blüht, begeistern die beiden ersten noch im Herbst seines Lebens zu den herrlichsten Gesängen. Verliebt sein ist die Weise des Hauses; verliebt ist jedermann, der darin aus- und eingeht; ich war zuletzt wahrhaftig besorgt auch uns würde die Epidemie ergreifen. So hat er diesen Sommer in Karlsbad ein Liebchen gehabt, dem er seine süßesten Lieder gesungen, und diese Sonette, die noch sämtlich ungedruckt sind, theilte er uns mit. Schön waren sie alle, am schönsten aber die, in welchen er Sie sprechen ließ, und mit deren Zartheit ich nichts zu vergleichen wüßte, wie es denn wohl noch nie einen Dichter gegeben hat, der in das weibliche Gemüth so tiefe Blicke gethan hat, es ist als habe das ganze Geschlecht von der Edelsten bis zur Niedrigsten bei ihm Beichte gesessen. In denjenigen Liedern worin Er sprach herrschte schon mehr das gemäßigte Feuer der reiferen Jahre, als die Gluth, die im Werther z. B. alles entzündet und verzehrt, was seinem Kreise sich naht. — Alsdann gab es allerhand Gelegenheitsgedichte, zum Theil aus früheren Zeiten, die wegen mancherley Personalitäten nicht gedruckt sind, noch es werden können, in denen aber eine Laune herrschte, die uns bald in das unsinnigste Lachen versetzte; in meinem Leben glaube ich nicht so gelacht zu haben.

In dieser Nacht schieden wir endlich von einander, nachdem er uns in diesen wenigen Stunden durch alle Stufen des Vergnügens geführt hatte.

Ich glaube gern, daß Goethe, nur gegen wenige und nur selten ist, wie ich ihn gesehen habe; aber so wie er war, habe ich nie einen liebenswürdigeren Mann gesehen.

544. Franz Passow an Präpositus Breem:

Weimar, den 29. November 1808.

Bei dieser Gelegenheit muß ich Ihnen doch die betrübte Nachricht melden, daß Goethe, seitdem ihm Napoleon das Schandkreuz der Ehrenlegion ins Knopfloch gesteckt hat, sich beträgt, wie es einem solchen Legionär ziemt.

545. Wilhelm von Humboldt an Friedrich Heinrich Jacobi:

Erfurt, den 21. November 1808.

Ich war in Weimar und sah Goethe zwei Tage lang, sprach viel von Ihnen mit ihm und soll Sie herzlich von ihm grüßen. Ich fand ihn wohl und, wie Sie ihn kennen, beschäftigt, indes ziemlich zornig über so manches literarische Unwesen in Deutschland. Er klagt so ernstlich über Anarchie, Formlosigkeit und Mangel an Technik in den neuen Poeten und Autoren, daß es ihn doppelt verdrießt, so viel wahres Talent in ihnen zu finden und zu Grabe gehen zu sehn, und daß er nah daran ist, mancherlei Beschränkungen, die jenseits des Rheins Mode sind, wenigstens nicht sonderlich zu tadeln. Übrigens fährt er fort, um sich her, so viel er kann, zu wirken und liest z. B. alle Mittwoch Vormittag einem ausgewählten Zirkel, unter dem sich auch die Herzogin befindet, die Nibelungen vor. Mit dem Kaiser Napoleon hat er eine lange Unterredung gehabt über seinen Werther und das französische Theater. Über den ersteren, versichert er, habe der Kaiser sehr wahre, frappante und ihm sonst nie vorgekommene Bemerkungen gemacht; das letztere kenne er bis zur Bewunderung genau und habe alle historische und poetische Motive der bekanntesten Stücke bis in ein ungeheures Detail hinein verfolgt. Sehr viel haben wir auch Bettinas erwähnt, die er nach Würden, wie wir, schätzt.

546. Wilhelm von Humboldt an seine Gattin Caroline:

Erfurt, den 7. Dezember 1808.

Ich habe diesmal bei Goethe gewohnt, und er war außerordentlich freundschaftlich, vertraulich und herzlich. Ich bewohnte eine seiner sogenannten Putzstuben im ersten Stock, und Theodor mit Zimmermann eine mit einer Kammer im zweiten neben Riemer. Die Händel mit dem Theater dauern noch immer fort und haben dem armen Goethe nun schon vier Wochen Unruhe gekostet, in denen er schlechterdings nichts hat vornehmen können. Er möchte es dahin bringen, daß Oper und Schauspiel getrennt und letzteres ihm allein überlassen würde. Allein der Herzog wird diesen Vertrag schwerlich eingehen, und vermutlich geht Goethe ganz vom Theater, das dann in weniger als nichts zerfallen wird, ab. Vermutlich gewinnt aber dann dabei das Publikum. Denn er freut sich schon jetzt, dann mehr arbeiten zu können, und denkt auf eine Fortsetzung der natürlichen Tochter, zu

der schon alles fertig liegen soll. Die Geheimrätin, die jetzt von Frankfurt a. M., wo sie wegen des Nachlasses der verstorbenen Mutter Goethes war, zurückgekommen ist, ist ein ganz leidliches Wesen, und Goethe tut alles, um zu machen, daß die Weimarischen Damen mit ihr umgehen sollen. Caroline tut es ohne Anstand, da sie mit Recht sagt, daß sehr viele von jeher aufs rechtmäßigste verheiratete Damen um kein Haarbreit amüsanter sind, und andere folgen ihr. Goethe ist darum auch äußerst gut mit Carolinen und lobt sie über alle Maßen. Für Theodor hat die Geheimrätin wirklich zärtliche Sorgfalt gehabt.

547. Bernhard Rudolf Abeken an Heinrich Voß d. j.:

Weimar, den 26. Dezember 1808.

Ja, lieber Voß; auch ich bin neulich bei Goethe gewesen auf seine Einladung; und ich muß auch Dir danken; denn ohne Dich wäre ich wohl nie zu Goethe gegangen. Gestern vor acht Tagen war ich bei ihm zu Mittag. Ich kann Dir meine Freude darüber nicht genug ausdrücken. Es war mir der schönste Tag, den ich in Weimar gehabt habe. Es war nur eine kleine Gesellschaft, ein Bremenser Meyer, den ich noch von Jena her kenne, eine Dame und unsere Kleinen. Das war mir gerade recht; und ich hatte meinen Platz gerade Goethe gegenüber, so daß ich mich an seinen Reden, seiner herrlichen Gestalt, seinem edlen Gesichte recht weiden konnte. Und er war so gesprächig, so heiter. Das Gespräch kam eben nicht auf erhabene Gegenstände; aber wie bedeutend ist auch das Kleinste in Goethes Munde! wie lebendig, wie frisch und heiter! — Und Goethe hat eine so herrliche Milde. Ich bin sonst schüchtern, wenigstens verschlossen, wenn ich zu großen, oder vornehmen Menschen trete. Hier war mir's ganz gemütlich, und bei aller Größe, mit der Goethe einem gegenübersteht, hatte ich doch das schöne Gefühl, mit dem man sich Mensch zum Menschen nahet. Und wenn ich auch Goethe nie wiedersähe, doch werde ich mir immer mit Freude sagen, daß ich ihn gesehen habe.

548. Aus Karl Eberweins Aufzeichnungen:

Ende 1808.

Sobald der Geheimrat wieder in Weimar eintraf, machte ich ihm meine Aufwartung. Er empfing mich mit gewohnter Freundlichkeit

und forderte mich auf, ihm recht viel von Berlin zu erzählen. Als ich die Pracht rühmte, mit welcher man im Theater die Stücke in Szene setzte, bemerkte er: „Ja, was man mit Geld machen kann, das hat das Berliner Theater."

Die Übungen der Hauskapelle wurden unter meiner Leitung mit großem Eifer fortgesetzt. Wie früher war Donnerstag-Abends Probe, nach der man meistens zu einem fröhlichen Mahle zusammenblieb; Sonntag-Morgens Aufführung vor großer, guter Gesellschaft, begleitet von irgendeinem Frühstück.

Anfangs machte mich Goethes Gegenwart in den Proben befangen. Ich fürchtete, ihn durch öftere Repetitionen oder Bemerkungen über Einteilung und Vortrag zu ermüden. Als er aber darüber weder Unlust noch Mißbehagen blicken ließ, vielmehr selbst beim Einstudieren seiner Lieder, hinsichtlich des Vortrages, eine nicht zu besiegende Zähigkeit an den Tag legte, bis wir das Rechte getroffen hatten, so gewann ich allmählich den Mut, die Direktion nach Pflicht und Überzeugung zu handhaben.

Hochbeglückt, unsern verehrten Meister für so manche Unbill, die er unsertwegen erduldete, durch unsere geringen Kräfte einigermaßen entschädigen zu können, kam es keinem zu Sinn, unsere Leistungen in seinem Hause als einen Dienst zu betrachten, der eines Lohnes würdig wäre. Um so angenehmer war die Überraschung, als die Geheimrätin im Auftrag ihres Gemahls uns zum Weihnachtsfeste ansehnlich beschenkte. Unsere Sängerinnen erhielten Putzsachen, die sie um so höher schätzten, weil sie von Goethe kamen. Mich hatte der Meister ganz besonders gut bedacht.

549. Aus Heinrich Steffens' Lebenserinnerungen:

Weimar, den 31. Dezember 1808.

Wir fanden bei Tafel außer Goethes Frau, Meyer und Riemer nur Werner. Goethe war sehr heiter; das Gespräch drehte sich um mancherlei Gegenstände, und die unbefangenen geistreichen Äußerungen des berühmten Wirtes erheiterten uns alle. Auch mit den Frauen wußte er sich auf liebenswürdige Weise zu unterhalten.

Endlich wandte er sich an Werner, der bis jetzt wenig teil an den Gesprächen genommen hatte. „Nun, Werner," sagte er auf seine ruhige, doch fast gebieterische Weise, „haben Sie nichts, womit Sie

uns unterhalten, keine Gedichte, die Sie uns vorlesen können?" Werner griff eilig in die Tasche, und die zerknitterten, schmutzigen Papiere lagen in solcher Menge vor ihm, daß ich erschrak und diese Aufforderung Goethes, die das unbefangene und interessante Gespräch völlig zu unterdrücken drohte, keineswegs billigte. Werner fing nun an, eine Unzahl von Sonetten uns auf seine abscheuliche Weise vorzudeklamieren. Endlich zog doch eins meine Aufmerksamkeit auf sich. Der Inhalt des Sonetts war der köstliche Anblick des vollen Mondes, wie er in dem klaren italienischen Himmel schwamm. Er verglich ihn mit einer Hostie. Dieser schiefe Vergleich empörte mich, und auch auf Goethe machte er einen widerwärtigen Eindruck; er wandte sich an mich. „Nun, Steffens," fragte er, äußerlich ruhig, indem er einen geheimen Ingrimm zu verbergen suchte, „was sagen Sie dazu?" — „Herr Werner," antwortete ich, „hatte vor einigen Tagen die Güte, mir ein Sonett vorzulesen, in welchem er sich darüber beklagte, daß er zu spät, zu alt nach Italien gekommen wäre; ich glaube einzusehen, daß er recht hat. Ich bin zu sehr Naturforscher, um eine solche Umtauschung zu wünschen. Das geheimnisvolle Symbol unserer Religion hat ebenso viel durch einen solchen falschen Vergleich verloren wie der Mond." Goethe ließ sich nun völlig gehen und sprach sich in eine Heftigkeit hinein, wie ich sie nie erlebt hatte. „Ich hasse," rief er, „diese schiefe Religiosität; glauben Sie nicht, daß ich sie irgendwie unterstützen werde. Auf der Bühne soll sie sich, in welcher Gestalt sie auch erscheint, wenigstens hier, nie hören lassen!" Nachdem er auf diese Weise sich eine Zeitlang und immer lauter ausgesprochen hatte, beruhigte er sich. „Sie haben mir meine Mahlzeit verdorben," sagte er ernsthaft; „Sie wissen ja, daß solche Ungereimtheiten mir unausstehlich sind. Sie haben mich verlockt zu vergessen, was ich den Damen schuldig bin." — Er faßte sich nun ganz, wandte sich entschuldigend zu den Frauen, fing ein gleichgültiges Gespräch an, erhob sich aber bald, entfernte sich, und man sah es ihm wohl an, daß er tief verletzt war und in der Einsamkeit Beruhigung suchte. Werner war wie vernichtet. . . . Kurz nach aufgehobener Tafel trat ich bei Goethe ein, der völlig ruhig und heiter den Auftritt bei der Tafel ganz vergessen zu haben schien und mit belehrender Ausführlichkeit, wie er sie liebte, einige optische Phänomene darstellte und erläuterte. Als ich mich von ihm trennte, wartete Riemer auf mich, er wünschte mich zu sprechen und führte mich in seine Wohnung. Hier fing er nun an, über den von mir erlebten Auftritt zu

ſprechen. „Was Sie geſehen haben," ſagte er, „iſt in dieſem Hauſe ſo ſelten, daß ich mich kaum erinnere, etwas Ähnliches erlebt zu haben." Ich verſicherte ihm, daß ich, elf Jahre früher, als ich Goethe, der damals noch ſo viel jünger war, oft ſah, etwas Ähnliches nicht allein nicht geſehen, ſondern auch nicht einmal für möglich gehalten hätte. Er fuhr fort: „Sie wiſſen, wie man ſich mit Goethe beſchäftigt, wie ſeine Äußerungen und alles, ſelbſt das Kleinſte, was man von ihm erfährt, ein Gegenſtand der Tagesblätter wird. Ich muß Sie nun recht ſehr bitten, ein ähnliches Beſprechen der heutigen Begebenheit in ſolchen Blättern nicht zu veranlaſſen." Meine erſte Empfindung war, ich geſtehe es, eine Art von Entrüſtung. „Ich darf," ſagte ich, „nicht vorausſetzen, daß Sie je etwas von mir erfahren haben; wäre das der Fall geweſen, ſo würden Sie dieſe Bitte als gänzlich überflüſſig betrachten; ſo wichtig der heutige Tag mir auch perſönlich iſt, ſo lieb es mir geweſen iſt, erlebt zu haben, in welchen großartigen Zorn der herrliche Mann geraten kann, wenn er die widerwärtigen geiſtigen Krankheiten der Zeit entdeckt, ſo können Sie ſich doch völlig beruhigen. Ich habe an dieſer fliegenden Literatur nie teilgenommen, ich ſtehe mit keinem einzigen Blatt in irgend einer Verbindung, aber ich begreife Ihre Furcht und finde ſie ſehr natürlich."

Ich hatte verſprochen, den Nachmittag bei der als Schriftſtellerin bekannten und beliebten Madame Schopenhauer zuzubringen. Ich fand da, außer meiner Frau und der Familie Frommann, einige Herren und Damen aus der Stadt. Der Auftritt bei der Tafel war der einzige Gegenſtand unſeres Geſprächs. Ein bedeutendes und gefahrdrohendes politiſches Ereignis konnte keine größere Aufregung hervorrufen. Ich glaubte mich an den Hof Ludwig des Vierzehnten verſetzt, Goethes Haus erſchien mir als der Palaſt eines mächtigen Königs, deſſen zornige Äußerung, von den bedeutendſten Folgen, die ganze Umgebung beſorgt machte und in heftige Bewegung verſetzte. . . .

Obgleich nun dieſe ganze Begebenheit mir etwas Seltſames, ja faſt Komiſches hatte, ſo muß ich doch bekennen, daß dieſe ſouveräne Gewalt, die ein mächtiger Geiſt auf ſeine Umgebung ausübte, mir nicht bloß merkwürdig, ſondern auch achtungswürdig und bedeutungsvoll erſchien. In der Tat hinter dem ſcheinbar Geringen verbarg ſich etwas Großes und Feierliches, etwas geſchichtlich Mächtiges, was ich wohl zu ſchätzen wußte.

550. Caroline an Pauline Gotter:

München, den 1. März 1809.

Der liebe alte Herr, er hat schon lange von seinen silbernen Locken gesprochen, die er gewiß immer noch nicht hat, aber Rosen genug windet er sich zum häuslichen Kranze, er umgiebt sich mit Jugend und hält sich so das Alter fern. Mögen alle Götter jetzt für ihn die heilige Sorgfalt verdoppeln.

551. Charlotte von Stein an ihren Sohn Fritz:

Weimar, Mitte März 1809.

Eben tritt Goethe herein und trägt mir einen schönen Gruß an Dich auf, ein eigendlich offnen herzlichen Umgang will mir mit diesen Freund nicht wieder werden, so gut ich ihn auch bin.

552. Aufzeichnungen Karl Sievekings:

Weimar, den 20. April 1809.

Am Sonntag mittag war ich bei Goethe und fand ihn im Garten. Du glaubst nicht, wie weit der Mann hervorragte vor allen, die in Deutschland geschrieben haben; solch ein menschlicher Adel in dem ganzen Wesen, solch ein Feuer in den großen braunen Augen, so gediegen und unmittelbar aus dem Leben gegriffen jedes Wort, auch das unbedeutendste, das er sagt.

Nach Tisch fand ich mich am Fenster mit ihm allein und hatte Gelegenheit ein Gespräch anzuknüpfen, dessen Faden nicht nach jeder Antwort von meiner oder seiner Seite riß. Nun sprach er von seiner glücklichen Jugend; damals hätte man Jahre verlieren dürfen, jetzt keinen Tag; die Welt sei ernsthafter geworden; wie der Schiffbrüchige müßten wir uns an der Planke halten, die uns rettete und die verlorenen Kisten und Kasten uns aus dem Sinne schlagen.

553. M. H. Hudtwalcker an August v. Goethe:

Er arbeitet an einem neuen Roman, von dem man sich ins Ohr sagt, daß er die Wahlverwandtschaften heißen wird, wohnt eng und schlecht auf einem Nebenflügel des Schlosses, weil, glaube ich, seine

ordentlichen Zimmer gebaut werden, wo er in einer Stube leben, essen und schlafen muß, und kann sich trotzdem nicht entschließen, nach Weimar, wo ihn so vieles stört, wieder hinzuziehen. Ich brachte ihm Deinen Brief bei meiner ersten Ankunft hierselbst, vor 14 Tagen, und er erkundigte sich sehr sorgfältig nach Dir. Seitdem habe ich ihn mehrere Male bei meinem Onkel Frommann, und auch einmal im botanischen Garten gesehen, er soll magerer geworden sein, was ihm sehr gut steht, und ist meist ziemlich heiter und gesund.

554. Martin Hieronymus Hudtwalcker:

Juni 1809.

Ich suchte ihn . . . in Jena auf. Er war nicht ganz wohl, aber überaus liebenswürdig und schön. Er pflegte im Frühjahr gern einige Monate in Jena zuzubringen und besuchte dann viel das Frommannsche Haus. Ich fand ihn bisweilen sehr still, aber nie stolz oder abstoßend, wenn man sich ihm nicht aufdrängte. Namentlich befaßte er sich gerne mit jungen Leuten, wenn sie bescheiden waren, was ich damals zwar nicht war, aber mich doch schon in der Gewalt hatte, so daß ich nicht vorlaut war. . . . Im botanischen Garten, wo er fast täglich spazieren ging, unterhielt er sich lange mit meinen aus Göttingen eingetroffenen Freunden und mir, auch über vaterländische Angelegenheiten.

555. Martin Hieronymus Hudtwalcker:

Jena, Juni 1809.

Werner, der Verfasser der Söhne des Tals, des Attila, der Weihe der Kraft usw. und später sehr eifriger katholischer Priester, ein begabter Dichter, benahm sich gegen Goethe förmlich speichelleckerisch und ward dafür sehr abstoßend und vornehm behandelt. So etwas konnte Goethe durchaus nicht leiden.

556. M. H. Hudtwalcker an Wolf Graf Baudissin:

Jena, Juni 1809.

Am Sonntag war große Gesellschaft bei Frommanns: Goethe und Frau. Ersterer war sehr still. . . . Alle Welt schimpft hier

auf Katzenbergers Badereiſe, ſelbſt Goethe, der den Verfaſſer überhaupt nicht liebt, hat anders der Onkel nicht gelogen. Meinethalben: Es iſt lächerlich, wie ängſtlich dieſer Zirkel in verba magistri ſchwört.

557. M. H. Hudtwalcker an ſeine Mutter:

Jena, Juni 1809.

Es vergeht kein Tag, wo ich nicht zu Frommanns gehe, wo Goethe bisweilen des Abends iſt. Am Sonntag Abend war er von ſieben bis elf Uhr dort, und ſprach ſehr viel. Und wie ſpricht er! Bisher habe ich zuweilen geglaubt, man könne den Menſchen Goethe vom Dichter abſondern, aber nun iſt er recht eigentlich auch meinem Herzen teuer geworden. Jedermann bildet ſich ein, wenn er mit ihm ſpricht, ſelbſt Goethe zu ſein und fühlt ſich unbewußt zu ihm heraufgehoben. Er ſchätzt jedes, kennt jedes, beurteilt jedes, was irgend einen menſchlichen Geiſt beſchäftigen kann. Am intereſſanteſten iſt es, ihn über naturhiſtoriſche Gegenſtände, beſonders über Blumen zu hören. Seine faſt kindliche und rührende Zartheit, die ſeine Leſer kennen, erſcheint hier in einer Liebenswürdigkeit, die kein Gedicht erreichen kann. Er ſpricht mit großer Lebhaftigkeit, und Gries (der Überſetzer des Torquato Taſſo), der ja ſo taub iſt, daß er ſeine Worte nicht hört, verſichert mich, er verſtehe Vieles bloß durch ſeine Gebärden. Sein Blick iſt hinreißend, und wenn vollends eine Träne ſein Auge füllt, was ihm im Feuer ſeiner Begeiſterung und bei ſeiner ſittlichen Reizbarkeit nicht ſelten begegnet, ſo möchte gewiß jeder Jüngling ihm um den Hals fallen und jedes Mädchen an ſeine Bruſt.

558. M. H. Hudtwalcker an Wolf Graf Baudiſſin:

Jena, Juni 1809.

Kürzlich war ich mit Goethe in einer großen, langweiligen Geſellſchaft bei Knebel, wo er nicht viel ſprach. Dagegen war er zweimal allein bei Frommanns zum Abendeſſen, und war das letztemal ſo liebenswürdig, daß dieſer Abend mir den Monat wert zu ſein ſcheint, den ich hier zubringe. Er ſprach mit Allen viel, und auch mit mir, hauptſächlich über naturhiſtoriſche Gegenſtände, Ahndungen, Aberglauben uſw. . . . Über Blumen ſollſt Du letzteren einmal reden hören, wie eine Jungfrau zart und innig, und begeiſtert wie ein Brahmine.

559. Wolf Graf Baudissin an seine Schwester:

Weimar, den 1. Juni 1809.

Ich habe Goethe gesehen! ... Dienstag früh nach Jena; wo der große Mann, um allein und ungeniert zu sein, auf sechs Wochen hingegangen ist und an der Fortsetzung des Meister schreibt. Wir schickten ihm den Brief, den Sartorius in Göttingen uns mitgegeben hatte, wie auch einen sehr schönen Geldbeutel von dessen Frau und ein Buch von der Göttinger Bibliothek, an dem ihm viel gelegen war, und — er ließ uns sagen, wir möchten um drei aufs Mineralienkabinett kommen, weil das Zimmer, welches er im Schlosse bewohnt, und in dem er ißt und schläft, gar zu klein und schlecht sei. Ich erwartete ihn wie ein Kind den heiligen Christ — endlich kam er, redete mich mit einer langen, geläufigen Phrasis an, war äußerst höflich und fing an, in dem Mineralienkabinett herumzuzeigen. Ich verwünschte meine Unwissenheit in der Mineralogie und verwandte kein Auge von ihm. Ich schwöre, daß ich nie einen schöneren Mann von 60 Jahren gesehen habe. Stirn, Nase und Augen sind wie vom olympischen Jupiter, und letztere ganz unmalbar und unvergleichbar. Erst konnte ich mich nur recht an den schönen Zügen und der herrlichen braunen Gesichtsfarbe weiden; nachher aber, wie er anfing lebhafter zu erzählen und zu gestikulieren, wurden die beiden schwarzen Sonnen noch einmal so groß, und glänzten und leuchteten so göttlich, daß, wenn er zürnt, ich nicht begreife, wie ihre Blitze nur zu ertragen sind. Ich war in einem solchen Anstaunen und Anbeten, daß ich alle Blödigkeit rein vergaß. Mehrere Fremde haben über seine Härte und Steifigkeit geklagt, gegen uns ist er äußerst human und freundlich gewesen. Er hatte einen blauen Überrock an und gepudertes Haar ohne Zopf. Seine ehemalige Korpulenz hat er verloren und seine Figur ist jetzt im vollkommensten Ebenmaß und von höchster Schönheit. Man kann keine schönere Hand sehn als die seinige, und er gestikuliert beim Gespräch mit Feuer und entzückender Grazie. Seine Aussprache ist die eines Süddeutschen, der sich in Norddeutschland gebildet hat, welche mir immer die vorzüglichere scheint; er spricht leise, aber mit einem herrlichen Organ und weder zu schnell noch zu langsam. Und wie kommt er in die Stube, wie steht und geht er! — Er ist ein geborner König der Welt. Wir waren fast zwei Stunden da, und er nötigte uns ein paarmal zu bleiben, erzählte uns von seiner Schweizerreise und sprach mit Lachen

und äußerſt witzig von einem Prozeß, den er kürzlich — wie Hugo ſagte — von Gott und Rechts wegen verloren hatte. . . .

Den Mittwoch . . . um zwölf ließ uns, denke Dir wie artig! der große Prophet zu einem Spaziergange in den Botaniſchen Garten abholen. Er trug einen ſehr ſchönen ſchwarzen Rock und an ſelbigem das ruſſiſche Ordensband im Knopfloch. . . . Die Tieckſche Büſte von Goethe . . . iſt keineswegs idealiſiert, ſondern Goethe jetzt eher noch ſchöner, indem ſein Geſicht ſchmaler geworden iſt und die göttlichen, nicht ſchwarzen, wie ich vorhin ſchrieb, ſondern braunen Augen nicht einmal der Pinſel darſtellen kann.

560. Luiſe Seidler an Pauline Gotter:

Jena, den 6. Juni 1809.

Goethe, der mir bisher ſcharfblickend und manchmal mich durchmuſternd gegenüber geſeſſen hatte, kam zu mir, ſetzte ſich neben mich und frug mich nach dieſem und jenem, unter anderem auch nach den Bildern von C. Endlich kamen wir auf Drackendorf, wo ich ihn um Aufträge bat, die er mir aber nicht gab, indem er ſelbſt in den nächſten Tagen herkomme, und nur Silvien nebſt herzlichen Empfehlungen ſagen ließ, daß er ſchon den vorigen Tag im Begriff geweſen, ſie zu beſuchen, aber abgehalten worden wäre.

561. Aufzeichnung der Malerin Luiſe Seidler:

Jena, den 25. Juli 1809.

Beim Abſchied überreichte er jeder von uns mit verbindlichen Worten einen Strauß; ich bekam Reſeda und eine Valerina, die er Herzenstroſt oder Herzensſtärkung nannte. Als Silvia meinte: die brauche ich nicht, entgegnete er: daß man Stärkung immer brauche.

562. Bericht Bernhard Rudolf Abekens:

Jena, den 15. Auguſt 1809.

Zum Abend waren Goethe, der ſich eben in Jena aufhielt, und Knebel geladen. Die Unterhaltung beim Tee war angenehm; Goethe führte meiſtens das Wort. Er ſprach über einige alte Reiſebeſchreibungen, die er eben geleſen, und zwar mit großer Lebendigkeit und

Anschaulichkeit. Es ist eine Wonne, zu sehen und zu hören, wie der Mann alles gleich von der eigentlich interessanten, von der menschlichen Seite auffaßt und wiedergibt. Aber beim Essen ging erst recht meine Lust an. Die Wirtin, wie sie denn immer treulich für mich sorgt, gab mir den Platz zwischen Wieland und seiner Tochter, Goethen gerade gegenüber. Da wollt' ich nun, Du hättest gesehen und gehört, wie heiter, ja wie ausgelassen lustig Goethe war; denn beschreiben läßt sich so etwas nicht, aber nie habe ich einen jungen Mann gesehen, der ein Gespräch auch über unbedeutende Dinge mit solcher Lebhaftigkeit und Gewandtheit geführt hätte, als dieser nunmehr 60jährige Goethe. Er, Wieland und Knebel sind Freunde aus alter Zeit, auf Du und Du; so war das Gespräch vertraulich und zwanglos. Unter anderem kam es auch auf einige Weimarische Schauspielerinnen, an deren einer die jüngeren Frauenzimmer allerlei auszusetzen hatten, besonders in Hinsicht auf das Äußere, die Gestalt. Goethe nahm ihre Partie und wußte so komisch darzutun, wie, wenn man an dem Körper hier ein weniges wegnähme, dort ansetzte usw., eine gar stattliche Gestalt zutage kommen würde, daß der alte Wieland nicht aus dem Lachen kam, wiederholt Goethen um Quartier bat, endlich niederkauerte und die Serviette sich über den Kopf zog und gegen den Mund drückte.

XII.

Von Goethes 60. Geburtstage bis zur Rheinreise im Juli 1814.

563. J. D. Gries an Berger:

Jena, Oktober 1809.

Was mir auch das Schickſal nehmen will, die Freude am Schönen und Guten wird es mir doch nicht rauben können. So habe ich in dieſen Tagen wieder einen ganz einzigen und unvergänglichen Genuß erworben durch die Erſcheinung von Goethe's „Wahlverwandtſchaften". Ich mag Dir nicht viel davon ſagen, weil Du das Buch gewiß noch oft genug leſen wirſt. Jedes neue Werk des großen Meiſters iſt ein nie zu vermindernder Schatz, an dem man ſein ganzes Leben zu zehren hat. Er iſt der Einzige, auf den Deutſchland noch mit Recht ſtolz ſein kann, er, deſſen Werke länger dauern werden als die ungeheuern Schöpfungen unſerer Zeiten, die man für die Ewigkeit hervorzubringen wähnt.

564. Caroline von Humboldt an ihren Gatten:

Rom, 11. Oktober 1809.

Was Du mir über den jungen Stein ſchreibſt, hat mich gewundert, ich glaubte, er wäre ſo eigentlich zum praktiſchen Leben gebildet und erzogen, daß das ſo recht ſeine Sache wäre. Sollte die gewiſſe Unbehilflichkeit, die Goethe offenbar in ſeinem äußeren Benehmen hat, in ſeine Erziehung übergegangen ſein?

565. Karl Ludwig von Knebel an Goethe:

Jena, den 31. Oktober 1809.

Seine [des Sohnes Karl] Liebe und ſein Zutrauen gegen Dich ſind unbeſchreiblich. Vielleicht hat er darin etwas von ſeinem Vater geerbt; denn dieſer möchte Dich auch zuweilen für den Meiſter aller Menſchen halten.

566. Lebenserinnerungen Adam Oehlenschlägers:

Weimar, den 2./4. November 1809.

Unglücklicherweise konnte ich nur ein paar Tage in Weimar bleiben, da ich mit einem andern reiste, und bei Goethe muß man auf gute Laune warten, wie der Schiffer am Strande auf guten Wind, wenn er eine glückliche Fahrt machen will. — Ich hatte ihm meinen Aladdin dediziert, meinen deutschen Hakon Jarl und Palnatoke hatte ich ihm mit einem liebevollen Briefe gesandt, ich rechnete auf einen väterlichen Empfang wie ein Lehrling von seinem Meister. Goethe aber empfing mich höflich, doch kalt und beinahe fremd. Hatten so viele andere spätere Begebenheiten die Erinnerung an „die guten Stunden", die ich so schön und angenehm bei ihm verlebte, aus seinem Gedächtnisse verwischt? Oder — schlummerten diese Erinnerungen nur und wollten sie wieder geweckt werden? War ich zu ungeduldig, da der Sohn den Vater nicht sogleich fand? Ich weiß es nicht! Erst suchte ich den Kummer zu unterdrücken und hoffte, daß später, wenn ich ihm meinen Correggio vorgelesen, das alte Verhältnis wieder eintreten werde. Aber es wurde nichts daraus. — Als ich ihm durch Riemer hatte wissen lassen, daß ich eine neue Tragoedie geschrieben hätte, die ich ihm vorzulesen wünschte, ließ er um das Manuskript bitten, er wolle sie am liebsten selbst lesen. — Ich antwortete: Er könne sie nicht selbst lesen, ich habe nur ein schlecht geschriebenes Brouilllon bei mir, das voller Änderungen sei. Doch gab ich Riemer das Manuskript. Er brachte es mir zurück und sagte: Goethe könne es freilich nicht lesen, aber ich möchte das Stück nur drucken lassen, dann würde er es lesen. Das schmerzte und ärgerte mich, und ich machte meinem Mißvergnügen darüber gegen Riemer Luft. Er wunderte sich fast, daß es jemand wagte, auf Goethe böse zu werden, doch sagte er: „Du hast wohl recht, aber wir anderen sind so daran gewöhnt, uns alles von ihm gefallen zu lassen, daß es uns nie einfällt, darüber böse zu werden oder zu zürnen." — „Das mag sein, aber Goethe würde es in seiner Jugend schwerlich geduldet haben, so behandelt zu werden." Ich entsinne mich eines Zuges aus seinem früheren Leben, der hierherpaßt. Als er nach Weimar kam, spielte er einmal Sprüchwörter in einer Gesellschaft. Er bat um die Erlaubnis, mit Wieland (der sich wahrscheinlich ein Air über ihn gab) ein Sprüchwort aufführen zu dürfen, zeichnete mit Kreide auf eine spanische Wand einen Berg, trat da-

hinter, bat Wieland zu raten, und da dieſer es nicht konnte, trat Goethe hervor, verbeugte ſich und ſagte: „Mein Herr Hofrat! Hinter dem Berge ſind auch Leute!“ Dies kann auch hier angewendet werden, nur daß wir ſtatt „hinter dem Berge“ ſetzen „jenſeits des Meeres.“

Goethe lud mich zweimal höflich zu ſich zu Tiſch, und da war ich keck und ſatyriſch, weil ich nicht herzlich und kindlich ſein konnte. Unter anderm rezitierte ich ein paar Epigramme, die ich auf Schlegels gemacht hatte. Goethe ſagte hier wieder gutmütig: „Das iſt ganz gut; aber ſo etwas ſollten Sie nicht machen; wer Wein preſſen kann, ſoll keinen Eſſig brauen.“ — Ich: „Haben Sie denn keinen Eſſig gebraut, Herr Geheimrat?“ — Goethe: „Zum Teufel! Iſt es denn recht, weil ich es gemacht habe?“ — „Nein! aber wo Wein gepreßt wird, da fallen auch eine Menge Trauben ab, die zum Wein nicht taugen; die können dann noch einen guten Weineſſig geben; und der Eſſig iſt ein ſicheres Mittel gegen die Fäulnis.“

Ich mußte leider bald fort; und ſo nahmen wir einen kalten Abſchied von einander. — Dies war mir in meinem innerſten Herzen zuwider; denn keinen Mann in der Welt achtete und liebte ich mehr als Goethe; und nun ſollte ich ihn vielleicht in meinem Leben nie wieder ſehen. — Die Poſtpferde waren auf den nächſten Morgen um 5 Uhr beſtellt. — Es war bereits 11 Uhr abends, ich ſaß allein auf meinem Zimmer im Elephanten, das Haupt auf die Hand geſtützt und Tränen in den Augen. Da bemächtigte ſich meiner eine unbeſchreibliche Sehnſucht, ihn zum letzten Mal an meine Bruſt zu drücken; aber zugleich rührte ſich auch der Stolz in meinem Herzen und ich wollte mich nicht vor ihm demütigen.

Ich lief nach Goethes Hauſe, ſah noch Licht in ſeiner Wohnung, ging zu Riemer auf ſein Zimmer und ſagte: „Lieber Freund, kann ich nicht Goethe noch einen Augenblick ſprechen? Ich wollte ihm doch gern ein letztes Lebewohl ſagen.“ Riemer war erſtaunt, aber da er meine Gemütsbewegung ſah und alles wußte, antwortete er: „Ich werde es ihm ſagen, ich will ſehen, ob er noch nicht zu Bett gegangen iſt.“ Er kam zurück und bat mich einzutreten, indem er ſelbſt ging. Da ſtand Götz von Berlichingens und Hermann und Dorotheas Verfaſſer in der Nachtjacke und zog ſeine Uhr auf, um zu Bett zu gehen. Als er mich ſah, ſagte er freundlich: „Nun, mein Beſter, Sie kommen ja wie Nikodemus!“ — „Herr Geheimrat,“ ſagte ich, indem ich ihn umarmte, „erlauben Sie mir, dem

Dichter Goethe auf ewig Lebewohl zu sagen!" — „Leben Sie recht wohl, mein liebes Kind!" sagte er herzlich. — „Nichts mehr, nichts mehr!" rief ich gerührt und verließ schnell das Zimmer.

Ich hoffte bei der Abreise, daß, wenn Goethe einmal meinen Correggio lesen würde, er . . . sich vorteilhaft über das Stück aussprechen würde, wo ich dann mit meiner ganzen kindlichen Liebe wieder zu Goethe zurückkehren und ihm einen langen Brief schreiben wollte. Aber es geschah nicht. . . . Später . . . erfuhr ich, daß sich die Sache doch nicht ganz so verhielt. . . . Ich glaubte nämlich, daß Goethe nicht meinen Correggio lesen wollte, aber er hatte ihn gelesen, er hatte ihm jedoch mißfallen. . . . So vielseitig Goethe auch gern scheinen wollte, war er doch an gewisse Formen und Ansichten gefesselt und war nichts weniger als ein guter Kritiker, da Persönlichkeit und Parteilichkeit einen zu großen Einfluß auf ihn hatten. Auch war er eifersüchtig auf alles, was sich ihm zu nähern wagte. Er wollte wohl protegieren und das Unbedeutende unterstützen, hatte z. B. große Aufmerksamkeit für jede dramatische Kleinigkeit in Italien — aber den Norden, Dänemark, Skandinavien ignorierte er als Nebenbuhler des deutschen Ruhmes, als Teilnehmer an germanischen Vorzügen, und er bewahrte über uns stets eine arge Unwissenheit, welche sich unter anderem darin zeigte, daß er, als er später von mir sprach, sagte: „Wenn diese Nordländer ihre Bären auf den Hinterbeinen tanzen lassen können, glauben sie, was Rechtes zu sein." . . .

Als ich das letzte Mal in Weimar war, hatte ich noch . . . meinen Correggio der Frau von Schiller vorgelesen, und die Erbprincessin von Weimar erwies mir die Ehre, Zuhörerin . . . zu sein. . . . Goethes bestem Tragiker, Wolff, . . . las ich auch das Stück vor. . . . Alles dieses, hörte ich nun viel später, hatte Goethe verdrossen, und er war erzürnt darüber, daß ich, wie er glaubte, andere Wege ginge, um mein Stück in Weimar aufführen zu lassen. Das fiel mir gar nicht ein. . . .

So reiste ich also nach Hause, nachdem ich die Gunst des großen Goethe verloren hatte.

567. Charlotte von Schiller an Cotta:

Weimar, den 27. November 1809.

Goethe ist jetzt wieder frisch und kräftig nach seinem letzten Anfall vorigen Sommer, und Meyer versicherte mich neulich, daß er ihn

beinah ſeit zehn Jahren nicht ſo aufgeregt und kräftig geſehen habe. Dazu gebe der Himmel ſeinen Segen! Er iſt ſo mitteilend und inſtruktiv jetzt und ſpricht ſich gern aus — dadurch gibt er uns allen Freude und Troſt. Alle Sonntag Morgen hat er Muſik bei ſich, wo wir Damen dazu geladen, übrigens ſehe ich ihn im kleinen Zirkel alle Woche, wo er lieſt und ſich mitteilt über alles, was ihn eben intereſſiert.

568. Wilhelm Grimm an ſeinen Bruder Jacob:

Weimar, den 13. Dezember 1809.

Nachts um 3 Uhr [am 11. Dezember] reiſte ich von Naumburg ab, kam um 8 in Auerſtädt an, wo ich die neuaufgebauten Häuſer auf dem abgebrannten Theile des Orts ſehen konnte, und Mittags um 3 Uhr allhier an. Ich zog mich gleich an und ließ mich nach Goethes Haus führen, das ſehr nett und ſchön da ſteht. Er war aber krank, vorher bedeutend geweſen und jetzt in der Beſſerung, daß er mich nicht annehmen konnte, alſo gab ich Arnims Brief ab. Ich ging dann zu der Dame Schopenhauer, die hier die Honneurs macht, und überreichte meinen Brief; wohin bald Goethes Bedienter kam und mir ſagte, Herr Doctor Riemer, Goethes Sekretär, werde mich in die Comödie abholen. Das geſchah denn und wir gingen in Goethes Loge, die unter der fürſtlichen iſt, wie eine Niſche, ſehr bequem, wo ich auf ſeinem Seſſel geſeſſen. . . . Goethes Bedienter bat mich, den andern Tag erſt auf die Bibliothek zu gehn und dann um 12 Uhr zu dem Herrn Geheimen Rath zu kommen. Auf der Bibliothek wurd' ich artig genug empfangen und um 12 Uhr ging ich dann hin. Der Hausehren in Goethes Hauſe iſt mit freiſtehenden Statuen und andern in Niſchen ſchön verziert. Über eine breite Treppe, die vornehm und bequem ausſieht, wurd' ich erſt vor ein Zimmer geführt, wo am Eingang zu den Füßen Salve mit ſchwarzen Buchſtaben und an der Seite ein Candelaber ſteht, und das voll Bilder hing, dann in ein Cabinet, das ebenfalls mit Handzeichnungen, altdeutſchen Holzſchnitten ausgeziert war, und alles eigen eingerichtet, z. B. die Thüren mit matter brauner Farbe angeſtrichen und die Griffe aus goldnen Löwenköpfen beſtehend, ſehr geordnet und reinlich. Hier mußt' ich einige Zeit warten, darauf trat er ſelbſt hinein, ganz ſchwarz angezogen mit den beiden Orden und ein wenig gepudert. Ich hatte nun ſein Bild oft geſehen und wußte es auswendig, und dennoch,

wie wurde ich überrascht über die Hoheit, Vollendung, Einfachheit und Güte dieses Angesichts. Er hieß mich sehr freundlich sitzen und fing freundlich an zu reden, was er gesagt, sag' ich Dir mündlich wieder, aufschreiben kann ich es nicht, er sprach von dem Nibelungenlied, von der nordischen Poesie, von einem Isländer Ar[e]ndt, der eben dagewesen und ein vollständiges Manuscript der Edda Saemundina gehabt, aber höchst bizarr und ungenießbar und starr gewesen, von Öhlenschläger, von den alten Romanen, er lese eben den Simplicissimus, und dergleichen, und ich mußte ihm meine Übersetzung der Kämpe Viser geben. Ich blieb fast eine Stunde da, er sprach so freundlich und gut, daß ich dann immer nicht daran dachte, welch ein großer Mann es sei, als ich aber weg war oder wenn er still war, da fiel es [mir] immer ein, und wie gütig er sein müsse und wenig stolz, daß er mit einem so geringen Menschen, dem er doch eigentlich nichts zu sagen habe, reden möge.

Tags darauf wurde ich zum Mittagsessen bei ihm eingeladen. Seine Frau, die sehr gemein aussieht, ein recht hübsches Mädchen, dessen Namen ich wieder vergessen, die er aber, däucht mir, als seine Nichte vorstellte, und Riemer waren da. Es war ungemein splendid, Gänseleberpasteten, Hasen und dergl. Gerichte. Er war noch freundlicher, sprach recht viel und invitirte mich immer zum Trinken, indem er an die Bouteille zeigte und leis brummte, was er überhaupt viel thut; es war sehr guter rother Wein und er trank fleißig, besser noch die Frau. Er sagte unter andern, daß er das Bild der Bettine von Louis erhalten, und lobte es dabei sehr, es sei eine sehr zarte Nadel darin, recht ähnlich und überhaupt schön componirt und gehalten und habe ihm viel Freude gemacht. Ich sagte, daß Bettine selbst nach Berlin geschrieben, daß es nicht ganz ähnlich. Er antwortete: „Ja, es ist ein liebes Kind, wer kann sie wohl malen, wenn noch Lucas Kranach lebte, der war auf so etwas eingerichtet." Der Tisch dauerte von 1 bis halb 4 Uhr, wo er aufstand und ein Compliment machte, worauf ich mit Riemer wegging.

569. Aus Wilhelm Grimms Selbstbiographie:

Auf dem Rückwege durch Weimar, am Schlusse des Jahres [1809], ward mir das Glück zu Theil, Goethe zu sehen. Noch deutlich bin ich mir der Stimmung bewußt, mit welcher ich zum erstenmale sein Haus betrat und über die bequeme Treppe und das oft beschriebene

Salve in sein Zimmer gelangte. Jemand, den wir früher oft und genau in mannigfachen Bildern angesehen, ist uns nicht fremd und überrascht uns doch; in der Wirklichkeit liegt noch eine Macht, von der die Kunst nichts weiß. Er äußerte Theilnahme für die Bemühungen zu Gunsten einer lang vergessenen Literatur und Geneigtheit, sie zu unterstützen, wie mir denn auch späterhin durch seine Fürsorge die Benutzung einige Codd. der dortigen Bibliothek gestattet wurde. Ich bin während meines Aufenthaltes in Weimar, wo Madame Schoppenhauer ein ebenso glänzendes als angenehmes Haus machte und mich auf das gütigste empfing, noch einigemal bei Goethe gewesen, habe ihn in der Eigenthümlichkeit seines Wesens gesehen, seine Rede gehört. Ich glaube, ihn selbst gesehen zu haben, ist zu dem Verständnisse seiner Gedichte ungemein förderlich. In ihnen ist dieselbe Mischung der großartigsten, reinsten und edelsten Natur, die ein sinnvoller Mensch sogleich anerkennt und verehrt, und jener höchst eigenthümlichen besonderen Bildung, deren Gang man nur zuweilen erräth. Erregt doch auch der wunderbare Blick seiner Augen ebensowohl das vollste Vertrauen, als er uns ferne von ihm hält. Wenn in einer Zeit eine nationelle Gesinnung herrscht, mag es von geringerer Bedeutung sein, die Persönlichkeit des Dichters kennen zu lernen, der den Charakter des Volkes in seiner höchsten Blüthe darstellt; anders verhält es sich, wo eine solche Nationalität fehlt und ein Geist, je größer er ist, desto freier und kühner, innern, unausmeßbaren Bedürfnissen gemäß sich entwickelt und bei höherem Aufsteigen immer einsamer sich fühlen muß. Man findet diese Einsamkeit, meine ich, in den meisten seiner Werke und das Ansprechendste und Einleuchtendste mit dem Seltsamsten und Fremdartigsten verbunden. Aus diesem Verhältnis wird auch das Verlangen unserer Zeit gerechtfertigt, die Geschichte der Bildung eines ausgezeichneten Mannes zu erfahren, die oft das Verlangen nach dem unmittelbaren Genuß seiner Werke übersteigt.

570. Wilhelm von Humboldt an seine Gattin Caroline:

Weimar, den 3. Januar 1810.

Das neue Jahr fängt für mich sehr freundlich an, liebe Li. Ich bin bei Goethe im Haus und Caroline ist gerade vorgestern angekommen. Ich hätte viel entbehrt, wenn sie nicht hier gewesen wäre. Über viele Dinge kann ich doch nur mit ihr vertraulich reden, und

Goethe selbst ist auch lebhafter und interessanter, wenn man ihn nicht zu lange hintereinander sieht. Sonst ermüdet er leicht. . . .

Goethe ist äußerst liebevoll mit mir. Er grüßt Dich herzlich. Er hat Dir seinen neusten Roman: „Die Wahlverwandtschaften" durch einen Reisenden geschickt und war sehr liebenswürdig, wie er davon sprach. Man sah ihm an, daß ihm daran gelegen hat, Dir eine Freude zu machen und den Roman von Dir gelesen zu wissen. Er hielt es selbst für möglich, daß er Dir nicht zukäme, allein schon der Versuch war ihm wichtig.

571. Wilhelm von Humboldt an seine Gattin Caroline:

Halle, den 22. Januar 1810.

Die Reise ist mir recht gut bekommen, und meinem Auge ist so gut als nichts mehr anzusehen. Du glaubst nicht, wie lieb Goethe mit mir, auch mit meinem kleinen Übel gewesen ist. Ich mußte alle halbe Stunden etwas ins Auge träufeln. Goethe hat das nun immer selbst und mit einer Sorgfalt getan, von der Du keinen Begriff hast. Er ist noch nie gegen Dich (denn er hat unendlich oft von Dir gesprochen) und mich so lieb gewesen.

572. Franz Passow an Heinrich Voß:

Weimar, den 12. März 1810.

Sie wissen wohl, daß die bewegliche und geschwätzige Madame Schopenhauer alle Winter gewisse Repräsentations-Tees hält, die sehr langweilig sind, besonders seit Fernows Tode, zu denen sich aber alles Gebildete und Bildungvorgebende drängt, weil Goethe häufig dort zu sehn war. Als ich nach Weimar kam, besuchte ich denn diese Dame auch; sie lud mich zu ihren Tees, und ich besuchte sie den ganzen Winter, aller Langeweile zum Trotz, weil ich Goethe dort zu sehn und ihn zuweilen sprechen und erzählen zu hören mich erfreute, selbst wenig Teil nehmend, weil der ewig mit aufgesperrtem Maul lachende und jachternde frivole Ton der Tees nicht in mein Fach gehört. Als im Herbst darauf, 1808, die Tees wieder angehn sollten, kommt die Schopenhauer zu meiner Luise, und nach einigen Umschweifen eröffnet sie ihr: sie bedaure gar sehr, mich nicht wieder zu ihren Tees laden zu können, denn Goethe habe ihr erklärt, er würde in keine

Gesellschaft kommen, wo er mich wisse, und aus ihren Tees ein für allemal wegbleiben, wenn ich käme. Was die Schopenhauer bei diesem Zumuten hätte tun sollen, will ich nicht urgieren, dafür ist sie Madame Schopenhauer. Zugleich bat sie um Gottes willen, Luise möchte verhindern, daß ich Goethen nicht zur Rede setzte usw., die ganze Sache solle unter uns bleiben. Das versprach Luise gleich in meinem Namen, weil sie über meine Meinung keinen Augenblick im Zweifel war, und verbat die Tees fortan auch für sich. Als ich zu Hause kam, erfuhr ich die wunderliche Geschichte, und sie kränkte mich tiefer, als ich damals selbst glaubte, weil ich das Verfahren immer unedel fand und Goethe Leute um sich duldete, mit denen ich mich in aller Rücksicht vergleichen durfte. Aber ich war lange gewohnt, Goethen nicht nach dem Gesetz zu denken, das uns andern Erdensöhnen unsern Wert oder Unwert streng zumißt: weil ich in so vieler Hinsicht den Außerordentlichen bewunderte, so gestand ihm mein Gefühl, alle persönliche Kränkung unterdrückend, auch hier, wiewohl mit einigem Widerstreben, das Recht, anders zu verfahren als die gewöhnlichen Zweifüßler, die die Frucht der Erde essen, ruhig zu. Ihn zu Rede zu setzen, wäre mir auch ohne die gegebene Zusage nicht eingefallen: ich glaubte, ihm mißfalle etwas an mir, das er vielleicht selbst nicht aussprechen könnte, und daß er das so bestimmt und entschieden aussprach, konnte ich seiner herrschenden Natur gerade nicht verargen. Hinfort auf Diskretion hoffend, zog ich mich, um ihn nirgends durch Zusammentreffen mit mir zu verletzen, ganz auf mich selbst und auf zwei, drei vertraute, bewährte Freunde zurück, von aller guten Gesellschaft ohnehin durch dies Pröbchen aus der besten zurückgeschreckt. Ich verschloß die Sache übrigens in mir und erzählte sie niemandem als Schulzen und — wo ich nicht irre — dem guten, mir von Kindheit auf befreundeten Plüskow; selbst Abeken weiß sie von mir noch nicht. In dieser Passivität und gänzlichen Zurückgezogenheit, wodurch ich die Verehrung, die ich gegen Goethe bewahrte, jetzt am richtigsten auszudrücken glaubte, vergingen ungefähr anderthalb Jahre. Im vorigen Jahr kam ein alter Freund meines Vaters, der auch mir schon seit längerer Zeit wohl wollte, der Oberst v. Hintzenstern, vormaliger Gouverneur des Prinzen Bernhard, nach Weimar und ließ sich hier nieder. Dieser vortreffliche Mann wurde einer der Wenigen, mit denen ich umging, der mich näher kennen lernte und mich lieb gewann. Er wünschte, daß ich mehr teilnehmen möchte am geselligen Leben, was ich ablehnte, ohne doch mich berechtigt

zu fühlen, ihm den Grund zu sagen. Vor einigen Wochen kommt er zu mir, als ich gerade aus bin, und zwischen ihm und meiner Luise entspinnt sich ein Gespräch über mein verschlossenes und zurückgezogenes Leben. Da er sich so gar liebevoll über mich äußert, fühlt Luise sich getrieben, ihm zu eröffnen, was wir als Geheimnis behandelt hatten, und sie erzählt ihm den ganzen Hergang. Hintzenstern ist außer sich, kann dergleichen von Goethe nicht begreifen, und hält alles für Erfindung der Schopenhauer, beschließt indes, der Sache auf den Grund zu kommen, es koste, was es wolle. Er horcht hie und da auf und hat die Freude zu sehn, daß das, was uns als Geheimnis übergeben und von uns mit der äußersten Schonung behandelt war, in allen adligen Häusern längst bekannte und angenommene Sache war (ob durch das Goethesche Haus, ob durch die Schopenhauer verbreitet, weiß ich nicht, verlang' es auch nicht zu wissen), und dazu weiß man auch den Grund jenes meines Bannes, den die Schopenhauer nicht zu wissen sich gegen uns gestellt hatte: „Goethe sei deshalb aufgebracht auf mich, weil ich öffentlich in der Schule seine Gedichte getadelt und auf sie geschimpft habe." Hintzenstern sagte mir, wie weit er in seinen Nachforschungen gediehn war. Als dieser schöne Grund aber hervorkam, da weiß ich nicht, ob ich das höchst Lächerliche oder das ganz Nichtswürdige einer solchen Lüge am stärksten fühlte. Mir stieg das Blut aber auch vor Freude zu Kopf, daß der Grund nicht in mir selbst, daß er ganz außer mir, daß er in einer Unmöglichkeit lag. Denn daß ich anders als mit höchster Liebe von einem Goethischen Gedicht sprechen könnte, ist pure Unmöglichkeit. Ich sagte Hintzenstern, soviel ich wußte und konnte, und soviel es zu meiner vollsten Rechtfertigung bedurfte; und das war mit wenig Worten getan, denn Hintzenstern kennt mich. Nun aber versprach er, alles daran zu setzen, Goethen über seinen Irrtum aufzuklären: er fühlte sich und mich und alles Recht und alle Sitte gekränkt, und das konnte der wohlbesonnene, aber tief und stark fühlende, unermüdliche Mann nicht so mit ansehn. Er mußte alles Mißverständnis lösen; Einsiedel und einige andere rieten ihm zaghaft ab, aber er ließ sich nichts einreden. Im Vertraun auf Goethes rechten Sinn und auf die gute, reine Sache, für die er sprach, ging er zu Goethe, erzählte ihm die ganze Sache, wie man mich in steter Unwissenheit mit der Hauptsache erhalten habe, wie ich die ganze Sache aus ruhigem Selbstgefühl, nicht aus schuldigem Bewußtsein auf sich habe beruhn lassen, wie er den ganzen Vorgang erfahren habe, und wie sehr un-

recht mir geschehen sei. So wie Hintzenstern erwartet hatte, nahm Goethe die Sache, äußerte sich freundlich über mich und wie sehr es ihn freue, ein solches Mißverständnis so, und durch einen solchen Mann gelöst zu sehn, und versprach ihm, mir zu zeigen, daß ihn nichts mehr von mir entferne. Hintzenstern kam ganz außer sich vor Freude angelaufen, und da ich nicht zu Hause war, erzählte er Luisen, wie gut sich Goethe gezeigt und geäußert habe. So verging wieder eine Zeit von acht Tagen; endlich am letzten Mittwoch ließ Goethe mich und Luise zu Tisch bitten. Es war sonst niemand geladen, und er ließ es sich recht sichtbar angelegen sein, mir auf jede Weise aufs deutlichste zu zeigen, daß keine Spur der alten Mißstimmung und Entfremdung in ihm übrig sei. Die drei Stunden, die wir mit ihm zubrachten, waren mir freilich in mancher Rücksicht peinlich; es war mir alles so fremd und neu und unerwartet: aber es ist auch wieder ein gar süßes Gefühl, sich von einem immerwährend bewunderten und verehrten Manne nach so langer Zwischenzeit nicht mehr verkannt zu sehn, zu sehn, wie der einzig verehrte Mann es sich selbst angelegen sein läßt, jede Spur natürlicher Scheu durch Freundlichkeit und Milde und Hervorsuchen solcher Dinge, die mir die nächsten, liebsten sein mußten, wegzutilgen. So zähl' ich diese drei Stunden auch wieder den schönsten meines Lebens bei. Ich kehrte heitrer, als ich gehofft hatte, recht innerlich befriedigt und in schöner Genüge wieder heim, nun auch der ganzen Zwischenzeit, obgleich sie mir erst jetzt recht dumpf und bänglich erscheint, nicht mehr zürnend.

Gestern Nachmittag bin ich wieder allein bei ihm gewesen und habe ihm meinen Persius gebracht, von dem ich ihm schon am Mittwoch allerlei hatte sagen und erzählen müssen. Er sprach ganz herrlich über das Altertum: es wird in seinem Munde jedes Wort so bedeutend, und was er sagt, ist so unaussprechlich wahr, daß man es selbst schon, nur nicht so klar, gedacht zu haben glaubt. Aber, lieber Voß, da schreib ich Ihnen im Strom der Freude lauter Sachen hin, die Sie eben so gut und besser wie ich wissen.

Morgen geht Goethe nach Jena auf eine ganze Zeit; aber er hat mir selbst den Anlaß und die Erlaubnis gegeben, ihm dorthin zu schreiben, und in den Osterferien marschier' ich selbst nach Jena und seh' ihn dort wieder und den alten biedern, energischen Knebel, der mir herzlich wohl will. Als ich aus Goethes Nähe ausgeschlossen war, hab ich mich nie unglücklich gefühlt, das weiß der Himmel! Obgleich ich meinen höchsten Wunsch, und meiner Meinung nach

fürs ganze Leben, verfehlt hatte, so fühlte ich mich selbst zu rein und zu unschuldig dabei, um zu trauern, und der stete Kampf, der dadurch unbewußt in mir blieb, dies gewaltsame Zurückdrängen manches Gefühls hat vielleicht wohltätig auf die festere Ausbildung meines Charakters gewirkt. Jetzt fühle ich erst lebendig, was es heißt, von einem angebeteten Geist auch persönlich gekannt und freundlich in seinem Andenken lebend zu sein, wie das anregt und innerlich treibt und drängt, wie im ersten Frühling nach langem Winter, in welchem freilich die innere Freiheit nie erstorben war, wo aber doch ein belebender Hauch fehlte, nachdem die Sehnsucht im Stillen gestrebt hatte, ohne daß die starre Freiheit davon wußte oder wissen wollte. Und sollte ich Goethe niemals wiedersehn, diese zwei Besuche bei ihm genügen für ein Leben: Es sind ein paar ganz köstlich helle Punkte, die mir nichts wieder trüben noch verdunkeln soll.

573. Aufzeichnung Bernhard Rudolf Abekens:

Jena, den 27. März 1810.

Bei Goethe, der in dem Schlosse wohnte. Er empfing mich sehr freundlich, und sein Gesicht, jeder Zug desselben schien mir milder als je. Er dankte mir für meine Teilnahme an den Wahlverwandtschaften und sprach über das Buch. Hätte ich nur alles behalten! Doch schien er sich in Hinsicht auf meine Fragmente besonders darüber zu freuen, daß ich das Buch als ein für sich bestehendes, mit eignem Leben begabtes Wesen angesehen. Ein solches Werk, sagte er ungefähr, wächst einem unter den Händen und legt einem die Notwendigkeit auf, alle Kraft aufzubieten, um seiner Meister zu bleiben und es zu vollenden, wo denn die Schere nicht gespart werden darf. — Die Leser seien ihm die liebsten, die sich ganz und gar in einem Buche verlieren könnten. Sonst sprach er von dem Werke mit einer Bescheidenheit, die mir wunderbar schien; als wenn es nur für seine Zeit etwas sein sollte.

574. Karl von Knebel an seine Schwester Henriette:

Jena, den 1. April 1810.

Goethe ist bei jeder Gelegenheit liebreich und freundlich gegen mich und das auf seine eigne gute Art. So hat er während meiner Ab-

weſenheit faſt täglich meinen neuen Garten beſucht und die Arbeiter aufgeregt, fleißig zu ſein und alles mit Ordnung zu machen. Auch hat er die Meinigen öfters beſucht.

575. Aus Karl von Knebels d. j. Aufzeichnungen:

Jena um 1810.

In unſern Garten eingetreten, klatſchte Goethe, in einem grauen Rittermantel gehüllt, gewöhnlich in die Hände unter meines Vaters Fenſter. Majeſtätiſch erhob ſich ſeine Geſtalt.

576. Karl von Knebel an ſeine Schweſter Henriette:

Jena, den 4. Mai 1810.

Ich treibe meine Lektionen mit dem Karl, dem ich etwas im Fleiß und gehöriger Aufmerkſamkeit nachhelfen muß, wie es die Jahre jetzt bei ihm erfordern. Goethe leiſtet mir hierin zuweilen einige Hilfe, da er eine ungemeine Gabe hat, die Sachen zu einer anſchaulichen Klarheit zu bringen, und dazu die Mäßigung und Geduld, nicht nachzulaſſen.

577. Pauline Gotter an Friedrich Wilhelm Joſef von Schelling:

Drakendorf, den 12. Mai 1810.

Von Goethe wird es Sie freuen zu hören, daß er recht heiter und geſund iſt; den ganzen Winter war zwar ſein Befinden ziemlich abwechſelnd, und er hat Theater und Geſellſchaft wenig beſucht, die Ausſicht, nach Karlsbad zu kommen, ſcheint aber ſchon jetzt im Vorgefühl geneſend auf ihn zu wirken. In Weimar ſah ich ihn zuerſt wieder und habe ihn ganz gegen mich gefunden, wie ich ihn verlaſſen hatte, liebevoll und herzlich. Beinah' ſein erſtes Wort war Teilnahme an dem Verluſt der Lieben, und auf eine ſo zarte innige Weiſe, wie ich es von ihm erwarten konnte; dieſer Beweis ſeiner Freundſchaft hat mich mehr erfreut als alles Liebe und Freundliche, was er mir je geſagt hat. Ihnen, werter Freund, dankt er herzlich für Ihr Andenken und hat mir die ſchönſten Grüße an Sie aufgetragen. Seit dem März hält er ſich in Jena auf und hat die Optik beendigt, die nun dieſe Meſſe in zwei Teilen erſcheint, wie Sie wiſſen, und nun eilt er ſo bald wie möglich nach Karlsbad. Auf die nächſten

Tage hat er sich bei uns angemeldet, um mit Silvie und mir recht spazieren zu gehn; ich werde mich freuen, wenn er Wort hält; seine Gegenwart ist das einzige, was mich wahrhaft aufregt und erfreut. Schon einigemal war er hier: das erste Mal ganz unter uns von der ausgelassensten Laune, die Gewalt seines Feuers und seiner Lebhaftigkeit habe ich wohl in einzelnen Momenten, aber nie so anhaltend, wie damals, gesehn, er vergaß sich ganz, ließ seine ganze Stimme ertönen und schlug immer mit den Händen auf den Tisch, daß die Lichter umher fuhren; es war eine wahre, unbedingte Luftigkeit. Seine Begeisterung machte den wunderlichsten Kontrast mit Hendrichs Prosa und Riemers Phlegma, die ihn begleitet hatten.

578. Theodor Schacht an Familie Cherubim:

Jena, den 13. Mai 1810.

Jena steht obenan, denn ich sprach Goethe. Mit dem erhabensten, regelmäßigsten, ruhigsten Gesicht stand er vor mir. Es überraschte mich, doch fühlte ich mich frei bei ihm und durchaus nicht ängstlich. Er sprach viel, lobte meinen Entschluß, nach der Schweiz zu gehen, trug mir einen Gruß auf an Pestalozzi, den er persönlich kennt und den er einen bedeutenden, guten und lieben Menschen nannte. — Goethes Stirn ist hochgewölbt, sein Auge nicht groß aber lebhaft, seine Gestalt und Haltung kraftvoll, ob er gleich 61 Jahre zählt, seine Sprache schlicht, so wie er schreibt. Er verschmäht Prunk und eitle Gesellschaft und lebt jetzt einzig der Kunst und den Wissenschaften.

579. Franz Passow an Heinrich Voß:

Weimar, den 15. Mai 1810.

Der Danziger Magistrat nämlich hat mich in diesen Tagen zum zweiten Direktor und zum Professor der Philologie an das ihm zuständige Conradinum zu Jenkau . . . berufen. . . .

Goethen, den ich kaum gewonnen, nun schon wieder zu verlieren, schmerzt mich innig. Aber das ist kein Grund zu bleiben. Ich kann mein Leben an keinen einzelnen Menschen binden, selbst an Goethe nicht. Die Stunden, die ich mit ihm verlebt, bleiben mir in alle Ewigkeit; die habe ich einmal tief in meinen Busen gelegt, und werden sie da fortwirken und forttreiben. . . .

Goethe iſt heut morgen nach Karlsbad gereiſt; ehegeſtern war ich noch bei ihm in Jena. Es wäre mir unmöglich geweſen, ohne Abſchied von ihm wegzuziehn. Es war doch ein harter Augenblick, als ich wieder ging und er mir freundlich ſeine Hand reichte und ich mir ſagte, es ſei vielleicht das letzte Mal meines Lebens, daß ich den angebeteten Mann ſähe.

580. Hauptmann Ernſt von Pfuel an Caroline Baronin de la Motte Fouqué:

Teplitz, den 22. Auguſt 1810.

Ich ſehe Goethe täglich bei dem Herzog, und ich kann Dir nicht ſagen, wie ſeltſam mir der Mann wohlgefällt; noch iſt mir niemand vorgekommen, der meinem Innern ſo wohltäte; ich kann ihn nicht ohne ein heimliches Lächeln betrachten! Ich ſpreche zu niemandem lieber als zu ihm, und wieder fühle ich mich vor niemand ſo demütig als vor ihm und von niemand ſo zur Keckheit angeregt als durch ihn. Aus dem einen Auge blickt ihm ein Engel, aus dem andern ein Teufel, und ſeine Rede iſt eine tiefe Ironie aller menſchlichen Dinge; wenn er zuweilen im engen Kreiſe recht heiter iſt und das Geſpräch allmählich bunt wird, dann weiſt er uns zuweilen zurecht und nennt uns: ihr Kinder! und dann fühle ich, daß der alte Papa recht hat und beuge mich vor dem alten Meiſter und ſehe ein, wie wahr es iſt, wenn er wie neulich ſagte:

„Der Jugend Kenntnis iſt mit Lumpen gefüttert!“

Spaßhaft iſt es zu ſehen, wie der alte Meiſter diejenigen behandelt, welche im Bewußtſein eigener Berühmtheit ſich an ihn drängen und ihr einſeitiges Streben bei ihm geltend machen wollen. Unter anderen begegnet er Campe im Saale zu Karlsbad. Dieſer ſagte Goethen eine Menge artiger Dinge in echt deutſch gewandten Perioden, worauf Goethe dem Puriſten als Erwiderung ſo vieler Höflichkeit die einfache Frage tut: Wie konveniert Ihnen das Bad?

Kann man malitiöſer ſein? Iſidorus orientalis war auf ein paar Tage in Teplitz; er aß beim Herzog einen Tag und ſaß neben Goethe, ich ſaß gerade über und bin Zeuge geweſen, wie er den ſchwärmeriſchen, poetiſchen und myſtiſchen Ausbrüchen des armen Iſidorus beſtändig mit kaltem Waſſer begegnete.

Goethe ſpricht leiſe und ſehr gemeſſen, aber mit einer unglaublichen

Sicherheit und funkelnden Augen, die seltsam genug mit der Ruhe und mit dem Maße in seinen Worten abstechen. . . .

In so gigantischer Gestalt sich auch sein Geist vor einen aufpflanzt, so geht ihm doch ein Element ab, welches zu derjenigen Art der Erhabenheit notwendig gehört, die der Mensch mit Liebe umfaßt; ich möchte dies Element das christliche im Menschen nennen; man wird oft an ihm eine gewisse Härte gewahr, die jede freie Hingebung zurückscheucht. Er ist tolerant, ohne milde zu sein, und erscheint nur sanft, so lange seine Persönlichkeit mit ins Spiel kömmt und Ansprüche unberührt bleiben, die noch nicht fest begründet sind. Nichtsdestoweniger hat er einen wunderbar angenehmen Eindruck auf mich gemacht; es ist dies nicht der Eindruck der Begeisterung, der stillen Anbetung, sondern der des Erkennens einer lange undeutlich gefühlten Wahrheit, einer anmutig gelösten Aufgabe, mit deren Auflösung ich mich selbst lange vergebens beschäftigt. Ich staune nicht vor Goethe, sondern er gefällt mir darum so unendlich wohl, weil ich ihn begreife, mich in ihm spiegele, mich in ihm beständig wiederfinde und zwar klarer und deutlicher und gefälliger als in mir selbst.

581. Franz Passow an Heinrich Voß:

Jenkau, den 29. August 1811.

. . . Ganz besonders aber erfreute mich der Scharfrichter von Eger der eine schöne Münzsammlung hatte und zu dem Goethe deshalb einige Mal gekommen war. Wenn der alte, ernsthafte Mann an den Kasten kam, in dem er ein kleines Goldstück bewahrte, das Goethe ihm geschenkt hatte, wußte er gar in seiner Begeisterung sich nicht zu lassen und kam immer darauf zurück: es hätten ihn wohl allerlei Fürsten und Prinzen besucht, aber ein solcher Herr, der so ganz was Absonderliches wäre, wie der Herr Geh. Rat, sei ihm doch all seine Lebtage nicht vorgekommen, und konnte er gar nicht wieder loskommen von Goethes ganz absonderlichem Wesen. Vor so gesunden Naturen, die gleich unbestochen sind von Eigensucht wie von Mode und nachbetendem Vorurteil, steht man recht klein da mit seinem bißchen mühsam erworbener Bildung, die einem endlich zur Anerkennung des Herrlichsten und Höchsten verhilft. Denn wer steht uns dafür, daß uns Goethe durch seine einfache, ruhige Gegenwart, die so gar geräusch- und prunklos ist, ebenso ergreifen würde wie den Egerschen oder

Karlsbader Bürgersmann, wenn wir keine Zeile von ihm gelesen hätten? Denn daß uns jetzt in seiner Nähe hoch und frei ums Herz wird, das danke uns der Henker!

582. Wilhelm von Humboldt an seine Gattin Caroline:

Eger, den 14. September 1810.

Es ist sehr närrisch, daß die Fürstin von Rudolstadt eine ordentliche Antipathie gegen Goethe hat. Sie hat ihn nur bei Hofe gesehen, läßt sich aber auch gar nicht abstreiten, daß er nicht auch anderswo dieselbe Starr- und Steifheit habe.

583. Baron Andreas Adolf Merian:

Göthe war einfach angezogen, trug Stiefel, runden Hut, seine Orden. Seine Haare sind schwarz mit grau untermischt. Er hat eine sehr hohe, etwas zurückliegende Stirn, wie Homer und alle großen Dichter.

Sein Kopf, der eher schmal ist, spitzt sich gegen oben hinten zu. Schwarz, und schön, und immerfort in Bewegung sind seine Augen. Das Angesicht ist länglich und gefurcht, die Nase adlerisch. Seine Gestalt ist ansehnlich, gerade, fast zurücklehnend; sein ganzer Anstand männlich, sehr ernst, beynahe trocken. Er sprach von ganz gewöhnlichen Dingen auf eine ganz gewöhnliche Weise. Das tut er mit Fleiß. So war Göthe im Sept 1810.

584. Emma Körner an Ch. Weber:

Dresden, den 20. November 1810.

Goethe war auch in Karlsbad, und ich war äußerst begierig, ihn nach mehreren Jahren wieder zu sehen; die erste Zusammenkunft mit ihm entzückte mich indessen nicht, da er immer etwas Steifes hat, ehe man genauer mit ihm bekannt wird, und obgleich er meine Eltern nun doch schon so lange kennt, konnten wir es doch während unsers ganzen Aufenthalts in Karlsbad nicht dahin bringen, mit ihm auf einen zutraulichern Ton zu kommen, aber bei einem Aufenthalt von 14 Tagen, den er nach vollendeter Badekur in Dresden machte, hat er uns reichlich für diese Förmlichkeit entschädigt, indem er ein

ganz andrer Mensch war, als wie wir ihn früher gesehn, und seine Art, sich über so manche Gegenstände mitzuteilen, uns unendlichen Genuß gewährt hat. Er nimmt großes Interesse an Musik, und unsre kleine Singakademie machte ihm sehr viel Freude. Dresden hat ihm so wohl gefallen, daß er uns versprochen, künftiges Jahr wieder hier durchzugehen und dann einen längern Aufenthalt zu machen; er hatte uns auch eingeladen, ihm diesen Winter in Weimar zu besuchen, was aber bei den Vater seinen Geschäften leider ganz unmöglich ist.

585. Erinnerungen der Frau Henriette Herz:

Dresden, den 17./24. September 1810.

Goethe hatte ich noch nie gesehen, als ich während eines Aufenthaltes in Dresden im Jahre 1810 in einer Soirée bei Frau Seidelmann, der trefflichen Sepiazeichnerin, plötzlich seine Ankunft berichten hörte. Ich äußerte meine Freude so lebhaft, daß der ebenfalls anwesende, noch sehr junge Herzog Bernhard von Weimar ihn durchaus herbeiholen wollte, um mir seine Bekanntschaft sogleich zu verschaffen. Ich weiß nicht, wie er dies gegen Goethe hätte verantworten wollen, aber gewiß ist es, daß ich ihn noch in der Tür am Rockschoße zurückhalten mußte, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Am andern Morgen jedoch kam Frau Körner zu mir, um mich zu benachrichtigen, daß Goethe auf der Galerie sein werde. Natürlich eilte ich dahin. Hatte ich ihn gleich nie gesehen, dennoch erkannte ich ihn auf der Stelle, und ich hätte ihn erkannt, wäre mir auch nie ein Bildnis von ihm zu Gesicht gekommen. War schon seine ganze Erscheinung in aller Einfachheit imposant, so zeichnete doch vor allem sein großes, schönes, braunes Auge, welches sogleich den bedeutenden Menschen verriet, ihn vor allen Anwesenden aus. Er war so freundlich, sich mir durch Frau Seidelmann vorstellen zu lassen. Und da diese, eine Venetianerin von Geburt, nur italienisch und französisch sprach, so wurde die Unterhaltung anfangs in der letzteren Sprache geführt. Er drückte sich in derselben gut und mit Geläufigkeit aus. Da man aber in einer fremden Sprache, spreche man sie auch gut, immer nur sagt, was man kann, in der eigenen aber, was man will, so suchte ich es bald dahin zu wenden, daß wir uns in der Muttersprache unterhielten.

Am Abend fand ich ihn bei Körners wieder. Da umstand ihn eben auch ein Kreis von Leuten, die nichts von ihm zu hören bekommen konnten. Und bald trat er zu mir heran und sagte: „Geht's Ihnen wie mir, und hat das heutige Sehen der Gemälde Sie angestrengt, so setzen wir uns ein wenig und nebeneinander. „Nichts konnte mir erwünschter sein. Die Gemälde gaben den Stoff zur Unterhaltung. So Treffliches er auch über manche historische Gemälde sagte, so war ich doch hier nicht überall mit ihm einverstanden; denn ich gehörte damals, gleich dem ganzen Kreise meiner Freunde, der romantischen Richtung an, auch spukte schon von unseren deutschen Künstlern in Rom etwas von jener, bald auf die deutsche Kunst so einflußreich gewordenen Nazarenischen Richtung über die Alpen herüber. Und so hörte denn z. B. die italienische Kunst für mich so ziemlich mit dem Meister auf, mit welchem sie für Goethe eben recht begann: mit Raffael. Aber da mir vor allem darum zu tun war, ihn zu hören, so hütete ich mich sehr, ihm hierin zu widersprechen. Über Landschaftsmalerei jedoch sagte er das Trefflichste. Hier war er ganz zu Hause. Der Dichter, der Kritiker, der Naturbeobachter und der ausübende Künstler gingen hier bei ihm Hand in Hand. Denn bekanntlich war er selbst meisterlicher Landschaftszeichner.

Wir sahen uns nun während seiner Anwesenheit in Dresden fast jeden Abend; denn alle seine Freunde waren auch die meinigen.

586. Aus den Erinnerungen der Malerin Luise Seidler:

Dresden, den 17./24. September 1810.

Eines Morgens, während ich auf der Galerie arbeitete, erscholl die Kunde: „Er ist da! Er ist auf der Galerie!"

„Ich habe ihn gesehen!" rief Frommann, „ich habe ihn gesprochen, er ist in bester Laune." Die Schwägerin meinte: „Ich weiß nicht, ob es nötig ist, ihm entgegenzugehen; ich denke, wir warten ihn hier ab."

Diese Meinung drang durch. Aber als die imponierende Gestalt des Dichterfürsten, der trotz seiner einundsechzig Jahre in voller männlicher Schönheit strahlte, am äußersten Ende der Galerie sichtbar wurde, da flog sie ihm doch schnell entgegen.

Ich blieb allein, überrascht, verdutzt zurück. In kindischer Verlegenheit darüber, daß mir der Moment entschlüpft war, ihn auch sogleich zu begrüßen, flüchtete ich mich in eine Fenstervertiefung. Hier

hörte ich, wie Goethe näher kam und an meiner Staffelei stehen blieb.

„Das ist ja eine allerliebste Arbeit," diese heilige Cäcilia nach Carlo Dolce!" hörte ich ihn sagen; „wer hat sie gemacht?"

Man nannte ihm meinen Namen; als er ihn erfahren hatte, schaute er um die Ecke und sah mich in meinem Versteck stehen. Ich fühlte das Blut in meine Wangen steigen, als er mich liebreich die Hand bot. In väterlich-wohlwollendem Tone drückte er seine Freude aus, mir hier zu begegnen und ein Talent, von welchem er früher nie etwas gewußt, an mir zu finden. „Wo wohnen Sie, mein Kind?" fragte er weiter.

„In der Ostraallee neben dem Botanischen Garten," erwiderte ich.

„Da werde ich Sie besuchen; wir wollen zusammen den Botanischen Garten besehen und diese herrlichen Augustabende recht genießen. Auch kann ich Ihnen noch manches zeigen; es gibt Privatsammlungen hier, die Sie gewiß noch nicht kennen. Nur wünschte ich nicht, daß davon gesprochen wird," fügte er hinzu. Wie beglückt war ich durch diese unerwartete Güte.

Als meine Nachbarin bemerkte, daß Goethe später oft in der Galerie auf und nieder wandelte und mit mir über Gemälde sprach, bat sie mich, ihn gelegentlich über die Bedeutung einer Schnecke zu fragen, welche im Vordergrunde einer uns gegenüberhängenden Verkündigung von Mantegna angebracht war. Ich benutzte einen günstigen Augenblick dazu, als der Dichter am nächsten Morgen wie gewöhnlich die Galerie besuchte. „Diese Schnecke ist ein Zierat, meine Freundin, welchen die Laune des Malers hier angebracht hat. Ich hole Sie heute mit dem Wagen ab, wir fahren zusammen spazieren!" flüsterte er mir dazwischen in aller Schnelligkeit zu; dann fuhr er in seinem vorigen Tone fort: „Die Maler haben oft solche Phantasien und Einfälle, denen nicht immer eine tiefere Beziehung zum Grunde liegt." Er beendete nun seine Belehrung, als sei jene Einschaltung gar nicht gemacht worden.

Gegen Abend kam wirklich der Wagen; Goethe und Seebeck saßen darin; wir fuhren an dem herrlichen Augustabend durch Dresdens reizende Umgegend. So geschah es mehrmals; ich erlebte köstliche Stunden. „Wo mag er nur die Abende zubringen?" hörte ich oft die Freunde fragen. „Niemer weiß auch nichts davon!" Ich hütete mich natürlich, zu plaudern und meinem Versprechen untreu zu werden; als armes, keineswegs immer willkommen geheißenes Anhängsel so mancher gesellschaftlichen Vergnügung fand ich im Gegenteil eine Art

von stolzem Behagen daran, von dem allverehrten Manne im Stillen so begünstigt zu sein.

Goethes Abschied von Dresden wurde mir erleichtert durch seine Einladung, ihn im Winter in seinem Hause zu besuchen. Er wollte mir erlauben, ihn zu malen, um mich dadurch als Porträtmalerin bekannt zu machen. Auch wünschte er, daß ich ihm meine Arbeiten zuschicke, damit er sie den Weimarischen Fürstlichkeiten zeige.

587. Charlotte v. Schiller an Erbprinzessin Karoline von Mecklenburg:

Weimar, den 1. November 1810.

Der Meister ist gar galant und freundlich und ich freue mich, daß die Großfürstin sich mit ihm viel unterhält. Sie hat auch eine Freude jetzt, sich über Kunst mitzuteilen, über Geschichte, und wir haben einige recht schöne Abende erlebt.

Am 26. Oktober, wo großer Ball war und der Meister mit seinem Sohne erschien (der Kammerassessor geworden), entstand eine höchst komische Situation. . . . Man meldete seinen Wagen vor dem Souper, und ich nahm seine Einladung an, mit nach Hause zu fahren. Als wir auf die Treppe kommen, sagte er, ich möchte verzeihen, wenn er langsam ginge, denn er habe seit mittags Schmerzen von neuen Schuhen, die er sich in Dresden habe machen lassen. Daß er gerade mich erwählte, mit ihm nach Hause zu fahren, die auch an demselben Übel durch Pariser Schuhe litt, war aber recht lustig, und wir haben recht darüber gelacht.

588. Pauline Gotter an Schelling:

Drakendorf, den 27. Dezember 1810.

Wir waren einen Tag in Weimar, er besuchte uns gleich, dann ging ich mit ihm ins Theater, wo uns ein schlechtes Stück völlige Freiheit ließ, uns nach einer so langen Trennung recht angelegentlich zu unterhalten Er schrieb früher: die Zeit und die Abwesenheit hätten nichts an ihm und seinen Gesinnungen verändert, und ich fand es auch wahr, er schien ebenso herzlich, ebenso liebevoll wie sonst, was mich innig freute, wenn auch die lebhaftern Versicherungen seiner Zuneigung mich stets beschämen; denn ich fühle recht gut, daß ich sie mehr dem zufälligen Zusammentreffen der Umstände als mir selbst

zu verdanken habe. Ich habe Goethen von Ihnen, werter Freund! Grüße gebracht, die er schönstens erwiderte; er freute sich sehr, daß ich ihm sagen konnte, Sie hätten sich mit seiner Farbenlehre diesen Sommer beschäftigt, und er äußerte sehr lebhaft den Wunsch, einmal mündlich mit Ihnen darüber sprechen zu können. Künftige Woche haben wir die frohe Aussicht, ihn ganz in unsere Nähe zu bekommen, er bringt vierzehn Tage in Jena zu, um an Hackerts Leben fleißig zu arbeiten, das die Ostermesse erscheinen soll. Er hat von Dresden aus Kompositionen zu seinem Faust erhalten, mit denen er sehr zufrieden ist, die Hexenküche und den Spaziergang vorstellend.

589. Nach Erzählungen der Malerin Caroline Bardua:

Weimar, 1805—10.

Es waren oft Leseproben bei Goethe, und die Schauspieler hatten sich zusammenzunehmen, denn er hielt streng auf richtigen und schönen Vortrag und konnte besonders nicht vertragen, wenn sie ihm zu schläfrig erschienen. Eines Tages wurden „Die Mitschuldigen" gelesen. Der erste Liebhaber trug seine Rolle nicht nach Goethes Sinn vor; dieser wurde heftig, warf das Buch auf den Tisch, klagte, wie die Jugend doch so wenig Feuer und Enthusiasmus habe, nahm das Buch wieder auf und fing nun selbst zu lesen an. Alles staunte des herrlichen und jugendlichen Vortrags.

590. Erinnerungen der Henriette Herz:

Schiller mußte auf die Mehrzahl der Menschen notwendig einen angenehmeren Eindruck machen als Goethe. Die äußere Erscheinung sprach allerdings im ersten Augenblick mehr für letzteren, aber er gab sich denjenigen gegenüber, welche ihn nicht besonders zu interessieren wußten, gar zu sehr seiner augenblicklichen Stimmung hin und schien die Verehrung, welche ihm entgegengebracht wurde, als einen schuldigen Tribut zu betrachten, der auch nicht die kleinste Erwiderung seinerseits erheische. Gewiß mag ihn die Neugier unbedeutender Menschen oft ungebührlich geplagt und um eine edle Zeit betrogen haben, von welcher er fühlte, daß er sie ersprießlicher anwenden konnte. Aber ich habe ihn auch bisweilen von einem Kreise anerkannt tüchtiger Männer und strebender Jünglinge umgeben gesehen, welche alle, entbrannt von dem Wunsche, irgendeine Ansicht, eine Meinung nur, von ihm aussprechen

zu hören, an ſeinen Lippen hingen und doch als die Beute eines langen, vielleicht durch ihr ganzes Leben hindurch erſehnten Abends nichts mehr, als ein gedehntes: Ei — ja! oder So? oder Hm! oder beſtenfalls ein: Das läßt ſich wohl hören! davontrugen.

591. Reminiszenzen des Schauſpielers G. Moltke:

Weimar, um 1810.

Mitunter waren wir Schauſpielerkinder von unſerer mütterlichen Gönnerin, Frau von Goethe, recht zahlreich eingeladen; dann ging's natürlich nicht allzu ruhig her. So trat einſtmals, als die prächtige Frau in ihrer großen Gutmütigkeit dem Kinderlärm nicht zu ſteuern vermochte, der empörte alte Diener zornfunkelnd heran und ſchrie: der Geheimbderat könne den verfluchtigen Spektakel nicht länger ertragen. Kurze Zeit blieb's ruhig, ſobald uns aber der Zerberus aus den Augen war, wurde luſtig weiter ſpektakelt.

Plötzlich aber trat die allgefürchtete Exzellenz im langen Hausrock ſelber herein, in gemeſſenem Schritt, voll majeſtätiſcher Haltung, die Hände auf dem Rücken. Raſch flüchteten wir Kinder zu unſerer guten Fee, die mich kleinen Unband liebreich umſchloß. Da aber der gefürchtete Herr beim Anblick dieſer komiſchen Gruppe nur lächelnd mit dem Finger drohte und gar nicht ſchalt, fing ich mutwilliges Bürſchchen an zu kichern. Der Geſtrenge ſetzte ſich und rief: Kleiner Molke! (das t in meinem Namen war ihm eine grauſame Härte) komm einmal her zu mir. Etwas zaghaft ging ich zu ihm, er aber nahm mich freundlich auf ſein Knie und fragte: Was habt ihr kleinen Kobolde denn eigentlich getrieben? Weshalb der ſtörende Lärm? Sogleich bekam ich wieder Courage und ſagte, wir hätten getanzt und geſungen, im Garten Haſchemännchen geſpielt, wären dabei tüchtig herumgeſprungen, an der Laube emporgeklettert und hätten den Herlitzchenbaum geplündert. — Was! meine Herlitzchen, die ich ſelbſt ſo gern genieße, haſt du kleiner Schlingel mir ſtibitzt? J, das iſt ja recht ſchön! — Mit einem wohlwollenden Backenſtreich entließ mich der geſtrenge Herr.

592. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg an einen Schweizer Freund:

1810.

Auch Dir wird das Vaterländiſche Muſeum mit der kräftigen deutſchen Geſinnung, die darin zum Ausdruck kommt, gewiß wohl-

gefallen. Goethe hat, wie ich höre, abgelehnt, dafür zu arbeiten. Es thut mir leid für unsern alten Freund, der allzu kalt und vornehm geworden und nichts mehr von jenem patriotischen Feuer besitzt, das auf unserer Reise in die Schweiz (1775) so mächtig in ihm sprühte. Wie mag er in einer Zeit wie der unsrigen einen Roman wie die Wahlverwandtschaften schreiben, der nur zur Erschlaffung des vornehmen Lesepublikums dienen kann. Ach Gott, wie ist das Salz bei Vielen so taub geworden.

593. Charlotte v. Schiller an Erbprinzessin Karoline von Mecklenburg:

Weimar, den 24. März 1811.

Ich habe dem Meister, so viel es meine Bescheidenheit erlaubte, von Ihrem schönen Brief erzählt, und er war freundlich, daß ich so geschrieben hatte, daß Sie sich ein Bild machen konnten. Sie werden nun auch seinen Brief erhalten und die Landschaften. Er ist gar freundlich und weich gestimmt, und wir haben manche gute freundliche Gespräche in der Loge; zuweilen muß ich ihn trösten, wenn er die ästhetischen Erscheinungen nicht mit Zufriedenheit sieht. Und zuweilen teilen wir uns unsere Ansichten über die Welt und Dinge mit und sind recht gute Freunde. Ich lasse mich jetzt über manches aus im Gespräch, was ich sonst nur in den besten Stunden bei Ihnen zeigen und sagen mochte, wo ich verstanden wurde, und das allein war mein Wunsch. Jetzt weiß niemand, wie es mir ist, und deswegen muß ich sprechen und mich zeigen auf meine eigene Hand. Dadurch denkt man, ich wäre teilnehmender, bilde ich mir ein, und spricht manches mit mir über Dinge, als wenn ich ein Urteil hätte, nicht allein der Meister, sondern auch andere, und ich muß manche gelehrte Diskussion führen.

594. An Goethe:

Von Karl von Knebel.

Jena, Anfang Februar 1811.

Kränze jeglicher Art hast du dir geflochten, und keine
Blume, kein Zweig, der ziert irgend ein dicht'risches Haupt
Oder den Pallas erteilt dem trautesten Liebling, ist fremd mehr
Deiner Scheitel; dir gab sein ihm geheiligtes Laub

Jeglicher Gott im glänzendſten Schmuck: es ſtrahlt von der Stirne
Herrlicher, als an der Bruſt Zeichen verſchwendriſcher Gunſt:
Nimm dir anjetzt, was der Frühling gebiert, die Blümchen der Erde
Dich zu erwecken zur Luſt, nimm dir von Veilchen den Kranz!

595. Karl von Knebel an ſeine Schweſter Henriette:

Jena, den 15. Februar 1811.

Die Verſe an Goethe will ich Dir ein andersmal ſchicken. Er hat mir auch nicht darauf geantwortet. Ich weiß nicht, was ich von ſeiner Stimmung denken ſoll. Es kommt mir vor, als ſuchte er ſich auf gewiſſe Art zu betäuben, indem er ſcheint an nichts innigen Anteil zu nehmen, als gerade an dem, was ihm Luſt macht und womit er ſich treibt. Dieſer Kaltſinn trägt eben nichts zum Glücke bei.

596. Karl von Knebel an ſeine Schweſter Henriette:

Jena, den 8. April 1811.

Goethe fand ich um vieles noch mehr gemildert und untheilnehmender der Sachen, die von außen kommen. Er ſagte, wir müßten anfangen, alt zu werden.

597. Aus Heinrich Steffens Lebenserinnerungen:

Weimar, den 17. April 1811.

Goethe, dieſe imponierende Geſtalt, jetzt ſchon im hohen Alter, ſchien durch ſeine ruhige, gebietende Gegenwart die ganze Bedeutung ſeines gewaltigen Daſeins in einem mächtigen Moment zuſammenzufaſſen; er war damals 62 Jahre alt. Die bevorſtehende Trennung erſchütterte mich, aber der ernſthafte Mann gebot Ruhe; mein Schmerz war ſtumm, ich verneigte mich und verließ ihn.

598. Sulpiz Boiſſerée an ſeinen Bruder Melchior:

Weimar, den 3. Mai 1811.

Ich komme eben von Goethe, der mich recht ſteif und kalt empfing, ich ließ mich nicht irre machen und war wieder gebunden und nicht

unterthänig. Der alte Herr ließ mich eine Weile warten, dann kam er mit gepudertem Kopf, seine Ordensbänder am Rock; die Anrede war so steif vornehm als möglich. Ich brachte ihm eine Menge Grüße: „recht schön", sagte er. Wir kamen gleich auf die Zeichnungen, das Kupferstichwesen, die Schwierigkeiten, den Verlag mit Cotta und alle die äußern Dinge. Ja, ja, schön, hem, hem. Darauf kamen wir an das Werk selbst, an das Schicksal der alten Kunst und ihre Geschichte. Ich hatte mir einmal vorgenommen, der Vornehmigkeit ebenso vornehm zu begegnen, sprach von der hohen Schönheit und Vortrefflichkeit der Kunst im Dom so kurz als möglich, verwies ihn darauf, daß er sich durch die Zeichnungen ja selbst davon überzeugt haben würde, — er machte bei allem ein Gesicht, als wenn er mich fressen wollte. Erst als wir von der alten Malerei sprachen, thaute er etwas auf, bei dem Lob der neugriechischen Kunst lächelte er; er fragte nach Eyck, bekannte, daß er noch nichts von ihm gesehen hatte, fragte nach den Malern zwischen ihm und Dürer und nach Dürers Zeitgenossen in den Niederlanden; daß wir gerade so schöne Bilder hätten, weil überhaupt die Kunst in Niederland viel edler und gefälliger als im übrigen Deutschland gewesen, leuchtete ihm ein; ich war in allen Stücken so billig wie Du mich kennst, aber auch so bestimmt und frei wie möglich und ließ mich gar nicht irre machen durch seine Stummheit oder sein „ja, ja, schön, merkwürdig". Ich gab großmüthig meine Gedanken über den Gang der Malerei durch die Einwirkung von Eyck zum Besten, jedoch mit aller Vorsicht, zugleich aber ließ ich nicht undeutlich merken, daß man eben bei der noch ganz frischen Entdeckung, die wir das Glück gehabt zu machen, seine Gedanken noch nicht gern ausspreche; ich gab sie auch nur in allgemeinen Zügen, das ließ er sich alles sehr wohl und behaglich einlaufen. Endlich war von Reinhard die Rede, das Gespräch führte zu unserm gemeinschaftlichen Besitz vom Apollinarisberg, von seinen Verhältnissen zur Regierung, zu seiner Frau, so daß ziemlich das Wesentlichste berührt wurde, das machte den alten Herrn freundlicher, das Lächeln wurde häufiger, er lud mich auf morgen zu Tisch; erinnerte mich noch zum Erbprinzen zu gehen, ich müßte den Herrschaften die Zeichnungen zeigen, er wolle Alles schon einleiten.

Ich kündigte ihm Cornelius Zeichnungen an, das gefiel ihm, ich schickte sie ihm nach Tisch; ich wollte ihm nur mit ein paar Worten sagen, daß sie in altdeutschem Styl seyen, aber er wurde abgerufen; es kam ein anderer Besuch, er gab mir einen oder zwei Finger, recht

weiß ich es nicht mehr, aber ich denke, wir werden es bald zur ganzen Hand bringen. Als ich durchs Vorzimmer ging, sah ich ein kleines, dünnes, schwarz gekleidetes Herrchen in seidenen Strümpfen, mit ganz gebücktem Rücken zu ihm hinein wandeln, da wird er wohl seine Vornehmigkeit haben brauchen können! Ist es ein Wunder, wenn ein Mensch, der sein ganzes Leben hindurch von Schmeichlern und Bewunderern umringt, und von Klein und Groß wie ein Stern erster Größe angestaunt und gepriesen wird, am Ende auf solche hoffärtige Sprünge kommt, die aber auch gleich aufhören, sobald ihm Jemand gegenüber steht, der zwar das eminente Verdienst hochachtet, seinem eigenen Werth aber nicht Alles vergibt.

599. Sulpiz Boisserée an seinen Bruder Melchior:

Weimar, den 6. Mai 1811.

Mit dem alten Herrn geht mirs vortrefflich, bekam ich auch den ersten Tag nur einen Finger, den andern hatte ich schon den ganzen Arm. Vorgestern, als ich eintrat, hatte er die Zeichnungen von Cornelius vor sich. Da sehen Sie einmal, Meyer, sagte er zu diesem, der auch herein kam, die alten Zeiten stehen leibhaftig wieder auf! Der alte kritliche Fuchs murmelte (ganz wie Tieck ihn nachmacht, ohne die geringste Übertreibung), er mußte der Arbeit Beifall geben, konnte aber den Tadel über das auch angenommene Fehlerhafte in der altdeutschen Zeichnung nicht verbeißen. Goethe gab das zu, ließ es aber als ganz unbedeutend liegen, und lobte mehr, als ich erwartet hatte. Sogar der Blocksberg gefiel ihm; die Bewegung des Arms, wo Faust ihn der Gretchen bietet, und die Scene in Auerbachs Keller nannte er besonders gute Einfälle. Vor der Technik hatte Meyer alle Achtung, freute sich, daß der junge Mann sich so heraufgearbeitet habe. Ich gab zu verstehen, daß Cornelius sich über seinen Beifall doppelt freuen würde, weil er bei dem schlechten Licht, worein sich manche Nachahmer des Altdeutschen gesetzt, gefürchtet, diese Art allein würde ihm schon nachtheilig seyn. Gäbe aber nun Goethe etwas dergleichen Lob, so wäre das um so mehr werth, weil man dabei von der höchsten Unbefangenheit überzeugt sey, und daher könne er auch mit um so besserem Nachdruck und Erfolg die wirklichen Fehler rügen.

Bei Tisch kam die Rede auf allerlei, auf Lezay, auf Reinhard; Sie haben der Prinzeß Stephanie ihre Zeichnungen gezeigt, Reinhard hat mir etwas davon verrathen! Ich fragte ihn nach dem Diego

von Kettenburg, das iſt ein Schillerus redivivus, antwortete er, eine Stimme aus dem Grabe, ganz ohne Kraft und Mark! Je weiter wir ins Eſſen und Trinken kamen, deſto mehr thaute er auf. Nach Tiſch wurde auf dem Flügel geſpielt, ein Baron Oliva von Wien, Kapellmeiſter wenn ich recht gehört, trug Einiges vor, es war das kleine, höfliche Männchen von Tags zuvor. In dem Muſikſaal hingen Runges Arabesken, oder ſymboliſch-allegoriſche Darſtellungen von Morgen, Mittag, Abend und Nacht. Goethe merkte, daß ich ſie aufmerkſam betrachtete, griff mich in den Arm und ſagte: Was, kennen Sie das noch nicht? Da ſehen Sie einmal, was das für Zeug iſt, zum raſend werden, ſchön und toll zugleich. Ich antwortete: ja ganz wie die Beethovenſche Muſik, die der da ſpielt, wie unſere ganze Zeit. Freilich, ſagte er, das will Alles umfaſſen und verliert ſich darüber immer ins Elementariſche, doch noch mit unendlichen Schönheiten im Einzelnen; da ſehen Sie nur, was für Teufelszeug, und hier wieder, was da der Kerl für Anmuth und Herrlichkeit hervorgebracht, aber der arme Teufel hat's auch nicht ausgehalten, er iſt ſchon hin, es iſt nicht anders möglich, was ſo auf der Kippe ſteht, muß ſterben oder verrückt werden, da iſt keine Gnade. Ich ſchreibe Dir dieſes Geſpräch nur, um Dir die Vertraulichkeit und den ſchönen Eifer des alten Herrn zu ſchildern. Du kannſt denken, daß es viel mannigfaltiger war und ſehr vieles dabei wechſelſeitig zur Rede kam. . . . Es iſt natürlich nicht möglich, ſolche Geſpräche in ihrer ganzen Folge wieder zu geben, zumal nicht in der Eile, in der ich ſchreiben muß, denn gleich geht die Poſt ab, ich zeichnete Dir nur Einiges von den allgemeinſten Zügen, wie es mir gerade einfiel. Geſtern war er auf dem Lande; heute war ich von eilf Uhr an wieder bei ihm, bis ſpät Nachmittags. Er hatte den Baumeiſter Stieler gebeten, der mir ein Portefeuille mit der neugriechiſchen Kloſterkirche von Paulinzell hier in der Nähe vorlegte, ich holte meine neugriechiſchen Sachen, das gefiel dem alten Herrn Alles ſehr wohl; wir ſprachen ſehr viel und ausſchließend über das alte Bauweſen, Meyer und Riemer waren recht fleißig dabei, nach ihrer Art. Das Bauweſen, beſonders die Grundriſſe von den kölniſchen Thürmen, die zufällig zwiſchen den neugriechiſchen Kirchen gelegen, hatten die ganze Aufmerkſamkeit von Goethe auf ſich gezogen, und als ich fortgehen wollte, ſagte er mir (was ich eben ſelbſt fordern wollte): „Hören Sie, wir müſſen die Sache einmal recht mit Ernſt betreiben, ich will morgen um eilf Uhr zu Ihnen kommen, daß wir einmal allein ſprechen können, wir müſſen

die Zeit nutzen, so lange wir beisammen sind, mündlich und die Zeichnungen zur Hand, versteht man sich erst recht." — Du kannst Dir denken, daß ich nun ganz offenherzig und ehrlich mit Freuden- und Ehrenbezeugungen heraus rückte, die ihm sehr angenehm sein mußten, indessen lehnte ich es ab, daß er zu mir käme; ich schicke mein großes Portefeuille morgen zu ihm, wir wohnen nur ein paar Schritte von einander und da werden wir wohl eine gute Nuß zusammen knacken.

600. Sulpiz Boisserées Tagebuchaufzeichnungen:

Weimar, den 8. Mai 1811.

Nachmittags nach Tisch saßen wir allein; er lobte recht mit aller Wärme u allem Gewicht meine Arbeit, ich hatte das erhebende Gefühl des Siegs einer großen schönen Sache über die Vorurtheile eines der geistreichsten Menschen, mit dem ich in diesen Tagen recht eigentlich einen Kampf hatte bestehen müßen, ich hätte ihn gewiß nicht errungen wäre ich nicht durch so genaue Bekanntschaft mit meinem Gegner, mit deßen Gesinnungen ich besonders durch Reinh[ar]d sehr vertraut war, gar trefflich vorbereitet gewesen, ich gewann hauptsächlich dadurch — was auch meiner eigenen innersten Neigung u. Überzeugung am gemäßesten ist — daß ich rein die Sache würken ließ, und immer nur auf die Gelegenheit bedacht war, wo u wie ich sie am besten würken laßen konnte; [er] äußerte sich auch ganz dem gemäß über das Werck: Ja was Teufel man weiß da woran man sich zu halten hat; die Gründlichkeit und Beharrlichkeit, womit die Sache bey uns verfolgt ist, zeigt daß es lediglich um die reine Wahrheit, und nicht darum zu thuen zu wirken u. Aufsehen zu erregen ich fühlte die uns im Leben nur selten beschiedene edele Freude einen der ersten Geister von einem Irrthum zurückkehren zu sehen wodurch er an sich selber untreu geworden war es konnte keinen wohlthätigeren wahreren Beifall für mich geben, ich sagte ihm wie ich es erkenne, wie hoch ich seinen Beifall schätze, der diese Kunst gewißermaßen ein für allemal abgefertigt gehabt, wie sehr mich ein so ernster wahrhafter Beifall u. Erkenntniß — meines Strebens in der Sache — entschädige für den oft fast schmerzhaften nie aber das Herz erfreuenden leider unentbehrlichen Beifall der großen Welt zumeist der Fürsten, die gewöhnlich jedem Hanswurst u. Schauspieler denselben schenken.

Ich sprach, wie eben meine Stimmung mir es eingab, ich weiß

nicht wie ich die Worte sezte, sie musten meine Bewegung kund geben denn der alte wurde ganz gerührt davon drückte mir die Hand u. fiel mir um den Hals. Das Wasser stand ihm in d. Augen.

601. Sulpiz Boisserée an seinen Bruder Melchior:

Leipzig, 15. Mai 1811.

Von Weimar und vom alten Herrn hätte ich noch recht viel zu schreiben, wollte ich Euch Alles erzählen. Das thut sich aber besser mündlich, dafür müssen wir auch was aufsparen, und dann will ich Euch den alten Herrn dabei nachmachen, es ist ein gar wunderlicher Heiliger; es geht mit ihm wie mit allen eigenthümlichen Menschen, so viel man auch von ihnen weiß und hört, sieht man doch immer noch viel Neues, wenn man mit ihnen selbst zusammen kömmt, und deßhalb allein ist mir diese Bekanntschaft über alle Maßen schätzbar. Sie giebt mir einen Beitrag zur Kenntniß der menschlichen Natur und des Lebens überhaupt, den ein Dutzend Bücher und Geschichten großer Männer nicht so verschaffen können, und seine eigene Lebensbeschreibung nie liefern kann. Er ist gerade jetzt mit dieser Arbeit beschäftigt . . . .

Am Samstag hatten wir unsere große Ausstellung bei Hofe, da hingen in einem Fenster an langen Latten die Zeichnungen von der perspektivischen Ansicht, der Durchschnitt und die Säulenordnung des alten Doms; auf Tischen, die darunter standen, lagen der Grundriß, nebst dem von Mailand, Straßburg, Amiens zur Verfügung. Im zweiten Fenster hingen auf großen weißen Tüchern aufgespannt, die beiden Durchzeichnungen des Straßburger Münsters, und im letzten, die perspektivische Ansicht des Innern, die Thürme und die Thüre von Köln, dabei lagen zur Vergleichung Batalha, Straßburg, Wien, Rheims u. s. w. Goethe in seiner Hofuniform half mir redlich zu dieser ganzen Einrichtung mit eigener Hand, und war höchst glücklich, daß die Sache sich so gut machte. Wir waren kaum mit unseren Anstalten fertig, als die Herzogin hereintrat, sie hatte ein Frühstück zurichten und viele Personen dazu einladen lassen, da kamen nach und nach die Großfürstin, mehrere Damen und einige Herren vom Hofe, worunter sich auch Wieland fand, dem ich vorgestellt wurde; dann später der Herzog mit dem Herzog von Coburg, der Erbprinz und der Prinz von Coburg, etwa 25 bis 30 Personen. Es war ein rechtes Glück, daß ich mich auf diesen Wirrwarr vorgesehen

und die Zeichnungen vertheilt hatte, ich mußte unaufhörlich Red und Antwort geben, und Goethe half von ſeiner Seite, da wo ich nicht ſeyn konnte, ſo gut als er es vermochte, denn ſeine Würde machte ihn in dieſer Umgebung etwas ſteif und vielleicht verlegen.

602. Charlotte von Schiller an Cotta:

Weimar, den 22. Mai 1811.

Dieſer Monat iſt mir immer ſo ſchmerzlich! In dieſem Jahr doppelt, denn ſogar der Tag war derſelbe, an dem er uns entriſſen wurde .... Goethe ſchrieb mir ein Billet an dieſem Tage, einen Auftrag! Aber er hatte auch den Datum vermieden. Aus manchen Äußerungen in ſeinen Geſprächen fühlte ich in dieſer vergangenen Zeit tief, wie er eigentlich niemals wieder jemand findet, der ihm Schiller erſetzen kann, wie er trauert, daß er ohne dieſe Art von Mitteilung ſein und leben muß.

603. Charlotte von Schiller an Erbprinzeſſin Karoline von Mecklenburg:

Weimar, den 30. Juli 1811.

Obgleich der Brief nicht ſo ſchnell fort ſoll, ſo wird er doch geſchrieben, weil des Meiſters zärtlicher Gruß auf dem Papier ſtehen ſoll, und heute noch. Dieſen Morgen kam er zu mir und war gar freundlich und mild und mitteilend. Er fragte nach Ihnen, meine gnädigſte Prinzeß, recht teilnehmend; da ſagte ich ihm, daß ich Ihnen etwas aus den Memoires vertraut hätte; da war er recht weich und ſagte mit aller Tiefe und Güte ſeines Gemüts, ich ſollte Ihnen von ihm viel Herzliches ſagen. Ich ſage es gerade ſo, wie er es geſagt hat. Ich habe neulich wieder den kleinen Kunſtroman in den Propyläen geleſen, Der Sammler. So etwas Graziöſes und Heiteres und Verſtändiges in dieſer Art gibt es nicht wieder, das ſagte ich ihm; das freut ihn ſehr, und ich fühlte, daß es ihn bewegte und freute.

604. Legationsſekretär Lefebure an Graf Reinhard:

Weimar, den 7. September 1811.

M. Goethe me paroit être un homme jetté dans un moule tout différent. Sa maison seule, qui est fort belle, ses escaliers ornés de statues d'un goût

parfait, la beauté de ses tableaux, la profusion des dessins qu'on trouve jusque dans ses antichambres et les raretés de toutes espèces et de tous les siècles qu'on rencontre à chaque pas, auroient suffi pour m' apprendre que j'entrais chez le Prince de la littérature allemande. M. Goethe me reçût avec beaucoup de bonté et de politesse, je n'ai pas non plus trouvé qu'il ressemblât au portrait, que vous avez chez vous: le peintre lui a fait le front trop levé, ce qui met ses yeux et son air dans un état d'exaltation qu'il n'a pas; enfin il est mieux que son portrait. Ma conversation avec M. Wieland n'avoit eu que lui pour objet, elle n'étoit jamais sortie de ce cercle, sans cesse elle y avoit été ramenée par lui, par moi, par une conséquence des faiblesses de son age.

Avec M. Goethe elle prit sur le champ un vol plus élevé, il embrassa toute la littérature allemande, passée et présente, il y marcha à pas de géant, peignant tout à grands traits, d'une manière rapide, mais avec une touche si vigoureuse et des couleurs si vives, que je ne pouvois assez m'étonner; il parla de ses ouvrages peu et avec modestie, beaucoup des chef d'oeuvres en tout genre de la France, des grands hommes qui l'avoient honorée, du bonheur de sa langue, des beaux génies, qui l'avoient maniée, des littérateurs présents, de leur caractère et de celui de leurs productions; enfin, j'étois un françois qui étoit allé pour rendre hommage au plus beau génie de l'Allemagne et je m'apperçus bientôt, que M. Goethe me faisoit en Allemagne les honneurs de la France. Il est impossible, d'allier plus d'esprit, plus de modestie et de cette urbanité, qui jette sur la science un vernis si aimable. Je lui disois en parlant de notre littérature, que nous nous étions enfermés dans des bornes étroites, dont nous ne voulions pas sortir, que nous restions obstinément dans les mêmes routes, ce que ne faisoient point les autres peuples. Il me répondit avec une politesse infinie, qu'il ne trouvoit pas que les François eussent de la répugnance à sortir de leurs routes, mais seulement qu'ils étoient plus judicieux que leurs voisins lorsqu'il étoit question de s'en ouvrir de nouvelles. Son œil est plein de feu, mais d'un feu doux, sa conversation riche et abondante, son expression toujours pittoresque et sa pensée rarement ordinaire.

605. Erzählung des Fürſten Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Deſſau an den Propſt Dr. Friedrich Reil:

Deſſau, Herbſt 1811.

Göthe, mein lieber Propſt, paßte nicht für mich. Er paßte beſſer zum Großherzog. Wir harmonierten nicht recht in Geſinnung und

Gefühl. Als Dichter kam er mir nie, als Staatsmann nur auf Augenblicke nahe. Als Kunſtkenner und Freund des Altertums ſtand er mir ſchon näher, in manchen Stücken war er ſogar weiter gekommen; denn er hatte tiefere Studien gemacht. In den Grundſätzen und Anſichten von der ſchönen Baukunſt und ihren Werken waren wir nicht immer einig. Die Schauſpielkunſt, die ihn damals, als er mich zuweilen mit dem Großherzog, zuweilen allein beſuchte, ganz beſonders intereſſierte, ließ ich noch links liegen. Ich hatte mehr und anderes zu tun. Nur was die gotiſche Baukunſt und die ſchöne Gartenkunſt anlangt, da mußte er mir den Preis zugeſtehen und vor mir die Segel ſtreichen. Er hatte ja England nicht geſehen. Sonſt war er mir, ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken ſoll, zu vornehm, zu höfiſch-gemeſſen, manchmal unangenehm ſchweigſam. Auch ſpürte ich im allgemeinen etwas von Inhumanität an ihm. Wir ſind ſo auseinander gekommen.

606. Aufzeichnungen W. Dorows:

Weimar, den 5. Oktober 1811.

Endlich erhielt ich die Beſtimmung der Stunde, wann ich zu Goethe kommen ſollte; den Fünften um 11 Uhr morgens machte ich mich auf den Weg. . . . Das Vorzimmer iſt mit den ſchönen Blättern von Volpato nach Raffaels Bildern im Vatikan geziert, und in dem Zimmer, wo ich auf Goethe warten mußte, hingen eine gute Kopie des in München befindlichen Porträts von Dürer, Handzeichnungen von ihm, ſowie auch Holzſchnitte und Kupferſtiche des großen Meiſters. Lange ließ Goethe auf ſich warten, endlich erſchien er höchſt elegant gekleidet, mit dem Ehrenlegionsorden am goldenen Schloß im Knopfloche, miniſtriell, und nachdem die erſten Höflichkeitsbezeugungen vorüber waren und wir uns geſetzt hatten, legte er die Briefe von Wolf und Reichardt uneröffnet beiſeite, blätterte in den Wolken, ſchlug ein Blatt auf und ſagte: Ein ſehr ſchönes Format, ein ſehr ſchönes Papier, ja auch ein ſehr ſchöner Druck; das iſt ein vortreffliches Werk. Hiermit legte er das vortreffliche Werk beiſeite und ſah mich mit großen Augen an. Etwas erzürnt über dieſe Art und Weiſe des Empfanges entgegnete ich: Wenn Ew. Exzellenz nach ſolchem Maßſtabe die Trefflichkeit eines Buches beurteilen, ſo wäre dieſes traurig für Ihre eigenen Werke; denn Herr Cotta hat dazu ſchlechtes Papier, ſchlechten Druck und ein ſchlechtes Format, ähnlich

den medizinischen Rezepten genommen. Goethes Gesicht veränderte sich sichtbar in freundlichere Züge, er fing an über Wolf sehr lobend zu sprechen; Reichardt zu erwähnen vermied er, doch ergoß er sich in teilnehmende Äußerungen über dessen vortreffliche Frau und liebenswürdige Familie und fragte, ob ich schon Wieland gesprochen. Auf mein Ja und die Bemerkung, daß Wolf jenem gleichfalls ein Exemplar der Wolken gesendet habe, wurde Goethes Gesicht wieder sehr verdrießlich. Hat Wieland das Buch freundlich aufgenommen? fragte er heftig. Da ich keinen Grund hatte, Wielands Äußerungen zu verschweigen, so erzählte ich alles, was der freundliche Mann gesagt. Goethe hörte die lange Erzählung ruhig an, fragte dann lächelnd, ob ich den Mann in Weimar wohl kenne, den Wieland gemeint? Auf meine Versicherung in einem noch etwas gereizten Tone: daß dieses wohl keinem Menschen auf Erden zweifelhaft sein könne, reichte er mir die Hand und hieß mich nun erst eigentlich herzlich willkommen.

Goethes Figur ist majestätisch und schön sein Gesicht, das Auge herrlich und stolz, doch im Ganzen finde ich nicht das Idealische, wie in der vortrefflichen Büste auf der Bibliothek, und nie würde es mir in den Sinn kommen, ihn als Apollo — seiner äußeren Erscheinung wegen — zu bilden. Etwas riesenhaft Großes liegt in seinen Zügen, die immer unverändert bleiben.

607. Karl von Knebel an seine Schwester Henriette:

Jena, den 31. Oktober 1811.

Goethe wird noch etwas zurückgezogener und, wie ich merke, mit den Menschen eben nicht zufriedener. Dies läßt sich bei seiner Weise und auch bei dem mehreren Hofleben, das er nun führt, wohl denken. Er schützt sich dagegen mit Arbeiten und Beschäftigung, und diese, da sie ihm glücken, sind freilich eine gute und mächtige Notwehr. Der Gedanke, seine Lebensgeschichte zu schreiben, kommt ihm dabei wohl zu statten, da er, wie er mir selbst gestern sagte, zu dem Höheren und Poetischen jetzt schwerlich im Geiste gelangen dürfte.

608. Aus den Erinnerungen der Malerin Luise Seidler:

Weimar, Ende November 1811.

Um den Zweck zu erfüllen, der mich gegen die Jahreswende 1810—1811 nach Weimar geführt hatte, schenkte mir Goethe täg-

lich früh morgens einige ſeiner koſtbaren Stunden, während deren ich ihn in Paſtell malte. Zum Atelier diente mir das „Urbinozimmer" in Goethes Hauſe am Frauenplan, ſo genannt von einem trefflichen Baroccio, den Herzog von Urbino darſtellend. Während der Sitzung durfte ich ihm von Dresden und meinen dortigen Freunden und Bekannten erzählen. So gelang es mir, ſeine Teilnahme für eine kränkliche Dame zu erwecken, deren Mann, ein Kaufmann, Bankerott gemacht hatte und mit dem Reſte des Vermögens ſeiner Frau heimlich nach Amerika entwichen war. . . .

Von dieſer Dulderin erzählte ich Goethe. Sogleich ward ſein großes Herz zum Mitleid bewegt, und unverzüglich ſann er auf werktätige Hilfe. Er trug mir auf, die Frau zu veranlaſſen, ihm eine Anzahl ihrer Stickereien nach Weimar zu ſchicken. Die Sendung erfolgte bald. Nun veranſtaltete Goethe in ſeinem Hauſe eine Matinee für die erſte Geſellſchaft der Reſidenz; die Stickereien mit daran gehefteten Preiſen waren ausgelegt. Er erzählte die Geſchichte der böswillig verlaſſenen Frau und bat die Anweſenden, ſich bei einem guten Werke zu beteiligen. Einem Goethe konnte man nichts abſchlagen; der Erlös war daher ſehr reichlich.

609. Erneſtine Voß an Charlotte von Schiller:

30. Dezember 1811.

Diesmal widerſtand es unſerem Gefühl, nach Weimar zu kommen, weil Goethe ſo kalt, ſo ſteif war. Voß hätte doch zu ihm gehen müſſen, und wer ſieht ſo was gerne mehr als einmal? Einmal iſt faſt ſchon zu viel, beſonders wenn man ſich keiner Veranlaſſung dazu bewußt iſt. Wie ſolches Benehmen in einem fühlenden Herzen Platz nehmen kann, verſtehe ich nicht, und manchmal hat er doch, als wir Nachbarn waren, ein Herz ſelbſt uns nicht verhehlt. Es wird mir jetzt weit ſchwerer als vor der Reiſe, das Bild des liebenswürdigen Goethe in meine Seele zurückzurufen; den Schaden fühlt er nicht, aber ich fühle ihn wenigſtens noch eine Weile.

610. Lebenserinnerungen des Generals H. v. Holleben:

Weimar, Ende 1811.

Nach aufgehobener Tafel unterſuchte ich, vielleicht etwas zu derb, die wunderſchöne Politur eines Tiſches, aber man denke ſich mein

Erstaunen, als mir ein ernster Mann, von mittelgroßer, untersetzter Figur in Uniform, mit großen goldenen Epaulettes, Husarenstiefeln mit goldenen Quasten und Sporen, den ich für einen Stabsoffizier des weimarischen Kontingents hielt, über mein Tun unverkennbare Zeichen des Tadels, und zwar verweisend mit seiner Hand gab. Nur die Nähe des Herzogs ließ mich diese auffallende Zurechtweisung stillschweigend hinnehmen. Ein weimarischer Jägeroffizier jedoch, der mit mir plaudernd gleichfalls dieses stumme Gespräch zwischen mir und dem Herrn bemerkt hatte, wandte sich ärgerlich zu dem mir Unbekannten und sagte: „Herr Geheimer Rat, ein Tisch, der keine Finger verträgt, ist ein Ding wie ein Fußboden, auf welchen kein Fuß gesetzt werden darf!"

Dieser Geheime Rat, den ich für einen Stabsoffizier gehalten, war — Goethe, der große, von der ganzen gebildeten Welt hochgeehrte, von vielen allzuviel angebetete Mann. Auch ich verehre ihn, seiner Geistesfülle wegen als Dichter, aber die Zurechtweisung des jungen Offiziers hatte er verdient, sie war prosaisch und derb genug.

611. Charlotte v. Schiller an Erbprinzessin Karoline von Mecklenburg:

Weimar, den 5. Februar 1812.

Vor vierzehn Tagen ungefähr lebte ich noch ganz fremd und entfremdet mit dem Meister und liebte ihn, wie man die Natur liebt, ohne zu begreifen, daß sie einen ansieht, wenn wir sie segnen. Unsre Freundin Stein geriet auf die Gedanken, alle Papiere, die Sie auch sehen möchten oder sahen, zu zeigen. Ich durchblickte dieses wunderbare menschliche Wesen und klagte über das Schicksal unserer Freundin und lebte recht in der Vergangenheit mit ihr, und es war, als schlösse sich mein Herz mit den leisesten Fäden an das ihre an, und ich gelobte ihr, sie nie zu verlassen, und meine Liebe solle ihr folgen bis ins Grab. Ich komme von dem Lesen in eine Gesellschaft zu Fr. v. R., die ihn mit der dicken Hälfte bat, und er fing an so von der Vergangenheit zu sprechen, erzählte plötzlich von Sachen, die ich eben gelesen, von denen er historisch in den Briefen sprach, weil er eine Reise beschrieb, von der Familie Ihrer Frau Großmutter zum Beispiel, daß es mich unaussprechlich wunderte. Ich hatte ihm die hübsche Art erzählt, wie Henriette über sein Leben geschrieben. Ich gehe, um meinen Mantel umzunehmen, da kommt er, faßt mich bei der Hand, dankt noch einmal für die Mit-

teilung, ſagt, daß es ihm wohl ſei, mit jemandem zu ſein, der ſeine Sprache verſtehe, wie ich, die ich ihn ſo lange kenne, daß wir uns nie fremd, noch fern ſein könnten, und ſagte noch: Wiſſen Sie noch, wie lange wir ſchon voneinander wußten, wie Sie noch da über den Bergen waren, über Kochberg hinaus? (In dieſem Augenblick hätte er gewiß auch die alte treue Freundin erkannt.) Ich wurde ſo weich, daß die Tränen mir kamen, und fühlte auch, daß ich ihn nicht verlieren kann. Aber dieſe ſonderbare Stimmung gerade da, wo ich ſo recht in ihm lebte, ſeine Verhältniſſe zu Fr. v. St. fühlte, das iſt mir lieb und tröſtlich, denn die Seelen kennen eine Sprache, die nie verſtummt, wenn ſie rein einſt klang. Seit der Zeit ſah ich ihn in dieſer Woche öfter, auf der Redoute am Sonntag, und immer war er gleich freundlich und gemütlich.

612. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg an ſeinen Bruder Chriſtian:

Karlsbad, den 12. Juni 1812.

Nachmittags kam Goethe zu uns. Da ich ihn in 28 Jahren nicht geſehen hatte, fand ich ihn ſehr verändert. Er, der ſo ſchlank und blaß war, iſt dick und roth, ſieht ſehr geſund aus. Er war ſehr freundſchaftlich, zeigte Rührung und Freude und auch mich überſtrömte die Erinnerung der lang verfloſſenen Zeit.

613. Wilhelm von Humboldt an ſeine Gattin Caroline:

Karlsbad, Montag 15. Junius 1812.

Auch in Goethen ſpürt man das Alter ſehr. Nicht im Geiſtigen. Er iſt noch ebenſo munter, ſo rüſtig, ſo leicht beweglich zu Scherz und Schimpf, in welch letzterem er ſich gegen die neuen Sekten, beſonders die chriſtkatholiſche, mit großem Wohlbehagen ergeht. Allein man ſieht, daß er oft an ſeinen Körper erinnert wird. Mitten in Geſprächen, auch die ihn intereſſieren, unterbricht er ſich, geht hinaus, iſt ſichtbar angegriffen.

Geſtern machte ich einen langen Spaziergang mit ihm, aber er mußte ſich alle paar tauſend Schritt ſetzen und ausruhen. Der Spaziergang war ſehr ſchön. Wir gingen um $^1/_2 7$ aus, erreichten die höchſte Bergſpitze, von der man durchaus alles überſieht, bei Sonnenuntergang, ſahen die Sonne ſcheiden und gingen im Mondſchein zurück. . . . der geſtrige Abend iſt mir unendlich viel geweſen,

seit zwei Jahren der erste recht in dieser Art erquickende und belebende. Und doch ist Goethe mit mir übereingekommen, wie ich mit ihm, daß die Natur hier nirgends schön ist, daß man erst in sie durch seine eigenen Nebengefühle hineintragen muß, was man nachher in ihr finden will, daß aber das Schöne nur jenseits der Berge ist. . . .

Goethe grüßt Dich sehr, sehr herzlich und spricht viel davon, daß Du einmal eine Zeit mit ihm hier leben solltest. Etwas Trauriges ist seine Art, sich nach und nach einzuspinnen. Er will nicht nach Wien, nicht einmal nach Prag, von Italien hat er auf ewig Abschied genommen. Also Weimar und Jena und Karlsbad! immer und alljährlich! Wenn der Mensch am Ende so werden muß, wenn es unabänderlich ist, daß die regesten Säfte endlich stocken, so muß man sich wenigstens da einspinnen, wo man sicher ist, daß jede Art der Größe in gleichen Kreisen mit uns ruht.

614. Wilhelm von Humboldt an seine Gattin Caroline:

Rudolstadt, 17. Junius 1812.

Es ist Goethen sehr schade, so ungeheuer allein zu sein; denn so viel Menschen er auch vorübergehend sieht, ist er mit keinem vertraut und hat mir versichert, daß wenn er Meyer und mich ausnähme, im ganzen weiten Deutschland niemand sei, mit dem er eigentlich frei reden möge und könne. Er versauert wohl vielleicht nicht so, aber er verknöchert und verhärtet wirklich und wird auch entsetzlich intolerant und im Gespräch manieriert. Er hatte, wie Du weißt, immer gewisse Lieblingsausdrücke, die halbsagend waren und ihm eigentlich als Aushilfe galten, wenn er zu träge war, seine Ideen recht bestimmt auszudrücken. Aber noch nie habe ich den Gebrauch davon so häufig als diesmal bemerkt. Er begleitet sie auch jetzt mehr mit Mienen und muß einem, der nicht daran gewöhnt ist, sehr wunderbar vorkommen. Von meinen Sprachuntersuchungen war nur den ersten Tag einmal flüchtig die Rede. Er fand aber soviel Interesse daran, daß er den folgenden fast von nichts anderem gesprochen hat. Weimar, Karlsbad und Rom, versichert er, sind die einzigen Orte, wo er leben möge, auf Rom habe er Verzicht geleistet, und dies sei die größeste Handlung seines Lebens. . . .

Zu den Annehmlichkeiten Weimars, die er mir auch einmal hergezählt hat, rechnet er auch „das Frauchen". Das ist eins der

schrecklichsten Dinge in der Ehe, daß Mann und Frau (je nachdem der eine oder andre überwiegend interessiert ist) sich durch Gewohnheit und die Befriedigung kleiner physischer Bedürfnisse so herabstimmen, daß sie das Mittelmäßige und sogar das Gemeine gut und selbst unentbehrlich finden.

615. Erinnerungen F. Schubarts:

Weimar, Sommer 1812.

Wenn . . . im weimarischen Publikum die Rede ging, daß Frau von Goethe . . . in der Regellosigkeit so ungemessen fortgegangen sei, daß sie sogar einmal den Verkauf der Equipage eingeleitet habe, um einen Ball zu geben, so mag die Wahrheit dieser Rede dahingestellt sein. Wohl aber trage ich in sicherer Erinnerung, was mir ein dem Dichter damals sehr nahestehender Mann, sein Sekretär John, erzählt hat. Derselbe verweilte mit ihm in Karlsbad, als Goethe dort erkrankte. Mein alter Freund John saß gerade vor dem Krankenbette des Dichters, als Briefe aus Weimar anlangten, die leider traurige Nachrichten über seinen dortigen Hausstand brachten und ihn mit Zerrüttungen und pekuniären Verlegenheiten seines Hauses bekannt machten, die ihm bis jetzt verborgen geblieben waren. Mein Freund schilderte mir den Eindruck, welchen er empfunden habe, als diese niederbeugenden Mitteilungen den hochsinnigen Mann ergriffen und ihn jetzt im Krankheitszustande auch noch den Druck der äußeren Lebensnot empfinden ließen. Mit Anstrengung suchte er sich zu erheben und der beklommenen, auf und ab wogenden Brust Luft zu verschaffen. Aber nachdem dieser Kampf einige Zeit gedauert hatte, trat auch in dieser Lage jene geistesstarke Tätigkeit an ihm hervor, welche er als eine von Jugend auf gepflegte Gewohnheit von sich bekannt hat. — Ungehemmt bewegte er sich wieder in der Kraft seiner darstellenden Rede, und der vor seinem Krankenbette sitzende Freund hörte jetzt von seinem Munde eine so wohl gedachte und schön gefügte Lobrede auf den Geiz, daß er mir nachher sein Bedauern darüber aussprach, daß er sie nicht sofort habe aufzeichnen können.

616. Tagebuchaufzeichnungen von Franz Bernard v. Bucholtz:

Weimar, den 23. September 1812.

Bei seinem ersten Eintreffen frappirte mich sein Gesicht nicht: bald erkannte ich vieles von seiner Bildung, wie sie mir aus Abbildungen

bekannt war. Herrliches Auge; doch blickte er meiſtens weg; etwas eingefallene Züge. Sein Geſicht ſchien ein anderes zu ſein bei freundlicher Spannung, ein anderes in der nachläſſigen Lage. Er ſprach leiſe: ſcheinbar faſt nur obenhin; war aber ſonſt ſehr gütig. Er wollte mich bei Wieland, Vulpius anmelden laſſen, mir nach Jena an Knebel einen Brief mitgeben uſw. — Seine Münzſammlung will er mir zeigen. Vom ſel. Vater ſprach er nicht, ſeinen Tod hatte er von Stolberg erfahren. Er ſprach von letzterem mit Intereſſe. „Es iſt kein Falſch und kein Hehl in ihm.“ Ältere Bekanntſchaft und auch das augenblickliche Zutrauen, das ein ſolches Zuſammenſein im Bade einflößt, macht, daß man frei über mancherlei Gegenſtände ſich mitteilt. Es iſt überhaupt Eigenſchaft der Bäder, alte Bekanntſchaften zu erneuern. Er ſprach über einige Göttinger und Jenenſer Profeſſoren; vom ſel. Griesbach, den er überhaupt und als Geſchichtskenner rühmte, und der auch beſonders über die religiöſen Seiten die heiteren Blicke erhalten und auch bis an ſein Ende gerettet habe. — Er ſagte mir, in Jena würde ich ein paar angenehme Tage herumleben, und entließ mich für dasmal mit den Worten: „Es iſt mir recht angenehm geweſen.“ — Äußerſt anmutige Sprache.

27. September 1812.

Er gefiel mir das zweite Mal noch beſſer als das erſte Mal. Wahrlich ein herrliches Geſicht, das auch jetzt faſt gar nicht eine gewiſſe heitere Ruhe und freundliche Spannung verlor. Er ſprach über Theater und Literatur. . . .

Währenddem war es Zeit zu Tiſch, und er ſagte: „Ich weiß nicht, ob ich Ihnen anbieten kann, mit uns zu eſſen, da es gerade die Zeit iſt“ (es wird wohl nicht lächerlich lauten, wenn ich das alles erzähle, da ich mir mal vorgenommen, manches Detail darüber, als wäre es mündlich, mitzuteilen); vorher hatte ihn der Bediente vom Zimmer gerufen. Bei Tiſch war außer ihm ſeine Frau, ſein erwachſner Sohn, eine gewiſſe Demoiſelle Ulrich (die ſehr intereſſant ausſah) und ſein Sekretair. Das Geſpräch betraf meiſt gleichgültige oder doch nur ganz obenhin berührte Punkte. — Er iſt gerne im Bade, wenn noch nicht viele da, und wenn die meiſten ſchon wieder weggegangen ſind; es treffe ſich meiſtens, dann noch mit recht intereſſanten Menſchen zuſammen zu ſein. — Er iſt nachſichtig gegen Geiſtesübungen, die keine hohe Stufe erreichen; jeder will gern einen

guten Brief ſchreiben; wie die Franzoſen es nennen, ein Geburtstagslied machen uſw., nachher geht es unter, es fällt ab wie Laub vom Baume; es ſchadet nicht; ich bin wohl dafür. — In allem, was er tat und ſprach, war eine hohe Ruhe, eine anſtändige Feierlichkeit: er ſchien alles nur leicht zu berühren, ſprach galant, artig mit Demoiſelle Ulrich; halb ſcherzend und mit Würde zugleich mit ſeiner Frau (es mag ein eigentümliches Verhältnis ſein, er nannte ſie Du, ſie ihn Sie. „Erlauben Sie, daß wir uns jetzt entfernen"), gab ſeinem Sohn ſcherzend ein kleines monitorium, da er eins der beſſeren neuern Bücher nicht geleſen hatte (ich dachte an mich); war ſehr gütig, gaſtwirtlich gegen mich. — Von dem einzeln, was er ſagte, könnte ich mehr ſagen, wenn es nicht gar zu einzeln wäre. Er äußerte den Wunſch, ein Bild anders gehängt zu haben. Es betraf eins ſeiner Stücke. Er bewunderte, was Iffland ſich alles zumute: er ſei jetzt wieder zum Herzog von Darmſtadt und Baden uſw. — Er ſagte, daß nichts ſo relativ ſei als Scherz, der ſich immer ſchon auf früheren Scherz beziehe, und nichts daher ſo ſchwer zu überſetzen ſei. — Nach Tiſch winkte er ſeinem Sohn, mir ſeine Münzſammlung zu zeigen. Mir ſagte er, er würde mich noch ſehen. Ich ſah ihn aber ſeitdem nur noch einen Augenblick beim Durchgehen. Das Beſehen der Münzen dauerte bis faſt um fünf Uhr, da ſein Sohn beſtimmter Maßen mich zu Wieland begleitete.

617. Karl Maria von Weber an H. Lichtenſtein:

Weimar, den 1. November 1812.

Goethe habe ich einmal recht angenehm genoſſen. Heute iſt er nach Jena gereiſt, um den dritten Teil ſeiner Biographie zu ſchreiben; hier kommt er nicht dazu. Es iſt eine ſonderbare Sache mit der nähren Vertraulichkeit eines großen Geiſtes; man ſollte dieſe Herren nur immer aus der Ferne anſtaunen.

618. Zelter an Goethe:

Berlin, den 24. Dezember 1812.

Mein ſüßer Freund und Meiſter! mein Geliebter, mein Bruder! Wie ſoll ich den nennen, deſſen Namen immer auf meiner Zunge liegt, deſſen Bild ſich auf alles abſpiegelt, was ich liebe und verehre!

Wenn das weimarische Kuvert meine Treppe heraufwandelt, gehen meinem Hause alle Sonnen auf. Die Kinder, die es kennen, reißen sich darum, wer von ihnen es mir bringen soll, um des Vaters Angesicht im Lichte zu sehn, und ich halte es denn lange uneröffnet, besehe es, ob es auch ist, was es ist, drehe es und drücke es und küsse es.

619. Johannes Daniel Falk:

Weimar, den 25. Januar 1813.

An Wielands Begräbnistage . . . bemerkte ich eine so feierliche Stimmung in Goethes Wesen, wie man sie selten an ihm zu sehen gewohnt ist. Es war etwas so Weiches, ich möchte fast sagen, Wehmütiges in ihm; seine Augen glänzten häufig, selbst sein Ausdruck, seine Stimme waren anders als sonst. Dies mochte auch wohl der Grund sein, daß unsere Unterhaltung diesmal eine Richtung ins Übersinnliche nahm, was Goethe in der Regel, wo nicht verschmäht, doch lieber von sich ablehnt, völlig aus Grundsatz, wie mich dünkt, indem er, seinen angebornen Neigungen gemäß, sich lieber auf die Gegenwart und die lieblichen Erscheinungen beschränkt, welche Kunst und Natur in den uns zugänglichen Kreisen dem Auge und der Betrachtung darbieten. Unser abgeschiedener Freund war natürlich der Hauptinhalt unsers Gespräches. Ohne im Gange desselben besonders auszuweichen, fragte ich bei irgend einem Anlasse, wo Goethe die Fortdauer nach dem Tode, wie etwas, das sich von selbst verstehe, voraussetzte: „Und was glauben Sie wohl, daß Wielands Seele in diesen Augenblicken vornehmen möchte?" — „Nichts Kleines, nichts Unwürdiges, nichts mit der sittlichen Größe, die er sein ganzes Leben hindurch behauptete, Unverträgliches", war die Antwort. „Aber, um nicht mißverstanden zu werden, da ich selber von diesen Dingen spreche, müßte ich wohl etwas weiter ausholen. Es ist Etwas um ein achtzig Jahre hindurch so würdig und ehrenvoll geführtes Leben; es ist Etwas um die Erlangung so geistig zarter Gesinnungen, wie sie in Wielands Seele so angenehm vorherrschten; es ist Etwas um diesen Fleiß, um diese eiserne Beharrlichkeit und Ausdauer, worin er uns alle miteinander übertraf!" . . .

Indem ließ sich ein Hund auf der Straße mit seinem Gebell zu wiederholten Malen vernehmen. Goethe, der von Natur eine Antipathie wider alle Hunde besitzt, fuhr mit Heftigkeit ans Fenster und

rief ihm entgegen: „Stelle dich, wie du willſt, Larve, mich ſollſt du doch nicht unterkriegen!“ Höchſt befremdend für den, der den Zuſammenhang Goetheſcher Ideen nicht kennt; für den aber, der damit bekannt iſt, ein humoriſtiſcher Einfall, der eben am rechten Orte war. . . .

Es war ſpät geworden, als ich heute Goethe verließ. Er küßte mir die Stirn beim Abſchiede, was ſonſt nie ſeine Gewohnheit iſt. Ich wollte im Dunkeln die Treppe heruntergehen; aber er litt es nicht, ſondern hielt mich feſt beim Arme, bis er jemand geklingelt, der mir leuchten mußte. Noch in der Türe warnte er mich, daß ich auf meiner Hut ſein und mich vor der rauhen Nachtluft in acht nehmen ſollte. Weichmütiger, als bei Wielands Tode, habe ich Goethe nie zuvor geſehen und ſah ihn auch nachher nie wieder ſo.

620. Luiſe Seidler an Pauline von Schelling:

4. März 1813.

Von Goethe kann ich Dir beſſere Nachrichten geben. Ich fand ihn kürzlich in Weimar wieder ganz den Alten, lebenskräftig, voll Feuer und des beſten Humors. Ein Geſpräch über Fouqués Werke, wo er einmal recht aus ſich herausging (wir waren ganz allein, da ſich die Damen durch ein Schläfchen vom Balle erholten), wünſchte ich Dir hier ſo lebendig herzaubern zu können, als es wohl noch in meiner Seele ſteht, aber ich es nicht wiedergeben mag noch kann, weil es, ſo zerſtückt, ein Nichts werden würde und doch ein ſo göttliches Ganzes ausmacht. Daß er ihn eben nicht liebt und achtet und daß er ſich beſonders über die vielen zerknickten, verbogenen und verzogenen Wahlverwandtſchaften, die immer als neue Ragouts von der Grundlage der ſeinigen von dieſen neueren Schriftſtellern uns aufgetiſcht würden, ereiferte, laß Dir nur ganz kurz geſagt ſein und entre nous, ſowie dies ganze herrliche Geſpräch ein freundliches Entre nous war, das er hundertmal abbrach und doch immer wieder anfing mit tauſend: Sei ſtill! — 's iſt gut! Laß mir dies Fieber, dieſe Röteln der Zeit ruhen, ich werde ſie auch noch überleben — wieder unterbrach — und dabei ſo liebenswürdig war, daß ich dem Himmel für dieſe Stunden ewig dankbar ſein werde. Fouqués Zauberring und Undine ergötzt uns jetzt unendlich, und dies gab die Urſache dieſes Geſprächs; aber daß ich ſo viel Freude an jenen Werken habe, kümmert mich trotz dieſer hohen Gegenmeinungen nicht, denn der alte

Meiſter meinte ja auch ſo freundlich: was erfreute, wäre ja gut, und es gehöre eine höhere Einſicht der Dinge oder ein ganzes Naturkind zu ſein dazu, es anders zu finden und nicht von der reichen Phantaſie und den vielen glücklich verteilten Pointen beſtochen zu werden. Überhaupt gehöre es ja zum Geiſte der Zeit, über die wir ja nicht hinauskönnten uſw.

621. Karl von Knebel an ſeine Schweſter Henriette:

Jena, den 22. April 1813.

Goethe ... hatte ſich vorgenommen, es dieſen Sommer, womöglich, in Weimar auszuhalten und dabei ſich ganz auf ſeine Arbeiten, vorzüglich auf ſeine Lebensgeſchichte, einzuſchränken. Als ich letzthin in Weimar war, ſah ich ihm wohl an ſeinem tiefen und ſchweigenden Ernſt an, daß er etwas in ſich gedrückt ſei. Auf inſtändiges Zureden ſeiner Frau hat er ſich endlich ſchleunig entſchloſſen abzureiſen.

622. Erinnerungen Fr. Förſters:

Meißen, den 20. April 1813.

Schon als Student hatte ich in Jena im Jahre 1812 Goethe perſönlich kennen gelernt oder, wie ich mich beſtimmt ausdrücken ſollte, ihn öfter geſehen, da ich nicht allein mit ſeinem Sohne befreundet, ſondern auch einer der vielen Verehrer ſeiner Frau, einer leidenſchaftlichen Tänzerin auf den Studentenbällen, war. So freundlich auch Goethe war, wenn wir ihm von einem Spaziergang durch das Rauhtal oder von dem Schneckenberge irgend eine Verſteinerung mitbrachten, ſo machte dennoch ſein Anblick auf mich jedesmal einen ſo mächtigen Eindruck, als ob ich den olympiſchen Zeus vor mir ſähe, was um ſo verwunderſamer war, da ich von ſeinen Schriften, als ſtreng gehaltener Gymnaſiaſt, kaum einige Lieder kannte. ... Als ich im April 1813 von Dresden aus, wo ich mit Th. Körner zuſammengetroffen war, mit den Preußiſchen Freiwilligen als ſchwarzer Jäger nach Leipzig marſchierte, erkannte ich in Meißen Goethe, wie er eben in den Wagen ſtieg, um weiter nach Böhmen ſeinen Rückzug zu nehmen. Kaum hatte ich der Kompagnie, die faſt aus lauter Studenten beſtand, meine Entdeckung mitgeteilt, als ihm ſogleich ein dreifaches Hurra ausgebracht wurde.

Er hüllte sich in seinen russischen Militärmantel mit rotem Kragen und mochte glauben, daß wir ihn für irgend einen moskowitischen General hielten, zumal da ich ordonnanzmäßig mit präsentiertem Gewehr an den Wagen herantrat und Sr. Exzellenz meldete, zu welcher Truppe wir gehörten, woher wir kämen, wohin wir marschierten. Als er sich aber noch mehr in die Ecke des Wagens drückte und einige unverständliche Worte in den Bart brummte, faßte ich mir ein Herz und sagte: „Das hilft nun Ew. Exzellenz alles nichts, wir haben Sie erkannt und sehen es als das günstigste Zeichen an, bei unserem ersten Ausfluge Deutschlands gefeiertem Dichter zu begegnen.“ Goethe erkannte mich nun als einen Freund seines Sohnes, wünschte uns Glück, und indem er die Hand auf mein Gewehr legte, sagte er: „Wenn Ihr jungen Vaterlandsbefreier meint, daß mein Segen für Eure Waffen von Erfolg sein könne, so sei er Euch hiermit von ganzem Herzen erteilt.“ Unter einem wiederholten Lebehoch! fuhr er nach Böhmen, und wir marschierten zur Schlacht von Lützen.

623. Aus den Erinnerungen Ernst Moritz Arndts:

Dresden, Ende April 1813.

Auch Goethe kam und besuchte mehrmals das ihm befreundete Körnersche Haus. Ich hatte ihn in zwanzig Jahren nicht gesehen; er erschien immer noch in seiner stattlichen Schöne, aber der große Mann machte keinen erfreulichen Eindruck. Ihm war's beklommen, und er hatte weder Hoffnung noch Freude an den neuen Dingen. Der junge Körner war da, freiwilliger Jäger bei den Lützowern; der Vater sprach sich begeistert und hoffnungsreich aus, da erwiderte Goethe ihm gleichsam erzürnt: „Schüttelt nur an Euren Ketten, der Mann ist Euch zu groß, Ihr werdet sie nicht zerbrechen.“

624. Aus Wilhelm von Kügelgens Jugenderinnerungen eines alten Mannes:

Dresden, den 24./25. April 1813.

Nach den Preußen unter Blücher rückte Tschernitscheff nach Dresden vor. . . . Russische Garden zogen ein, an ihrer Spitze Kaiser Alexander und der König Friedrich Wilhelm. Gleichzeitig aber fand

sich noch ein anderer hoher Gast ein, ein Machthaber und Gewaltiger sondergleichen, der zwar über Roß und Reiter nicht verfügte, dessen Stimme auch im Rate der Monarchen nicht gehört ward, der aber dennoch in einer andern Sphäre fast unumschränkte Macht ausübte.

Solange ich denken konnte, hatte der Name Goethe in dem Freundeskreise unsers Hauses einen mehr als königlichen Klang gehabt. Er war ja auch der Jupiter des deutschen Olymps, seine Worte waren Sprüche von kanonischer Bedeutung, sein Urteil die letzte Instanz in allen Gebieten des Schönen, in der Gedankenwelt und aller Weisheit der Menschen. Goethe war der einzige deutsche Dichter, an welchem mein Vater Geschmack fand, weil er der einzige sei, der deutsch schreibe, sagte er, und so weit ging er in der Wertschätzung seines Lieblings, daß er den Goetheschen Faust gleich an die Bibel reihend, für das zweitbeste Buch der Welt erklärte.

Nicht so die Mutter. Für sie waren die Dichtungen des großen Meisters mannigfach verletzend. Zwar erkannte sie die Pracht und Wahrheit der Goetheschen Darstellung, den Wohlklang und die Einfalt der Sprache vollkommen und vielleicht mit größerem Verständnis an als die meisten unbedingten Anbeterinnen jenes geistigen Leviathans; aber es schien ihr diese hohe Meisterschaft zumeist an unwürdige Stoffe verschwendet, und es betrübte sie, allerlei Unsauberkeit der Sünde mit derselben, ja mit noch größerer Liebe behandelt zu sehen als sittlich Reines und Schönes. Sie wollte, daß so herrliche Kräfte allein im Dienste Gottes tätig wären, wie sie dies an Klopstocks und Herders Muse rühmte, die sie deshalb entschieden vorzog.

Dagegen nahm mein Vater seinen Liebling aufs wackerste in Schutz. Er entgegnete etwa, daß Goethe weder Schulmeister noch Pfaffe, sondern Dichter und als solcher wie alle Künstler nur mit seinem eigenen Maß zu messen sei. Er schildere die Dinge weder, wie er wünsche, daß sie sein möchten, noch wie Gott sie etwa fordern möge; er stelle sie vielmehr ganz einfach bloß nach ihrer Wahrheit dar, so wie sie wirklich wären, ohne sich ein Richteramt darüber anzumaßen. Was allen bekannt sei, was jeder habe und besitze, heiße es nun Glück oder Unglück, Gutes oder Böses, das stelle er als Wirkliches und Unausweichliches dar, und zwar in einem versöhnlichen Lichte, bei dessen Schönheit und Liebenswürdigkeit man sich beruhigen könne.

Inzwischen blieb die Mutter bei ihren Sätzen. Wenn Dichter nur nach ihrem eigenen Maß bemessen werden dürften, sagte sie, so

habe keiner einen Vorzug vor dem anderen. Überdem sei es keine Kunst, den Glücklichen mit seinem Lose auszusöhnen. Wem es wohlgehe in dieser Welt, wie dem Besprochenen selbst, der sei gar leicht befriedigt. Unglückliche aber würden schwerlich Trost in Goethes Schriften finden und sittlich Verirrte keine Stütze. Die letzteren aber mit ihren Zuständen noch obendrein versöhnen zu wollen, sei ganz unverantwortlich.

So stritt man hin und wider mit vielem Recht auf beiden Seiten; aber dem Ruhm des großen Mannes geschah dadurch kein Abbruch. Der Dichter, wie ihn meine Mutter suchte, fand sich aber nirgends, und immer blieb es wahr, daß, wenn Künstler nur nach eigenem Maße zu bemessen sein, allein das Maß des Genies, nicht das des moralischen Wertes ihrer Werke oder Personen entscheiden dürfe.

In meinen Kinderaugen gewann der Vielbesprochene durch solche Diskussionen nur an Bedeutung. Ich hatte nichts von ihm gelesen, und doch erschien er mir auf Autorität des Vaters hin wie eine Sonne, vor deren Glanz jedwedes andere Gestirn verbleichen müsse. Ja, er war allgemach in meiner Vorstellung zu einem solchen Koloß angewachsen, daß ich selbst für den einziehenden Kaiser Alexander nur ein halbes Auge hatte, da ich zwei Minuten vorher den hochgefeierten Dichter gesehen, an seiner Seite gestanden und freundliche Worte aus seinem Munde vernommen hatte.

Goethe war nämlich am Morgen des Einzugs der Monarchen ganz zutraulich bei uns eingetreten, und da er den Vater, der ihn anderwärts suchte, nicht zu Hause fand, hatte er die Mutter um Erlaubnis gebeten, bei ihr bleiben zu dürfen, um aus ihren Fenstern und vom Straßengedränge unbelästigt den erwarteten Einzug mit anzusehen. Er werde in keiner Weise stören, hatte er hinzugesetzt, wolle sich ganz still verhalten und bitte, keinerlei Notiz von ihm zu nehmen.

Die Mutter glaubte zu verstehen, daß er selbst unbelästigt sein wolle. Sie überließ ihm daher ein Fenster, setzte sich mit ihrer Arbeit in ein anderes und drängte sich ihm mit keiner Unterhaltung auf. Da stand er denn, der prachtvoll hohe Mann in seinem langen Überrock, und blickte, die Hände auf dem Rücken, behaglich auf das bunte Gewühl des drängenden Volkes nieder. Er sah sehr heiter aus, und meine Mutter glaubte es ihm abzufühlen, wie dankbar er ihr für die Schonung sei, mit der sie ihn gewähren ließ; denn sie wußte, wie sehr der seltene Gast bis dahin von der bewundernden Zudring-

lichkeit schöngeisterischer Damen belästigt und gequält gewesen. Er pflegte sonst immer von großer Cortège umgeben zu sein, und da er so allein gekommen, nahm meine Mutter an, daß es ihm gelungen, sich vielleicht, vom Gedränge begünstigt, aus seiner anbetenden Umgebung wegzustehlen und hierher zu retten, um die feierlichen Eindrücke eines geschichtlichen Ereignisses ungestörter in sich aufzunehmen.

Sie rief daher auch mich hinweg, der ich dem großen Manne immer näher rückte und ihn anstarrte, wie einer, der zum ersten Male in seinem Leben einen Walfisch oder Elefanten sieht. Er aber zog mich an sich, legte die Hand auf meine Schulter und fragte mich dies und jenes, unter anderm auch, ob ich mich darauf freue, den Kaiser von Rußland zu sehen.

Ich sagte: ja, ich freute mich darauf, weil er mein Pate wäre, und allerdings hatte ich bis jetzt in dieser glücklichen Illusion gelebt, bloß weil ich eben auch Alexander hieß. Meine Mutter gab indes sogleich die nötige Aufklärung, und Goethe fragte nun manches über Rußland. So war sie dennoch mit ihm ins Gespräch gekommen.

Indem ward heftig an der Klingel gerissen. Ich sprang fort, um die Tür zu öffnen, und herein drang eine unbekannte Dame, groß und stattlich wie ein Kachelofen und nicht weniger erhitzt. Mit Hast rief sie mich an: „Ist Goethe hier?"

Goethe! Das war kurz und gut. Die Fremde gab ihm gegen mich, den fremden Knaben, weiter kein Epitheton, und kaum hatte ich Zeit, mein einfaches Ja herauszubringen, als sie auch schon, mich fast übersegelnd, unangemeldet und ohne üblichen Salutschuß, wie ein majestätischer Dreidecker in dem Zimmer meiner Mutter einlief.

Mit offenen Armen auf ihren Götzen zuschreitend, rief sie: „Goethe! ach Goethe, wie habe ich Sie gesucht! Und war denn das recht, mich so in Angst zu setzen?" Sie überschüttete ihn nun mit Freudenbezeugungen und Vorwürfen.

Unterdessen hatte sich der Dichter langsam umgewendet. Alles Wohlwollen war aus seinem Gesichte verschwunden, und er sah düster und versteinert aus, wie eine Rolandssäule. Auf meine Mutter zeigend, sagte er in sehr prägnanter Weise: „Da ist auch Frau von Kügelgen."

Die Dame machte eine leichte Verbeugung, wandte dann aber ihrem Freunde, dessen üble Laune sie nicht bemerkte, ihre Breitseiten

wieder zu und gab ihm eine volle Ladung nach der andern von Freudenbezeugungen, daß sie ihn glücklich geentert, beteuernd, sie werde sich diesen Morgen nicht wieder von ihm lösen.

Jener war in sichtliches Mißbehagen versetzt. . . . Er knöpfte seinen Oberrock bis ans Kinn zu, und da mein Vater eintrat und die Aufmerksamkeit der Dame, die ihn kannte, für einen Augenblick in Anspruch nahm — war plötzlich Goethe fort. . . .

Während seines damaligen Aufenthaltes in Dresden habe ich indes den großen Dichter noch öfter anzustaunen Gelegenheit gehabt, und zwar stets mit einer Ehrfurcht, die sein königliches Wesen ganz von selbst hervorrief. Er schenkte meinen Eltern einen Mittag, und außerdem erinnere ich mich, daß wir die Rüstkammer miteinander besehen haben. . . .

Goethe sah die Rüstkammer noch in ihrem alten Graus und freute sich daran. Noch sehe ich seine majestätische Gestalt mit der lebendigsten Teilnahme unter den gespenstischen Harnischen herumwandeln, welche, wie lebendige Recken auf prachtvoll geschnitzten Streitrossen sitzend, in den niedrigen Räumen des alten Lokales fast riesengroß erschienen. Einer besonders imposanten Gestalt nahm Goethe den von Edelsteinen funkelnden Kommandostab aus der Eisenfaust, wog ihn in der Hand und zeigte ihn uns Kindern. „Was meint Ihr," sagte er, „mit solchem Zepter zu kommandieren, muß eine Lust sein, wenn man ein Kerl danach ist!" und er sah gerade aus, als wenn er selbst der Kerl danach wäre.

625. Erinnerungen des Feldmarschalls Freiherrn von Heß:

Teplitz, den 27. Mai 1813.

Baron Neumann und ich verließen das Gasthaus, um uns vor Tische noch im Orte etwas umzusehen, als uns die freundliche Wirtin zurief: da drüben im Gartenhäuschen befinde sich der große Dichter Goethe aus Weimar, ob wir nicht vielleicht gesonnen wären, ihn zu besuchen. Einige Augenblicke besannen wir uns, da wir nicht das Vergnügen hatten, von dem Herrn Geheimen Rat gekannt zu sein, allein die Versuchung war zu groß und andererseits der Ruf auch von der Mission des Grafen Bubna in der Gegend so bekannt geworden, daß wir — derselben angehörend — vielleicht auf einen freundlichen Empfang hoffen durften. Und so traten wir denn ge-

trost dem Pförtchen zu und zogen an dem bescheidenen Glöcklein. — Ein älterer Diener öffnete die Gartentüre; wir frugen, ob Herr von Goethe zu Hause und sichtbar wäre und erhielten die Antwort: Hier geht er eben im Laubengang auf und nieder; wen darf ich anmelden? Wir annoncierten uns als dem Gefolge des Grafen Bubna angehörend und von dem Wunsche beseelt, auf schneller Durchreise die Bekanntschaft des hochberühmten Dichters zu machen. In wenigen Augenblicken kehrte der brave Mann zurück, und ihm in gemessenen Schritten folgend, in seiner aufgerichteten hohen Gestalt, mit blauem einfachen Überrocke angetan, stand einer der größten Geister unseres Jahrhunderts mit seinem durchforschenden Auge vor unseren Blicken.

Ich, als der vorderste von uns beiden, ergriff nun das Wort, um Vergebung bittend, ihn durch unsern Überfall belästigt oder vielleicht doch gestört zu haben, wohl wissend, was dem Dichter und Gelehrten die Zeit wert wäre, allein zu groß wäre auch der Drang gewesen, unsere Mission sogleich mit dem Glücksterne beginnen zu lassen und die Bekanntschaft eines Mannes zu machen, dem jeder Deutsche und daher auch jeder Österreicher den innersten Kern seiner Bildung verdanke. — Freude und Jugend leuchtete dabei aus meinen Blicken; er schien an uns Gefallen zu finden, und so folgte meinem treuherzigen Erguss die freundschaftlichste Aufnahme, wie sie mir jetzt nach vollen fünfzig Jahren noch deutlich vor Augen schwebt. Wechselseitige allgemeine Beziehungen begannen ein Gespräch, das — sich über alle Gegenstände des Tages, von seine Seite sinnvoll verbreitend und durch uns mit manchem ihm Neuen und Unbekannten ausgestattet, — beinahe eine halbe Stunde dauerte. Es war nämlich der Krieg noch kein eigentlicher europäischer geworden, sondern der Kampf nur ein vereinzelter von Preußen und Russen mit Frankreich, der abwechselnd gefochten wurde und gegenwärtig mit einem Rückzuge der ersteren verbunden war. Österreich bemühte sich, dessen Ende durch Unterhandlungen herbeizuführen, allein die Wolken türmten sich auch für das letztere Reich schon am fernen Horizonte: denn ein Unterhandeln mit Napoleon war schon der Vorbeginn des Krieges, weil es dadurch ein Hinneigen zu den Gegnern des Kaisers zeigte. Dies alles und der mehr als zweifelhafte Ausgang der Unterhandlungen mit einer so herrischen Riesennatur, wie jene des Kaisers, war der Hauptinhalt unseres Gespräches. Die gewaltige Zeit nun, der Kriegsgeist, der sie belebte, und die ebenso gewaltige

Reaktion, welche den erst erfolgten Brand von Moskau nun wahrscheinlich zum allgemeinen Weltbrande anzufachen drohte, und das Unglück, welches dadurch über die einzelnen so blühenden Länder Deutschlands und besonders über die unteren Volksklassen, die an allem so unschuldig waren, kommen müsse, schienen den in diesen Gedanken ganz versunkenen edlen Mann tief zu durchdringen. Er sagte: „Sie sind zwar Kriegsmänner oder noch Höhergestellte im Staatsleben, und die Welt bildet sich nach dem Ergebnis Ihrer Taten, allein wenn ich des Morgens so erwache und mit der dampfenden Sonne auf meinen schönen Schloßberg gehe, wie ich denn jetzt davon herkomme, und mir denke, daß in diesem gottgesegneten stillen Tale nur allein die Herzen der Kinder noch ruhig schlagen, während die Kultur von Jahrhunderten, möchte ich sagen, sowie die Ruhe und der Friede aller anderen Bewohner schon jetzt bedroht und gestört sind, so möchte ich gerne dem gigantischen Helden unseres Säculums, um ihm Friedensgedanken einzuhauchen, auch nur den hundertsten Teil jener Empfindungen eingeben können, welche mich jeden Morgen für die Menschen in diesem Paradiese durchströmen."

Unser Gespräch drehte sich um die Tagesereignisse und ließ uns gänzlich uns selbst vergessen, bis wir endlich durch den Zuruf der Wirtin, daß unser Chef bereits mit dem Mittagsmahle unserer harre, aus diesem Genusse geweckt wurden. Herr von Goethe richtete noch folgende Worte an uns: „Ich erlaube mir noch vor dem Abschiede einen Wunsch zu äußern: mein Herzog erwartet mich nach vollendeter Badekur an demselben Orte, wohin Sie jetzt so eilig ziehen. Sie werden gewiß dort länger verweilen und ich Sie somit noch daselbst finden, da auch ich in vierzehn Tagen in Dresden sein will. Ich werde versuchen, Ihnen dort Ihren freundlichen Besuch zurückzugeben und Ihnen, wenn Ihre Geschäfte es gestatten und ich Ihnen in dieser Stadt der schönen Künste, die Sie, wie Sie sagen, noch nicht kennen, vielleicht zur Besichtigung von Galerien und Kunstsammlungen behülflich sein könnte, mit besonderem Vergnügen zu Diensten stehen."

Seinen gütigen Antrag annehmend, dankten wir gerührt dem mir in so kurzer Zeit wert gewordenen Manne für das Interesse, welches er uns bezeugte, und schieden von ihm voll von dem Eindrucke seines hohen Geistes, seiner imponierenden Persönlichkeit und seines ebenso tiefen als edlen Gemüts.

626. Denkwürdigkeiten des Oberstleutnants F. von Schwanenfeld:

Es war in den letzten Tagen des Monats Juni im Jahre 1813 nach Abschluß des Waffenstillstandes, als der Husarenoffizier von S. fröhlich und wohlgemut in Teplitz einzog, um hier ein lahmes Bein und ein fast erblindetes Auge insoweit wiederherzustellen, daß er noch zu einem neuen Feldzuge tauglich wäre. Die Stadt war überfüllt mit Gästen; kaum fand er ein Unterkommen in dem Gartenhause der Töpferschenke, halb über, halb unter der Erde, ein kleines Stübchen mit dem Fenster nach dem Garten . . .

Es war an einem schönen Sommermorgen, als der Rittmeister einen ihm ganz unbekannten schönen alten Mann auf der Gartenbank vor seinem kleinen Fenster sitzen sah. Ein Bedienter brachte einen Krug mit Wasser, legte ein Buch auf den Tisch und entfernte sich. Der Unbekannte schenkte sich ein, trank und überließ sich, wie es schien, seinen Gedanken, denn er hielt das Buch in der Hand, ohne zu lesen. Unverwandt blickte er in die Nebelgebilde, nach dem durchbrechenden blauen Äther des Himmels. Unser Husar sah dies mehrere Tage sehr gleichgültig an, ohne daß es ihm irgend einfiel, von dem Treiben des fremden Mannes Notiz zu nehmen. Doch endlich verdroß es ihn, das wenige Licht seiner Stube alle Morgen durch die Figur verdunkelt zu sehen. Er betrachtete den Mann näher; der schöne Kopf, die edlen Züge, ein gewisses Etwas in der ganzen Erscheinung zog ihn an; er konnte dem inneren Drange nicht widerstehen, er mußte gut oder übel mit dem Alten Bekanntschaft machen, öffnete demnach sein Fenster und sagte ihm den freundlichsten guten Morgen. Doch dieser, von einem Schnauzbart aus düsterm Kellerloche gebotene „gute Morgen" sprach nicht an. Ein Ehrfurcht gebietender, streng verweisender, beinahe verächtlicher Blick war die Antwort auf die kühne Anrede. „Störe mich in meinem Nachdenken nicht, du Maulwurf!" schien er sagen zu wollen. Doch der Rittmeister ließ sich nicht abschrecken durch die zürnende Miene, sondern versuchte sogleich, im Geist eines wahren Husaren, einen neuen Angriff.

„Sind Sie Hypochonder?" erscholl es abermals aus dem kleinen Fenster zu den Füßen des großen Unbekannten, und als auch auf diese Frage nur ein halber Blick und keine Antwort erfolgte, wurde dieselbe Phrase mit donnernder Stimme in ziemlich herausforderndem Tone wiederholt.

Nun endlich entfuhr den Lippen des Mannes ein Laut.

„Sonderbar!“ war das einzige Wort, welches unwillkürlich und gleichsam wie zu sich selbst gesprochen seiner Brust entfuhr; — und der Rittmeister erwiderte lächelnd die geflügelten Worte: „Jawohl sonderbar; Sie sind krank und sitzen hier im kalten Morgennebel, trinken Ihren Brunnen allein, still und stumm. — Da wollt' ich lieber Tinte in Gesellschaft saufen — und würde eher gesunden. Wissen Sie wohl, daß ich große Lust hätte, mit Ihnen Händel anzufangen?“ Die Augen des Fremden gingen groß auf und durchbohrten fast den Redenden. — „Wenn Sie mit Ihrem Heldengesicht mir nur nicht so ungeheuer wohl gefielen!“ — Dabei überströmte ein mildes, unbeschreibliches, doch göttliches Lächeln des edelsten Selbstgefühls das schöne Antlitz. — „Bei solchem Gebrauche der Kur müssen Sie ja krank werden, wenn Sie es nicht schon sind.“

Das Gesicht des Unbekannten wurde inzwischen immer freundlicher, und der Rittmeister, wie durch eine magnetische Kraft zu ihm hingezogen, kroch auf allen Vieren aus seinem kleinen Fenster heraus, stellte sich vor ihn hin und redete ihn also an:

„In meinem Leben habe ich mich schon einmal schlagen müssen, weil ich nicht begreifen konnte oder wollte, wie man so ein Philister sein könnte, eine Flasche Champagner allein zu trinken; — was fang' ich aber mit Ihnen an, der mir seit drei Tagen Sonne und Licht raubt, vor meinem Fenster sitzt, allein seinen Brunnen trinkt und kein freundliches Wort für mich hat? König, geh' mir aus der Sonne! ist nicht genug gesagt, ich will philosophischer sein als Diogenes; stehen Sie auf, geben Sie mir Ihren Arm, wir wollen miteinander promenieren; ich will Ihnen Geschichten erzählen, Geschichten von schönen Mädchen, vernagelten Kanonen, Feldherren, Überfällen, unmenschlich tugendhaften Frauen, und wenn der Teufel der Hypochondrie Sie nicht bald verläßt, so soll er mich dafür holen.“

Das edle Antlitz des Fremden nahm den freundlichsten Ausdruck von Wohlgefallen an; er lächelte, reichte seinen Arm und sagte: „Lassen Sie uns gehen. — Sie sind Offizier?“

Rittmeister. Ja, ja! ich bin einer und gehöre zu den Truppen, welche keinen Feldprediger brauchen, um in den Himmel zu kommen.

Unbekannter. Also Husar? Das wird den Großherzog von Weimar recht interessieren. — Sie haben die Schlachten von Großgörschen und Bautzen mitgemacht?

Rittm. Jawohl! — Doch lassen wir das! darüber möchte man

selbst Hypochonder werden. Sprechen wir lieber von andern Dingen und mischen wir, wie Goethe, Wahrheit und Dichtung in unsere Unterhaltung.

Unb. Kennen Sie Goethe?

Rittm. Ob ich ihn kenne! Ich liebe ihn zärtlich, ich weiß ihn halb auswendig. Sein Tasso ist mein steter Begleiter.

Unb. Was halten Sie von seinem Werther?

Rittm. Ach! das wag' ich nicht zu sagen.

Unb. Nun, — doch genieren Sie sich nicht um meinetwillen.

Rittm. Werther ist meiner Ansicht nach ein wahrer Lumpenkerl. — Solche Charaktere sind meiner Natur so schnurstracks zuwider, daß ich mir gar kein Urteil darüber anmaßen will. — Ich habe die Leiden gelesen und fortgelegt, — das verstehst Du nicht, — dachte ich.

Unb. Da gefallen Ihnen die Räuber von Schiller wohl besser?

Rittm. Allerdings; Schiller ist der Mann der Soldaten; er erweckt in der Brust uns den Mut und feuert die Seele zu Taten an. — Doch das nützt Ihnen nichts. — Haben Sie das schöne blonde Mädchen, dem Salon des Schloßgartens gegenüber, zur „Stadt Dresden" gesehen? Ein himmlisches Geschöpf! Der alte Prinz de Ligne hielt ihr in zarter Jugend Vorlesungen über die Kunst zu lieben und, wie es scheint, nicht ohne Nutzen. Die ganze anwesende Männerwelt liegt schmachtend zu ihren Füßen. — Haben Sie nicht auch schon sehnsüchtige Liebesseufzer nach ihrem Fenster ausgestoßen? Ja, ja, jetzt fällt mir's ein. — Sie standen gestern mit einem kleinen, dicken Forstmanne am bekannten Eisengitter und lugten hinüber nach der holdblühenden Blondine, nicht wahr?

Unb. Wir hatte unsere Promenade beendigt und waren im Begriff, nach Hause zu gehen; aber — wo waren denn Sie?

Rittm. Ich? Ich faullenzte im Hauptquartier, wie so viele andere anderswo.

Unb. Sie scherzen! —

Rittm. Vielleicht, vielleicht auch nicht. — Die Wahrheit liegt in der Mitte; — ich kann Ihre Frage auch umgekehrt beantworten: ich rekognoszierte den Feind und suchte seine Hauptstellung zu umgehen.

Unb. Bravo! Sehr gut! — und der Feind?

Rittm. Der Feind, Herr Hypochonder, der brauchte seine allerliebsten Sammetpatschen, um jeden Überfall abzuwehren, bis endlich Chamade geblasen wurde. — Verstehen Sie den Ausdruck?

Unb. Nicht ganz — allein der Großherzog —

Rittm. Ich bitte, lassen wir den in seinem Athen an der Ilm mit Goethe lustwandeln; der Großherzog schlägt nicht mehr unsere Schlachten, — und das Ideal meines Feldherrn hab' ich auch bei Lützen den ganzen Tag vergebens gesucht. — Ich hatte die unvermutete Ankunft von vier Kavallerieregimentern auf dem Schlachtfelde zu melden. — Ich eilte zu allen Befehlshabern, aber keiner wollte befehlen. Der eine klagte über Rücken- und Seitenschmerzen ob des erhaltenen Prellschusses, — der andere meinte, er beobachte bloß, der dritte fluchte russisch auf die Preußen, und der vierte war nicht in der Laune, fröhlich zu sein. Das Korps des Vizekönigs drängte ihn, — so entledigte er sich denn seiner Wut durch einige kräftige Flüche und eine allgemeine Einladung. — „Wer den Karren in den D— geschoben hat, kann ihn auch herausziehen" — war des Helden kräftiger Bescheid. — So eilte ich denn, enttäuscht von meinen Idealen, trauernd über das mit Toten bedeckte Schlachtfeld und erreichte noch zeitig genug mein Regiment, um bei der unglücklichen Kavallerieattacke, die man morgens und nicht abends hätte unternehmen sollen, wie alle übrigen in den verdammten Graben zu fallen und in einen chaotischen Wirrwarr zu geraten. — Sehen Sie! das nennt man eine Schlacht mitmachen.

Unb. Das Bild, welches Sie mir da geben, ist in der Tat neu; ich danke Ihnen, Herr Doktor Husar; jetzt muß ich in mein Bad; aber morgen hoffe ich eine große Portion von Ihren Mixturen einzunehmen und vielleicht noch einen Freund mitzubringen, der gern dergleichen zu sich nimmt. — Sie erlauben doch? Oder wollen Sie sich noch mit mir schlagen?

Rittm. Umarmen möcht' ich Sie.

Der Unbekannte drückte dem Rittmeister sehr freundlich die Hand, sagte „Auf Wiedersehen!" — und ging.

Am folgenden Morgen, als die Strahlen der Sonne kaum den Schläfer erweckt hatten, klopfte man schon an sein Fenster und rief: „Herr Doktor, der Hypochonder ist da; heraus! heraus!" In möglichster Eile beendete der Rittmeister seine Toilette, schlüpfte behende zum Fenster heraus, faßte den neu erworbenen, nun schon alten Freund unter den Arm und begann neue Erzählungen von Liebe und Krieg.

Eine Stunde mochte so vergangen sein, da kam ein Fremder in den Garten, den der Rittmeister seinem Aussehen nach für einen

Forstmann oder Gutspächter hielt, grüßte mit einem „Guten Morgen" und redete den Hypochonder mit einem „Da bin ich!" wie einen alten Bekannten an. Dieser wandte sich zu dem Rittmeister und sagte, gleichsam ihn dem Fremden vorstellend: „Mein gütiger Doktor."

627. Zisterzienserpriester und Prof. Anton Dittrich in Komotau:

Teplitz, den 17. Juli 1813.

Gestern war einer der merkwürdigsten Tage meines Lebens. Ich hatte das Glück, den verehrtesten Dichter Deutschlands zu sehen und mich mit ihm mehr als eine halbe Stunde über Kunst zu unterhalten. Ein hoher, ansehnlicher Wuchs mit verhältnißmäßigen Umrissen, aber Gesichtszüge mit dem Gepräge eines liebenswürdigen Selbstbewußtseins, voll Humanität, ganz das Bild einer durch Kunst gebildeten Seele, ein praecises, auch den gebildeten Hofmann verrathendes Benehmen schmücken Göthes Äußere. Ich war entzückt über die sanfte, gefällige, anspruchslose Aufnahme, und bin stolz darauf, mit diesem Manne ein Gespräch eingeleitet zu haben, das ihn sehr zu interessieren schien. Ihm meine dankbare Verehrung darzuthun, mich im Namen der Nation über die Kargheit seiner lyrischen Muse zu beklagen, sein Urtheil über seine Kritiker einzuhohlen, in den Untersuchungen über Schönheit eine bestimmte Richtung zu erhalten, oder vielmehr ihm den Begriff des Schönen abzufragen, mein Urtheil über Kotzebue zu berichtigen, mir die vorzüglichsten Ästhetiker empfehlen zu lassen, drgl. war der Zweck meines Besuchs. Mit herzlicher Miene nahm er meine Huldigungen an.

628. Wilhelm von Humboldt an seine Gattin:

Prag, 31. Julius 1813.

Goethe ist, wie mir die Recke . . . sagt, sehr verdrießlich in Teplitz. Ich kann mir seinen Zustand denken. Er hat eigentlich kein Gleichgewicht in sich, er ist schwach in der Wirklichkeit, und dann gilt das Idealische nur im Moment der Begeisterung und durchdringt nicht jeden Moment des bloßen einfachen Lebens. Da er sich nicht anschließt, können es auch andere nicht, und so nötigt ihn gerade die Unfähigkeit, recht allein zu stehen, allein zu bleiben.

629. Erinnerungen des Feldmarschalls Freiherrn von Heß:

Dresden, den 11./16. August 1813.

Die vierzehn Tage bis zu Goethes Ankunft in Dresden waren vergangen und Herzog Carl August währenddem angekommen; auch wir erhielten Goethes Karte (mit darauf verzeichneter Wohnung, weil er uns leider nicht fand), wonach ich mich tags darauf denn auch alsogleich in freier Stunde hinverfügte.

Das Getreibe und Kriegsgetümmel der Stadt hatte in dem edlen Dichter, wie er mir sagte, das Bedürfnis erweckt, sich im Kontraste mit selbem noch mehr in den freiesten Kunstanschauungen zu bewegen. So wurde sein früheres Wort bald zur Tat, und er schlug mir vor, zuerst die Galerie, dann die Museen und endlich das Japanische Palais zu besehen, wo er mir dann alles erklären und deutlich machen wolle, was dem minder Eingeweihten ohne höhere Führung nicht sogleich verständlich sein könne, und, gütig wie er war, hielt er getreulich das gegebene Versprechen. Leider waren es jedoch die damaligen Geschäftsarbeiten bei Tag und Nacht in Dresden und die darauf folgenden langen Kriegsjahre, welche mich verhinderten, noch mit frischerem Gedächtnisse all das Interessante und Gediegene, all die Goldkörner mehr en détail aufzuzeichnen, welche aus dem Munde dieses unvergleichlichen Kenners und Schätzers alter und neuer Kunst flossen. Er durchschaute mit Adlerblicken tief den Kern jedes Kunstwerkes, und offen und klar lagen vor ihm die Anschauung wie der Schaffungsprozeß eines Raffael, Correggio, Tizian, Michelangelo und wie sie nun alle heißen die Heroen der Kunst, als ihre Bildungen vor uns standen.

Alle erklärte er mit einer Güte, einer Langmut, die mir noch jetzt unvergeßlich sind, und deren Klarheit es gerade war, die den Gedanken in mir aufkommen ließ, daß man so Natürliches, so Wahres nicht aufzuschreiben bedürfe, da es ja dem Sinne nicht mehr entgehen könne. Durch seinen Blick wurde mir jede Wesenheit dergestalt entschleiert, daß zuletzt sein Gedanke sich zu dem meinigen, in dieser Fülle des Richtigen und Wahren einmal großgezogen, bis auf den heutigen Tag nicht anders mehr denken konnte, als es mir Goethe in wenigen Augenblicken gezeigt, bewiesen, bis zur Evidenz faßlich gemacht hatte. Instinktartig hatte wohl die Natur schon früher etwas in mich gelegt, nun wurde aber das jahrelange stille Denken zur plötzlichen Erkenntnis, die, wie das Gestirn des Mondes bei stiller Nacht, meinen bisher dämmernden Gedanken bei der Leuchte des freundlich unermüdlichen Meisters aufging.

630. Aus den Erinnerungen des polnischen Offiziers Graf Joseph Zaluski:

Weimar, den 15. September 1813.

Ich bekam Quartier beim Geheimen Rat am Weimarer Hofe, dem berühmten Dichter Goethe. Sobald ich dies erfuhr, ging ich gleich, dem ruhmreichen Manne einen ehrfurchtsvollen Besuch abzustatten. Und ich habe mit ihm en tête-à-tête zu Mittag gegessen, für einen polnischen Offizier keine geringe Ehre! Als der deutsche Voltaire erfuhr, daß fast alle seine Werke mir bekannt und in Polen verbreitet, daß manche schon übersetzt, andere im Übersetzen begriffen sind, da ließ er, der deutsche Dichter, französisch-kosmopolitischen Champagner bringen. Wir tranken auf das Wohl der Schriftsteller und der Literatur beider Nationen: der deutschen und der polnischen.

631. Aus der Lebensgeschichte Friedrich Barons de la Motte Fouqué:

Weimar, Ende Oktober 1813.

Die für das rechte Rheinufer siegreich entscheidende Leipziger Schlacht hatte uns bei Verfolgung des Feindes in die Nähe von Weimar geführt. Ich nahm Urlaub zu einem Ritt hinein, um meinem Dichterheros meine Verehrung zu bezeigen.

Da stand ich nun wiederum vor dem einfach schönen Hause. Etwa zehn Jahre waren seither vergangen. Und welch ein Dezennium! Auch für mich: welch eine völlige Umwandelung!

Auch im Hause freilich sah es gar anders aus: Eine starke österreichische Einquartierung hatte notgedrungen alle vordere Zimmer in Beschlag genommen: Ordonnanzen rannten auf und ab. Das schöne musivische Salve, vor dem Eingange zu den Gemächern den Boden schmückend, war im Staube der gestiefelten Tritte fast unsichtbar geworden. Mich befiel eine seltsame Wehmut.

Dennoch schritt ich im ziemlich kecken Bewußtsein seither mannigfach errungener Selbständigkeit dem mir noch aus jenem ersten Besuch wohl erinnerlichen, würdig aussehenden Kammerdiener nach, der mir sogleich auf meine erste bescheidene Anfrage versicherte, ich sei willkommen. Es ging nach einem Hinterzimmer, wohin der edle Hausherr zurückgedrängt war, und in einem kleinen Vorgemach beschied mich mein freundlich vorhineingehender Begleiter, ein paar Augenblicke zu warten. . . .

Unverſehens ging die Zimmertüre leiſe auf, und hervorblickte das noch ganz unvergeßne Apollo-Antlitz, apolliniſcher noch, weil in häuslicher Bequemlichkeit die Halsbinde fortgeblieben war und ſo die Heroen-Phyſiognomie ſich noch idealer hervorhob. „Treten Sie näher!“ ſprach die wohllautende Stimme, . . . voll tiefſter Ehrerbietung mich neigend, trat ich über die Schwelle.

Goethe winkte mir ſogleich, mich zu ſetzen, indem er mir gegenüber Platz nahm. Und ich hub meinen Spruch — möglich, daß die Stimme des ſechsunddreißigjährigen Kriegsmannes nicht ohne alle Bebung blieb — etwa folgendermaßen an: „Ich komme, Eurer Exzellenz für etwas zu danken, das Ihnen mutmaßlich ſchon längſt vergeſſen iſt: für meine gaſtlich huldreiche Aufnahme in Ihrem Hauſe vor nun etwa zehn Jahren.“ Und nun berührte ich noch einige nähere, jedoch nur äußerliche Umſtände von damals, feſt entſchloſſen, wenn Goethe nichts Literariſches anrege, auch meinerſeits nicht im mindeſten irgendeinen Schritt deshalb fürder zu tun, ſondern mich bald nach einfach geſelliger Sitte wiederum zu empfehlen.

Er aber ſagte voll unbeſchreiblicher Anmut des Blickes und der Stimme:

„Meinen Sie denn, daß ich Sie aus den Augen verloren hätte, ſeitdem?“

Es durchfuhr mich, wie ein elektriſcher Strahl, aber ſanft, und ich fühlte mich neubelebt.

Nun folgten ehrende Worte, vollkommen dichteriſch anerkennende für mich und auch für meine ſeither verewigte Gattin, Caroline Baronin de la Motte Fouqué, und am Schluß der holden Rede fügte er hinzu:

„Während meines letzteren Badeaufenthaltes in Karlsbad waren Sie beide mit ihren Dichtungen mir gar liebe Gefährten.“

Was ich ihm antwortete, hieß etwa ſo: „Ich hoffe, Eure Exzellenz ſieht klar in mich herein und ſieht demzufolge, was ich nicht ausſprechen kann. Aber es iſt ein Gipfelpunkt meines Lebens.“

Sein freundliches Auge beſtätigte mir's: Ja, er hatte in der Tat in mich hereingeſehn, und er war in dieſem Augenblicke zufrieden mit mir. Nun aber drängte uns der Moment auch auf die äußerliche Geſtaltung der Zeit, und wir beſprachen uns darüber, ſoweit es die Umſtände vergönnten, mich nach dem Biwack wieder hinausrufend, ihn an ohne Zweifel weit mannigfach wichtigeres und höheres Schaffen.

Zunächſt äußerte ich meine Zufriedenheit, daß nun die geweihete Dichterwohnung wieder bald der wackern, aber freilich ſehr über-

füllenden Gäste werde entledigt sein. „Wissen Sie das so gewiß?" fragte Goethe. „Und woher?" — „Weil niemand von uns Kriegern jetzt Muße hat, in der Verfolgung des besiegten Weltbesiegers zu weilen." — „Besiegt? Wird er sich nicht vorerst noch bei Erfurt stemmen?" — „Das wünsch' ich. Aber ich hoff' es kaum." — „Schlagen Sie seinen Widerstand dorten so leicht an?" — „Ich schlage nichts leicht an, was Napoleon tut oder läßt. Und eine Schlacht um Erfurt würde manchen Kopf kosten, sehr möglich unter andren den meinigen mit. Aber derweil er dort mit uns bataillierte, würden ihm andre große Heerhaufen den Rückzug vollends verrennen, und es wäre dann völlig aus mit ihm. Ich aber halte ihn für einen viel zu großen Feldherrn, als daß er solches nicht unermeßlich klarer einsehen sollte als ich." — „Also?" — „Also er wird eilen, an und über den Rhein zu kommen, so gut es gehen will oder so schlimm."

Goethe sah nachdenklich eine Zeitlang vor sich nieder und sprach alsdann mit tiefernstem Blicke: „So wäre er denn also wirklich schon vollständig geschehen, der entscheidende Schlag? Desto besser."

Beim Abschiede, mich aus der Tür geleitend, reichte er mir gütig die Hand mit den Worten: „Der Krieg bringt viel Störendes, aber auch Schönes: So, daß Sie jetzt zu mir kamen. Gutes Glück mit Ihnen. Und lassen Sie mich von Ihnen hören, wenn's sein kann."

632. Wilhelm von Humboldt an seine Gattin Caroline:

Weimar, 26. Oktober 1813.

Ich wohne hier wieder nach alter Art bei Goethe, der dich herzlich grüßt. . . . Der Geheimrat trägt den Annen-Orden, die Legion ist beiseite gelegt, wie es scheint. Allein die Befreiung Deutschlands hat noch bei ihm keine tiefe Wurzel geschlagen. Er glaubt zwar ernstlich daran, aber stellt mit vielen Umschweifen, unbestimmten Phrasen und Gebärden vor, daß er sich an den vorigen Zustand einmal gewöhnt habe, daß alles da schon in Ordnung und Gleis gewesen sei und der neue nun hart falle. Die Verheerungen der Kosaken, die wirklich arg sind, nehmen ihm alle Freude an dem Spaß. Er meint, das Heilmittel sei übler als die Krankheit, man werde der Knechtschaft loswerden, aber zum Untergehn. Ich habe mich wenig darauf eingelassen, diese Dinge zu bestreiten, es kam mir mehr darauf an, es zu kennen und aus ihm zu hören. Übrigens sieht er's sehr locker und lose an. Die Weltgeschichte, meint er, habe auch

dieſen Spaß haben müſſen. Alles dies wird den kleinen Mädchen, wenn ſie es hören, ein Greuel ſein und iſt auch ſehr arg. Sonſt aber iſt Goethe eine wunderſchöne Natur, mit der ich immer unendlich gern bin.

633. Wilhelm von Humboldt an ſeine Gattin Caroline:

[Frankfurt] 9. November 1813.

Die äußeren Dinge wirken jetzt ſo auf ihn, daß er mir, nicht zwar, wenn wir allein waren, aber mit der Frau bei Tiſch ſelten die Exzellenz geſchenkt hat.

634. Ein preußiſcher Artillerieoffizier:

Weimar, Dezember 1813.

In Weimar, wo ich einen Raſttag hielt, machte ich meinem alten früheren Kriegskameraden und Gönner, dem Geheimrat von Goethe, einen Beſuch. Er war wie immer gegen mich höchſt freundlich und lud mich auch zu Tiſche ein, wo wir dann bei einer Flaſche gutem alten Rheinwein ein paar Stunden ganz vergnüglich verplauderten und uns der Zeiten in dem Feldzug von 1792 und bei der Belagerung von Mainz wieder erinnerten. Was mir aber, offen geſtanden, jetzt an Goethe gar nicht recht gefallen wollte, war ſeine geringe patriotiſche Freude über unſere letzten glänzenden Siege und die Vertreibung Napoleons aus Deutſchland. Er verhielt ſich auffallend kühl und kritiſierend dagegen und pries ſogar die vielen glänzenden Eigenſchaften des Kaiſers Napoleon auf eine ſehr beredte Weiſe. Um mich mit einem ſo berühmten Dichter und Gelehrten, wie Goethe iſt, in eine Disputation einzulaſſen, beſaß ich natürlich lange nicht Redegewandtheit genug, und ſo konnte ich ihm nur erwidern, daß wir preußiſche Soldaten glücklicherweiſe eine ganz andere Geſinnung hegten, Napoleon als den Unterdrücker unſeres Vaterlandes haßten und freudig unſer Blut vergießen wollten, um ihn für immer in Deutſchland unſchädlich zu machen.

635. Luiſe Seidler an Pauline von Schelling:

Jena, den 17. Dezember 1813.

Von Goethe kann ich Dir wenig Erfreuliches mitteilen; dieſe unruhigen Zeiten haben ſeine Behaglichkeit geſtört, und das empfindet

er übel und soll es auch wiederum empfinden lassen. Ich war neulich auch mittags bei ihm und empfand es doch auch etwas, ob er gleich die Güte selbst war und mir drei herrliche Stunden mit der Mitteilung einiger Mappen Handzeichnungen und alter herrlicher Kupferstiche schenkte, denn er war weniger lebhaft als sonst. Auch meinte er: man müsse sich auf alle Art zerstreuen, und er arrangiere jetzt seine Kupferstiche nach den Schulen; das sei Opium für die jetzige Zeit. Nimm dies, wie Du willst: mir war es leid, daß er für die jetzige Zeit, die freilich lastenvoll, aber doch überall groß und herrlich ist, Opium will. Auch meinte er: es sei unrecht von den Studierenden und Professors, mit in den Kampf ziehen zu wollen, da jetzt schon so viel geschehe, dadurch Wissenschaften gestört usw. würden. — Übrigens ließ er sich nicht weiter über die Sachen aus; aber daß er nicht dafür enthusiasmiert ist, beweist er doch auch, indem er seinem Sohn verweigert, sich unter die Freiwilligen zu stellen, der es wünscht und in kein gutes Licht durch sein Bleiben gesetzt wird.

636. Dietrich Georg Kieser an Luise Seidler:

Weimar, den 12. Dezember 1813, 11 Uhr abends.

Um 6 Uhr ging ich zu Goethe. Ich fand ihn allein, wunderbar aufgeregt, glühend, ganz wie im Kügelgenschen Bilde. Ich war zwei Stunden bei ihm, und ich habe ihn zum ersten Male nicht ganz verstanden. Mit dem engsten konfidentiellen Zutrauen teilte er mir große Plane mit und forderte mich zur Mitwirkung auf. Ich glaubte, es sei die Zeit nach Tische, aber es gab kein Tröpfchen, und dennoch wurde er immer lebendiger. Ich war zu müde, um mich in dieselbe Stimmung zu versetzen; so habe ich mich endlich ordentlich losgerissen. Ich fürchtete mich beinahe vor ihm; er erschien mir, wie ich mir als Kind die goldenen Drachen der chinesischen Kaiser dachte, die nur die Majestät tragen können. Ich sah ihn nie so furchtbar heftig, gewaltig, grollend; sein Auge glühte, oft mangelten die Worte, und dann schwoll sein Gesicht, und die Augen glühten, und die ganze Gestikulation mußte dann das fehlende Wort ersetzen. Ich habe seine Worte und Plane, aber ihn selbst nicht verstanden. Ich muß morgen nach dem Theater wieder zu ihm, um ihn zu ergründen. Er sprach über sein Leben, seine Taten, seinen Wert, mit einer Offenheit und Bestimmtheit, die ich nicht begriff.

Ob ihn der große Plan, den ich Ihnen nur mündlich sagen kann, so ergriff? Dann muß ich ihn noch mehr schätzen und sein Zutrauen gegen mich ehren. Daher auch Niemand ein Wort hiervon!

13. Dezember 1813.

. . . Es fällt mir dabei ein, daß es sonderbar ist, warum man so leicht, was Goethe sagt, ausführt und beweist, — wieder vergißt. So riet er mir in Beziehung auf unser Gespräch, ja am Sonnabend „Die Räuber" von Schiller zu sehen; aber ich habe das Motiv rein vergessen. Ich glaube, es liegt doch hauptsächlich darin, daß man sich durch die Art seiner Darstellung überreden läßt, mit ihm ganz gleichdenkend zu sein, da man doch in den Grundansichten in manchen Stücken abweicht. Oder liegt's darin, daß man im Gespräch mit ihm nie Ruhe genug hat, um das sich im Gespräch Entwickelnde sich einzuprägen, da der Strom der Entwicklung unaufhaltbar forteilt und das Frühere vom Nachfolgenden verschlungen wird?

637. Aus den Erinnerungen des Professors Heinrich Luden:

Weimar, den 13. Dezember 1813.

Bertuch ließ anfragen, wann Se. Exzellenz mich wohl empfangen könnte. „Sogleich nach Tische; etwa um 3 Uhr", war die Antwort. Bei meinem Eintritt, und es war das erste Mal, daß ich ihm in Weimar meine Aufwartung machte, kam Goethe mir entgegen, reichte mir die Hand und sagte mir in der verbindlichsten Weise höchst freundliche Worte. Aber er erleichtete mir nicht, wie Herr von Voigt getan hatte, das Anbringen meines Anliegens; vielmehr sprachen wir von gewöhnlichen Dingen, jedoch bald auch von den jüngsten Ereignissen. An dieses Gespräch knüpfte ich dann an. Er würde, sagte ich, schon von Bertuch gehört haben, daß ich die Absicht hätte, eine politische Zeitschrift im Industrie-Comptoir herauszugeben. „Ja," antwortete Goethe, „Bertuch hat mir davon gesprochen. Wie aber sind Sie auf diesen Gedanken gekommen?" Ich erzählte ihm mein Abenteuer mit Herrn von Grolmann. „Freilich," sagte Goethe, „bei der gegenwärtigen Aufregung — um nicht zu sagen Begeisterung — finde ich das natürlich genug. Haben Sie denn schon mit Bertuch wirklich abgeschlossen, und steht Ihr Entschluß unwiderruflich fest?" „Die Ankündigung," erwiderte

ich, „iſt ſchon in der Druckerei und wird in wenigen Tagen ausgegeben werden, wenn nicht etwa auf Seiten des hohen Miniſteriums eine Bedenklichkeit obwaltet. Eben deswegen," ſetzte ich hinzu, „möchte ich das Unternehmen der Protektion Ew. Exzellenz empfehlen". — Goethe ſchwieg wohl eine Minute lang; ſein Geſicht wurde ſehr ernſt. Alsdann hob er an und ſagte ungefähr folgendes:

„Ich habe ſchon vor Jahren offen zu Ihnen geſprochen, auf Ihre Diskretion rechnend; das will ich auch jetzt tun, Herr Hofrat. Als öffentlicher Beamter habe ich gegen die Herausgabe einer Zeitſchrift nichts einzuwenden. Unſere Regierung würde ſich auch gewiß in dieſer Zeit hartem Tadel ausſetzen, wenn ſie ſich erlaubte, einem ſolchen Unternehmen entgegenzutreten. Wir haben ja — die Freiheit mit vielem Blute ruhmvoll erkämpft; was ſollte uns die Freiheit, wenn wir ſie nicht benutzten? Und gewiß ſind wir am geeignetſten, ſie durch Wort und Schrift zu benutzen, auch ſchon darum, weil dieſes der bequemſte Modus iſt. Alſo wird die herzogliche Regierung Ihnen und Bertuch ohne Zweifel vollkommen freie Hand laſſen. Eine Protektion zwar kann Ihnen niemand verſprechen und niemand gewähren; ein jeder bleibt billig für ſeine Handlung verantwortlich; Sie werden jedoch wohl auch keiner Protektion bedürfen; und ſollten Sie ſich jemals verleiten laſſen, über die Schnur hinaus zu gehen, ſo wird Bertuch, der ſich auf ſolche Dinge verſteht, Sie ſchon an die Schranke mit der Inſchrift: noli me tangere, freundlich erinnern."

„Hätten Sie mich aber, ehe Sie ſich verbindlich gemacht hatten, vertraulich um meine Meinung gefragt, ſo würde ich Ihnen gewiß das ganze Unternehmen widerraten und Sie aufgefordert haben, bei Ihren gelehrten geſchichtlichen Arbeiten zu bleiben oder vielmehr, da Sie ſich ſchon in politica eingelaſſen und ſogar ein Handbuch der Staatsweisheit geſchrieben haben, zu Ihren gelehrten geſchichtlichen Arbeiten zurückzukehren, die Welt ihren Gang gehen zu laſſen und ſich nicht in die Zwiſte der Könige zu miſchen, in welchen doch niemals auf Ihre und meine Stimme gehört werden wird."

Dieſe Worte überraſchten mich ſehr; ich fühlte mich auf das Tiefſte verletzt. Indes ſuchte ich mich ſo gut als möglich zu faſſen, konnte aber nicht umhin, Etwas zu erwidern. „Ich muß geſtehen, daß es mir faſt lieb iſt, Ew. Exzellenz Meinung nicht früher und nicht vertraulich eingeholt zu haben. Denn wie hoch ich auch jedes Wort Ew. Exzellenz verehre, und wie glücklich ich ſein würde, mit

Ihnen zuſammenzuſtimmen, ſo fürchte ich doch, daß ich dieſes Mal den Rat Ew. Exzellenz nicht befolgt haben würde. Denn gerade das, daß der teutſche Michel bisher nur für ſich ſelbſt geſorgt, ſein eigenes Steckenpferd geritten, alsdann ſeinen Kloß gegeſſen und ſich behaglich den Mund abgewiſcht hat, unbekümmert um das gemeine Weſen, um Vaterland und Volk, gerade dieſes iſt es ja, was Schimpf, Schande und unermeßliches Unglück über Teutſchland gebracht hat; und all dieſe Schande und all dieſes Unglück wird von neuem über uns kommen, wenn wir zurückkehren zu der alten faulen Weiſe und gleichgültig ausſprechen, was vor einem halben Jahre, als ich eben durch eine Gaſſe in Jena ging, ein ehrſamer Bürger ſeinem Nachbar zurief: ‚Ja, Herr Nachbar, wie ſollte es gehen? Gut. Die Franzoſen ſind fort, die Stuben ſind geſcheuert, nun mögen die Ruſſen kommen, wenn ſie wollen.‘“ — Und nun ſprach ich einige Minuten fort, von der großen Entſcheidung vor unſern Augen, von der Erhebung des teutſchen Volkes, von den Proklamationen der Fürſten, von Vaterland, von Freiheit, von der Notwendigkeit, gerade jetzt eine beſſere Zukunft zu begründen, und von der heiligen Pflicht eines jeden guten Menſchen, nach ſeiner Stellung und nach ſeinen Kräften mitzuwirken zur Benutzung dieſer großen Tage des neuen Heiles.

Goethe ſaß ganz ruhig. Endlich erhob er mit einem leichten Lächeln die rechte Hand. Ich ſchwieg. Sogleich fing Goethe mit einer ungemein ſanften Stimme, die zuweilen etwas bewegt zu werden ſchien, zu reden an und ſprach ohne Unterbrechung ziemlich lange. Von dem, was er ſagte, vermag ich indes nur einzelnes mitzuteilen, kann aber nicht unbemerkt laſſen, daß ich mehr als einmal auf das Tiefſte ergriffen wurde, zum Teil allerdings durch ſeine Worte, weit mehr noch durch ſeine Weiſe, durch den Ton ſeiner Stimme, den Ausdruck ſeines Geſichtes, die Bewegung ſeiner Hände. „Ich habe Ihnen,“ ſagte Goethe, „ruhig zugehört und recht gern. Sie aber ſind in einigen Eifer hineingeraten, und dies iſt eben nicht nötig geweſen, da Sie gewiß ſelbſt nicht glauben, daß Sie mir etwas Neues, daß Sie mir etwas geſagt haben, was mir unbekannt geweſen wäre. Ich ſpreche über ſolche Dinge ſehr, ſehr ungern, und Sie dürfen überzeugt ſein, daß ich meine guten Gründe habe. Ich würde mich auch mit Ihnen nicht in ein ſolches Geſpräch eingelaſſen haben, wenn von etwas Geſchehenem, von einem facto oder auch von einer einzelnen vorübergehenden Handlung, die erſt geſchehen ſoll, die

Rede wäre. Es gilt aber um etwas anderes. Sie wollen in dieser wunderlichen und furchtbaren Zeit ein Journal herausgeben, ein politisches Journal. Sie gedenken dasselbe gegen Napoleon zu richten und gegen die Franzosen. Aber glauben Sie mir: Sie mögen sich stellen, wie Sie wollen, so werden Sie auf dieser Bahn bald ermüden. Sie werden bald daran erinnert werden, daß die Windrose viele Strahlen hat. Alsdann werden Sie an die Throne stoßen und wenn auch nicht denen, welche auf denselben sitzen, doch denen mißfallen, welche dieselben umgeben. Sie werden alles gegen sich haben, was groß und vornehm in der Welt ist, denn Sie werden die Hütten vertreten gegen die Paläste und die Sache der Schwachen führen gegen die Hand der Starken. Zugleich werden Sie von Gleichen Widerspruch erfahren, teils über Grundsätze, teils über Tatsachen. Sie werden sich verteidigen und, wie ich hoffen will, glücklich, und dadurch werden Sie neue Feindschaft wider sich erwecken. Mit einem Worte, Sie werden in mannigfaltige Händel verwickelt werden. Mit den Gleichen dürften Sie vielleicht fertig werden: wen Sie nicht überwinden, den können Sie ignorieren, und manchen geschieht selbst mit Verachtung zu viele Ehre. Aber anders ist es mit den Mächtigen und Großen. Mit denselben ist nicht gut Kirschen zu essen, Sie wissen, aus welchen Gründen. Den Waffen derselben hat man nichts einzusetzen. — Da ich dieses alles ganz klar voraussehe, so bin ich allerdings bedenklich. Ich möchte unserm fürstlichen Hause, für welches auch Sie fromme Wünsche hegen, keine Unannehmlichkeiten bereitet, ich möchte unser Gouvernement, das nicht über 100000 Bajonnette zu verfügen hat, in keine verdrießlichen Verhandlungen verwickelt sehen; ich möchte von der Universität, deren Mitglied Sie sind, jeden Nachteil abwenden; ich denke endlich, warum sollte ich es nicht sagen, auch an meine Ruhe und an Ihr Wohl."

Hier trat eine Pause ein. Ich schwieg still, weil ich, was ich etwa zu sagen vermocht hätte, nicht zu sagen wagte, und weil ich auch, diesem Manne gegenüber, in der Tat sehr bewegt war. Bald fuhr Goethe fort:

„Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein; diese Ideen sind in uns; sie sind ein Teil unsers Wesens, und iemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Teutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das teutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im

ganzen ist. Eine Vergleichung des teutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche; und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag; denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Teutschlands Zukunft. Ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben. Ja, das teutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Teutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zu Grunde gegangen sein. Da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie, nach meinem Glauben, noch eine große Bestimmung haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer sein wird denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den anderen Völkern, sondern wenigstens hierin voraufstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen Tat, wenn der Tag des Ruhmes anbricht."

„Aber wir haben es jetzt nicht mit der Zukunft zu tun, nicht mit unsern Wünschen, unsern Hoffnungen, unserm Glauben, und auch nicht mit den Schicksalen, die uns und unserm Vaterlande bevorstehen mögen, sondern wir sprechen von der Gegenwart, von den Verhältnissen, unter welchen Sie Ihre Zeitschrift beginnen wollen. Nun sagen Sie zwar: die Entscheidung ist gefallen. Freilich. Aber diese Entscheidung ist doch, im besten Falle, erst der Anfang vom

Ende. Noch ſind zwei Fälle möglich: entweder der Gewaltige beſiegt ſeine Feinde alleſamt noch einmal, oder er wird von ihnen beſiegt. Ein Abkommen halte ich kaum für möglich; und wüßte man es auch zuſtande zu bringen, ſo würde es nichts helfen: wir wären auf der alten Stelle. Setzen wir nun den erſten Fall: Napoleon beſiegte ſeine Feinde: — Unmöglich, ſagen Sie? So ſicher ſind wir nicht. Indes halte ich es ſelbſt nicht für wahrſcheinlich. Wir wollen alſo den Fall fallen laſſen und ihn für unmöglich erklären. Es bliebe mithin nur übrig, daß Napoleon beſiegt würde, gänzlich beſiegt. Nun? und was ſoll nun werden? Sie ſprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des teutſchen Volkes und meinen, dieſes Volk werde ſich nicht wieder entreißen laſſen, was es errungen und mit Gut und Blut teuer erkauft hat, nämlich die Freiheit. Iſt denn wirklich das Volk erwacht? weiß es, was es will und was es vermag? Haben Sie das prächtige Wort vergeſſen, das der ehrliche Philiſter in Jena ſeinem Nachbar in ſeiner Freude zurief, als er ſeine Stuben geſcheuert ſah und nun, nach dem Abzuge der Franzoſen, die Ruſſen bequemlich empfangen konnte? Der Schlaf iſt zu tief geweſen, als daß auch die ſtärkſte Rüttelung ſo ſchnell zur Beſinnung zurückzuführen vermöchte. Und iſt denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt ſich, wer gewaltſam aufgeſtöbert wird? Wir ſprechen nicht von den Tauſenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir ſprechen von der Menge, von den Millionen. Und was iſt denn errungen oder gewonnen worden? Sie ſagen, die Freiheit; vielleicht aber würden wir es richtiger Befreiung nennen — nämlich Befreiung nicht vom Joche der Fremden, ſondern von einem fremden Joche. Es iſt wahr: Franzoſen ſehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber ſehe ich Koſaken, Baſchkiren, Kroaten, Magyaren, Kaſſuben, Samländer, braune und andere Huſaren. Wir haben uns ſeit einer langen Zeit gewöhnt, unſern Blick nur nach Weſten zu richten und alle Gefahr von dorther zu erwarten; aber die Erde dehnt ſich auch noch weithin nach Morgen aus. Selbſt wenn wir all das Volk vor unſern Augen ſehen, fällt uns keine Beſorgnis ein, und ſchöne Frauen haben Roß und Mann umarmt. Laſſen Sie mich nicht mehr ſagen. Sie zwar berufen ſich auf die vortrefflichen Proklamationen fremder Herren und einheimiſcher. Ja, ja: ‚Ein Pferd, ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!‘“

Als ich auf dieſes Wort etwas erwiederte, entſtand ein Geſpräch, in welchem Goethes Worte immer beſtimmter, ſchärfer und, ich

möchte ſagen, individueller wurden. Aber ich trage Bedenken niederzuſchreiben, was geſprochen worden iſt. Auch wüßte ich nicht, wozu es dienen ſollte. Nur das eine will ich bemerken, daß ich in dieſer Stunde auf das innigſte überzeugt worden bin, daß diejenigen im ärgſten Irrtum ſind, welche Goethe beſchuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine teutſche Geſinnung, keinen Glauben an unſer Volk, kein Gefühl für Teutſchlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück. Sein Schweigen bei den großen Ereigniſſen und den wirren Verhandlungen dieſer Zeit war lediglich eine ſchmerzliche Reſignation, zu welcher er ſich in ſeiner Stellung und bei ſeiner genauen Kenntnis von den Menſchen und von den Dingen wohl entſchließen mußte.

Als ich endlich aufbrach, waren meine Augen mit Tränen angefüllt. Ich faßte Goethes beide Hände, weiß aber durchaus nicht, was ich geſagt habe, und ebenſowenig, was Goethe geantwortet hat. Gewiß iſt, er war ſehr herzlich.

638. Rochlitz an Böttiger:

Leipzig, den 30. December 1813.

Unter dieſen muß ich vor allen Göthe rühmen. Ich wüßte Nichts zu erſinnen, was ächte Humanität, Fürſorge, Zutraulichkeit und Freundſchaft für Menſchen, wie wir eben ſind, thun könnten, das er nicht vom erſten bis zum letzten Tage, vornämlich für mich ſelbſt, gethan hätte. Damit Sie nicht glauben, ich ſehe durch das ſchmückende Glas der Vorliebe, will ich Ihnen nur Einiges anführen, was ſich mit Wenigem anzeigen läßt. Die meiſten Vorſtellungen der Bühne waren bloß nach unſern Wünſchen angeordnet; Göthe überließ uns für immer ſeine Loge, in welcher er nur uns beſuchte — wie er uns ſeinen Wagen und andere Bequemlichkeiten überließ. Ich wünſchte gleich beym erſten Morgenbeſuch ſeine Kunſtſachen, vornämlich ſeine Zeichnungen nach und nach kennen zu lernen. Er ſann ſich, damit dies auf die ungezwungendſte und erfreulichſte Weiſe geſchehen möchte, Folgendes aus, was er gleich den erſten Nachmittag, wo er zu uns kam, mir vorſchlug. Ich laſſe für Sie, ſagte er, jeden Tag ein Stübchen heizen, und ſorge am Morgen dafür, daß Sie immer wenigſtens für einige Stunden Beſchäftigung bereit finden. Kommen Sie dann oder kommen Sie nicht. Kommen Sie, ſo wird mein Bedienter mirs ſagen; kann ich, ſo theile ich Ihre Be-

schäftigung; kann ich nicht, so mögen Sie mich entschuldigen. Und so geschah es auch pünktlich; er kam aber allezeit, und ich blieb nur, wegen anderer Beschäftigung, drey Tage aus. Da kramten, und besichtigten und untersuchten wir denn gemeinschaftlich; theilten uns unsere Ansichten einander mit, stritten wohl auch, und hübsch ernstlich; kurz, es waren köstliche Stunden; denn was weiß der Mann nicht alles, und wie lehrreich oder anziehend wird nicht selbst das Bekanntere durch sein Zusammenfassen des Einzelnen und Beziehen desselben auf das Allgemeine — besonders auch in Absicht auf Geschichte und Kunsttechnik!

Genug davon. — Zur Erinnerung an jene Stunden schenkte er mir noch beym Abschiede einige Skizzen von seiner Hand, und, in Beziehung auf seine Münzen, durch die wir einen schnellen Kursus der Kunstgeschichte gemacht hatten, verschiedene meiner Lieblinge darunter, gestochen.

639. Wilhelm von Humboldt an seine Gattin Caroline:

Freiburg, 1. Januar 1814.

Goethen kann ich mir vorstellen. Er gehört durchaus zu den gleichgültigen Naturen für alles Politische und Deutsche. Egoismus, Kleinmütigkeit und zum großen Teil ganz gerechte Menschenverachtung, die man aber nur nicht so anwenden muß, tragen zusammengenommen dazu bei. Die Frau hält ihn ihrerseits auch in den erbärmlichsten Ansichten in dieser Rücksicht gefangen. Dabei hat er wirklich von Napoleon eine große Idee wenigstens gehabt und hat sie eigentlich noch. Denn auch die jetzige Epoche sieht er doch als eine Krise an, die ihn habe auch treffen sollen, um ihn daran zu versuchen.

640. Gries an Hufeland:

Jena, den 4. Februar 1814.

Der alte Meister ist noch immer sehr thätig. Möchten wir ihn nur noch recht lange behalten!

641. Aus Karl Eberweins Aufzeichnungen:

Weimar, den 29. Mai 1814.

Im Jahre 1814 bat ich auf Wolffs Anregung Goethe, mir zu erlauben, sein Monodram Proserpina zu komponieren. . . . In wenig

Wochen schon, am 4. April, schrieb ich die Ouverture als Schlußstein des Ganzen. Nach Vollendung derselben ritt ich nach Berka an der Ilm, wo eben Goethe im Edelhof sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Mit Vergnügen vernahm er die Lösung meiner Aufgabe und bestimmte einen andern Tag, an dem ich mich mit der Partitur zu einer Probe bei ihm einfinden möchte. . . .

Der Geheimrat war allein; die Geheimrätin divertierte sich mit der Ulrich in der Residenz. Die beliebten Ilmforellen und Spargel, nach den Regeln englischer Kochkunst zubereitet, zierten das Mahl. Es befremdete mich, daß der Geheimrat seine Lieblingsspeisen nicht mit dem bekannten Wohlbehagen genoß. Die Mitteilungen über die Wirksamkeit des Theaters und was sich sonst seit seiner Entfernung in Weimar ereignet, gewannen ihm höchstens ein beifälliges Lächeln ab. Einige Fragen, die er leichthin an mich richtete, wurden ebenso von mir beantwortet. Meine Gedanken beschäftigten sich allein mit Proserpina. So saßen wir, jeder auf eigne Weise in sich versunken, wie es Künstlern in solcher Situation zu geschehen pflegt, als sich der Geheimrat erhob. Er führte mich in ein anderes Gemach, wo ein Pianoforte mich erwartete. Einen Sessel, den ich ihm anbot, lehnte er ab. Groß und erhaben stellte er sich mir zur Seite, blickte in die Partitur und half mir während der Ouverture beim Umwenden der Blätter. Hierauf deklamierte der 64jährige Dichter Proserpina mit einer gewaltigen Tiefe der Empfindung, so daß es mir bald warm, bald kalt wurde. Wenn er an geeigneter Stelle in Leidenschaft geriet, mußte ich, noch nicht die Hälfte seiner Jahre zählend, mich zusammennehmen, damit er mich, den Komponisten, nicht überflügele. Der Unterschied der Jahre hielt ihn nicht ab, mir entgegenzukommen, nachzugeben und gefällig zu sein. Bei so inniger Vereinigung der Poesie mit der Musik konnte der Erfolg für mich nicht zweifelhaft sein. Am Schluß erklärte sich der Meister mit der Behandlung seines Gedichts sowie der Musik vollständig einverstanden. Proserpina, fügte er hinzu, wolle er in einer Weise in Szene setzen, wie man noch nichts ähnliches gesehen habe.

642. Tagebuchaufzeichnungen des Kanzlers Friedrich von Müller:

Weimar, den 30. Mai 1814.

Häßliches Regenwetter bis gegen Abend. Frühe Fahrt nach Weimar, um nach Goethes Wunsch das vorseiende Duell seines Sohnes mit

Rittmeiſter von Werthern auf ſchickliche Weiſe zu verhindern. Es gelang durch Herrn von Gersdorfs eifrige Mitwirkung, und dieſer fuhr ſelbſt mit mir nach Berka zurück. Heiteres Mittagsmahl, langes Auf- und Abgehen nach Tafel im Vorſaal, in welchem der große ausführliche Plan von Rom aufgehängt war.

Goethe animierte mich ſehr zu einer Reiſe nach Italien. Bieſter habe ſie einſt in drei Monaten gemacht. Plötzlich blieb er vor jenem Abbilde Roms ſinnend ſtehen und zeigte auf Ponte molle, über welchen man, von Norden herkommend, in die ewige Roma einzieht. Euch darf ich's wohl geſtehen, ſagte er, — ſeit ich über den Ponte molle heimwärts fuhr, habe ich keinen rein glücklichen Tag mehr gehabt. Und dabei waltete tiefe Rührung über ſeinen Zügen! Ich lebte, fuhr er fort, zehn Monate lang zu Rom ein zweites akademiſches Freiheitsleben, die vornehmere Geſellſchaft ganz vermeidend, weil ich dieſe ja zu Hauſe ſchon habe.

Seltſame Unterredung mit Lord Briſtol, der ihm den durch ſeinen Werther angerichteten Schaden vorwarf. Wie viel tauſend Schlachtopfer fallen nicht dem engliſchen Handelsſyſtem zu Gefallen, entgegnete der Dichter noch derber; warum ſoll ich nicht auch einmal das Recht haben, meinem Syſtem einige Opfer zu weihen?

Als er darauf ein herrliches Blatt von Iſrael von Mecheln (1504), den Tanz der Herodias vorſtellend, uns zeigte, ſetzte er hinzu: Der Menſch mache ſich nur irgendeine würdige Gewohnheit zu eigen, an der er ſich die Luſt in heitern Tagen erhöhen und in trüben Tagen aufrichten kann. Er gewöhne ſich z. B., täglich in der Bibel oder im Homer zu leſen, oder Medaillen oder ſchöne Bilder zu ſchauen, oder gute Muſik zu hören. Aber es muß etwas Treffliches, Würdiges ſein, woran er ſich ſo gewöhnt, damit ihm ſtets und in jeder Lage der Reſpekt dafür bleibe.

643. Kapellmeiſter Bernhard Anſelm Weber an Eſperſtedt:

Berka, den 26. Juni 1814.

Am Freitag Abend kamen wir wie naſſe Pudel in Berka an. Ich ſchickte meine Briefe zu Herrn von Goethe mit der Bitte, ihn beſuchen zu dürfen. Er nahm uns noch am Abend ſehr freundlich und liebreich auf. Wen trafen wir bei ihm? Zelter, was ich zwar ſchon in Weimar gehört hatte. Die erſte Zuſammenkunft wurde auf

Sonnabend früh um 8 Uhr verabredet. Wir blieben von dieſer Stunde bis 12 Uhr eingeſchloſſen beiſammen. Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, mein liebſter Freund, mit welcher Aufmerkſamkeit er alle meine Bemerkungen anhörte, mit welchem kindlichen Gemüt er meine gewünſchten Abänderungen auf der Stelle niederſchrieb, wie ihn die muſikaliſche Anſicht, die ich ihm von dem Ganzen gab, begeiſterte und auf neue Ideen brachte, wie erſtaunt und erfreut er zugleich war, als ich ihm ſagte, das Stück ſolle im großen Opernhauſe gegeben werden. Kurz dieſe vier Stunden ſchwanden mir wie ein Augenblick, der mir ewig herrliche Erinnerungen zurücklaſſen wird. Hätte ich gewußt, daß meinem Stücke die Ehre, im Opernhauſe gegeben zu werden, widerfahren ſollte, was hätte ich noch machen wollen! rief er einige Male aus. Nach dieſer Konferenz ſpielte ich ihm das Wenige vor, was ich ſchon gemacht hatte, und was ſeinen ganzen Beifall erhielt.

644. Tagebuchaufzeichnungen des Kanzlers Friedrich von Müller:

Weimar, Juli 1814.

Wer erinnert ſich nicht jener ſchönen, erquicklichen Sommertage von 1814, wo er nach glücklich beendigtem Kriege für den jubelvollen Empfang des heimkehrenden geliebten Fürſten feſtliche Anordnungen unermüdet ausſann und leitete — wie er da, bald im friſcheſten Tatgefühl jedem ſeine Rolle ermunternd und belehrend zuteilte, bald von Straße zu Straße fröhlich umherwandelte, mit eigenen Augen dem Geleiſteten nachſah, das noch Mangelnde ergänzte, bald bei dieſer ſchon geſchmückten Pforte zufrieden weilte, bald zu jenem Fenſter hinein den Kränze und Schmuck Bereitenden heiter anregend zuſprach, nun freundlich lobte, nun humoriſtiſch ſchalt, überall gemütlich, ermutigend, belebend!

645. Charlotte v. Schiller an Erbprinzeſſin Karoline von Mecklenburg:

Weimar, den 2. Juli 1814.

Geſtern waren wir beim Meiſter, der hier iſt; Zelter iſt bei ihm; wir wollten eigentlich etwas aus ſeiner Kompoſition der Chöre vernehmen, aus dem Stück für Berlin (Epimenides Erwachen), die er komponiert; aber wir hörten nichts! — Ich finde doch, es iſt noch

etwas nicht wie sonst in des Meisters Zügen und Stimme, und eine Art Abspannung, und so, wie wenn er sich in dem Elemente der Welt nicht heimisch fände; so sprach er in lauter Sätzen, die einen Widerspruch auch in sich hatten, daß man alles deuten konnte, wie man es wollte.

646. Otto Heinrich Graf von Loeben an Joseph von Eichendorff:

Radmeritz bei Görlitz, den 22. August 1814.

In Weimar war ich bei Goethe — er kann mit einem schmucklosen Wort des Anteils und der Freundlichkeit sehr beglücken.

647. Aus den Denkwürdigkeiten des Grafen Hans von Schlitz:

Weimar, 14./15. Juli 1814.

In Weimar war Alles in der Erwartung des Kaisers Alexander. Die Sehnsucht nach ihm nahm mit jeder Stunde zu, über die des Mittagessens hinaus, zu welchem er erwartet ward, und als endlich die eilfte des Abends geschlagen, da schlichen Mehre in die Hofküche hinab und unterhandelten mit dem fühlenden Koche. Dieser harrenden Versammlung wohnte auch Goethe bei, und ich benutzte diese Gelegenheit, um ihm ein Gespräch abzugewinnen. Für Goethe war es ein Tag der sprechenden Laune, und nachdem von Achim Arnim die Rede gewesen, welchen er durch sein ihm erteiltes Lob verzogen habe, und von anderen Gegenständen, so fiel auch das Gespräch auf meinen Sinn für Geschicht-Reliquien, auf das wurmstichige Gesims aus dem Schlosse Habspurg, den Westenschoß des Grafen Adam Schwartzenberg und dergleichen. Goethen war dieser Sinn erklärlich, ja er empfand ihn mit, und zum Beweise erbot er sich, mir seine Sammlung von Autographa zu zeigen. Nach zwei hiebei am folgenden Tage verflossenen Stunden war man bis zu dem Buchstaben C gekommen. Der Geist des Sammelns wohnt übrigens Goethen bei. In der Folge verehrte er mir, auf mein Gesuch, ausführliche Handschriften von sich selbst und von Schiller, von dem letzteren zum Teile ungedruckte Xenien, wogegen ich als dankbarer Empfänger einen teutschen Brief Friedrichs des Großen von 300ten von Briefen, welche ich besitze, abtrat.

XIII.

Von der Rheinreiſe bis zu Chriſtianens Tode.

Sommer 1814—6. Juni 1816.

648. Aus den Lebenserinnerungen des Mineralogen Karl Cäsar von Leonhard:

Wiesbaden, den 6. August 1814.

Der Heros der Wissenschaft kam mir entgegen mit dem ihm eigenen wahrhaft hohen Anstand, mit der edlen geistigen Vornehmheit, mit gemessener, aber dennoch ungezwungener Haltung. Er begrüßte mich zutraulich, bequem und gütig, offen, frei und herzlich, mit der ihm gegebenen Leichtigkeit sich mitzuteilen, es sei schriftlich oder mündlich. Goethe reichte mir die Hand; nun fühlte ich mich nicht im geringsten weiter in Verlegenheit. Was ich gesagt, weiß ich nicht mehr, nur das blieb mir treu im Gedächtnis, daß er, in wohlgefälligster Weise, heitere, freundliche Worte an mich richtete.

Sehr bald belebte sich das Gespräch. Ich gestand Goethe, wie unendlich er mich ehren und beglücken würde, wenn es ihm gefiel, auf der Rückreise nach Weimar in Hanau bei mir einzukehren, mein Haus als das seine betrachten zu wollen. Das Erbieten wurde offenbar gern entgegengenommen, die Erfüllung meiner Wünsche jedoch bis zum Spätherbst hinausgeschoben. Seine heimatliche Gegend, die Main- und Rheinlande, hatte mein Gönner lange nicht gesehen, er wollte erfahren, was, nach so vielem Mißgeschick, sich daselbst befinde, bezüglich auf Kunst und Altertum und die verwandte Wissenschaft, wie man zu erhalten, zu ordnen, zu vermehren, zu beleben, zu benutzen gedenke. . . . In unseren Unterredungen fand sich wiederholt Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß er die Verdienste früherer und mitlebender Männer, ich rede jetzt namentlich von Dichtern — sorgfältig und rein anzuerkennen bemüht war, daß er die Fortschritte bedeutender Leistungen und eines nicht unterbrochenen Wirkens mit froher Teilnahme unabläßig begleitete. Der Großmeister deutschen Dichtens und Forschens betrachtete dies von jeher als sicherstes Mittel eigener Bildung. . . .

Bezaubert von der Perſönlichkeit — die Erſcheinung allein war erhebend — ſchied ich. Wie hatte ſich die Bewunderung geſteigert, welche ich dem großen Manne nie verſagt.

649. Aus den Erinnerungen Antonie Brentanos:

Rheingau, Anfang September 1814.

Später nach dem Tode meines Vaters, wo ich ſo ſehr krank wurde, war ich mehrere Male nacheinander in Karlsbad, wo ich auch Goethe kennen lernte. Dieſer war überhaupt auch mit meiner Familie in Frankfurt ſehr befreundet und wohnte einmal einige Wochen in unſerm Hauſe auf unſerm Landgut in Winkel. Das war aber die Zeit, wo ſchon ſeine Vergötterung angefangen hatte, und er war im ganzen ſehr ſtolz und geizig mit ſeinen Worten. Es war immer, als ſei es ihm unangenehm zu denken, man wolle all' ſeine Worte gleich auffaſſen, um ſie drucken zu laſſen. Jeden Morgen zog er da ſeinen weißen flanelleten Schlafrock an, legte die Hände auf den Rücken und wanderte den langen Bogengang, der faſt bis an den Rhein reichte, auf und ab. Während dieſem Gange war er nicht gerne geſtört und gab kaum Antwort, wenn er gefragt wurde. Zu Tiſche zog er ſich dann immer ſehr ſorgfältig an und war dann ganz herablaſſend. Er ſchöpfte ſich immer ſeinen Teller ſchrecklich voll Speiſen, die er aber meiſtens immer liegen ließ, ohne ſie zu genießen, was mir als Hausfrau immer das unbehagliche Gefühl hervorrief, als ſei ihm nichts gut genug zubereitet. Von unſrem guten Rheinweine konnte er aber ganz fürchterlich viel trinken, beſonders von dem 11er, und mein Mann machte ihm oft eine große Freude mit dem Geſchenk eines Fäßchens Wein.

. . . Eines Tages auch ſaß Goethe neben mir bei Tiſch, und als der Bediente irgend eine ungeſchickte Bewegung mit einem Präſentierbrette machte, ſprang ich auf, ihm gleichſam als Hülfe die Arme entgegenſtreckend; da ſchob mich Goethe abwehrend auf meinen Stuhl zurück und ſagte ruhig: „Man muß nicht immer und überall Hausfrau ſein wollen." Er hatte ſehr recht, und ich habe es mir mein Lebtag gemerkt, denn wenn man manchmal ſeine Ruhe bewahrt bei irgend einer Ungeſchicklichkeit, ſo merken es die Gäſte nicht, während durch irgend eine Kundgebung der Hausfrau gerade die Aufmerkſamkeit derſelben auf den unerwünſchten Zwiſchenfall geleitet wird. . . .

Als Goethe bei uns zu Beſuche wohnte, veranſtaltete er immer

ſelbſt die Landpartien, die mittags vorgenommen werden ſollten. Er ſagte z. B.: „Heute Nachmittag anſpannen und nach Johannisgrund fahren", denn zum Gehen bequemte er ſich nicht gerne. Oder er beſtellte eine Nachenfahrt, und ſo fuhren wir auch einmal nach der Rochuskapelle, wo Goethe ſagte, da müſſe ein Heiligenbild hineingemalt werden, was er beſtellen wolle. Das tat er auch, und ich mit einigen Freundinnen ſteuerten auch dazu bei.

650. Aus den Erinnerungen des Remſcheider Kaufmanns Joſua Haſenclever:

Frankfurt, September 1814.

Im Jahre 1814 machte ich zwei Reiſen nach Frankfurt, . . . die zweite im Herbſt, um meine Frau und Kinder wieder abzuholen. . . . Was mir aber dieſe Reiſe beſonders merkwürdig machte, iſt, daß ich Goethe daſelbſt kennen lernte und 8 Tage mit ihm zuſammen blieb. Er logierte bei Frau Schöff Schloſſer, der Mutter meiner Freunde Fritz und Chriſtian, durch die ich täglich Gelegenheit fand, ihn zu ſehen und zu ſprechen. Er war ein ſtattlicher Mann, und ich erinnere mich nicht, jemals ausdrucksvollere, ſchönere Augen geſehen und, wenn er ſprach, eine angenehmere, wohlklingendere Stimme gehört zu haben. Ich glaubte, ganz zufrieden ſein zu können, wenn ich ihn nur ſähe und hörte, allein er wußte ſelbſt anregend, belehrend und unterhaltend auch andere ins Geſpräch zu ziehen und hörte gern von den praktiſchen Dingen des Lebens und kaufmänniſchen Geſchäften. Höchſt intereſſant erzählte er von ſeiner italieniſchen Reiſe und von ſeinem Verhältnis zu Schiller, in dem er ſeinen liebſten Freund verloren und deſſen Tod ſein Leben geknickt habe. — Bei dem Enthuſiasmus der damaligen Zeit hatte man die Idee, eine deutſche Frauentracht einzuführen, die allenthalben als Norm für die vornehmere Welt dienen ſollte. Goethe zeigte auf eine ſehr anmutige, ſcherzende Weiſe, wie dies unmöglich ſei, da die Macht der Mode und des guten oder ſchlechten Geſchmacks viel ſtärker ſei wie die Politik.

651. Joſua Haſenclever an Alfred Nicolovius:

Remſcheid-Ehringhauſen, den 11. November 1814.

Daß ich Göthe noch in Frankfurt getroffen, war mir ſehr viel wert. Er reiſte zwar in den erſten Tagen nach meiner Ankunft ab,

doch war ich viel mit ihm und mehr als ich es eigentlich erwarten durfte. Ich erinnere mich weniger Menschen, die diesen rein menschlichen Eindruck auf mich machten. Er ist ein stattlicher Mann von beinahe 66 Jahren, dabei im Umgange so überaus freundlich und milde, und liebreich und schonend im Urteil. Doch Du, mein Bester, weißt dies ja alles besser, als ich es Dir sagen kann, und ich kann nur noch hinzufügen, daß es ein überaus wohlthuendes Gefühl ist, wenn man sich mit dergleichen großen Geistern in gewissen Berührungspunkten menschlich verwandt und zu ihnen hingezogen fühlt. Und dies war der Fall bei allen, die sonst so tief unter ihm stehen.

652. Sulpiz Boisserée an Dr. Schmitz in Köln:

Darmstadt, den 24. Oktober 1814.

Nun laß mich Dir von Goethe erzählen; daß er volle vierzehn Tage bei uns gewohnt hat, wirst Du wissen, daß wir aber durch diesen längern Umgang, der in jeder Hinsicht sehr lehrreich und erfreulich für uns war, sein ganzes Vertrauen erworben und ein sehr enges Verhältniß mit ihm geknüpft haben, weißt Du noch nicht. Es ist die Rede davon, über unsere Sammlung, über unser Bemühen um das altdeutsche Bauwesen, und über die Art und Weise, wie wir dazu gekommen, eine eigene kleine Schrift zu schreiben. Ei der Teufel (sagte er mir mehrmal), die Welt weiß noch nicht, was Ihr habt, und was Ihr wollt, wir wollens ihr sagen, und wir wollen ihr, weil sie es doch nun einmal nicht anders verlangt, die goldenen Äpfel in silbernen Schalen bringen: wenn ich nach Haus komme, mache ich ein Schema, das schicke ich Euch, damit Ihr eure Bemerkungen dazu machen und sehen könnt, was für Materialien mir allenfalls noch abgehen, die schickt Ihr mir, die Redaktion behalte ich, und es müßte seltsam zugehen, wenn wir nicht etwas recht Schönes zu Stande brächten; es ist schwer, so was zu schreiben, aber ich weiß den Weg ins Holz, laßt mich nur machen, um Ostern komme ich wieder, dann bringe ich es mit, und ists Euch recht, so lassen wir es bei Mohr und Zimmer drucken.

Ich theile Dir hier nur das Resultat, und zwar recht in Bausch und Bogen mit, denn sonst hätte ich Dir so viel zu schreiben, daß ich nicht fertig würde, Du kannst Dir nun das Uebrige ziemlich denken. Um recht zu begreifen, welchen gewaltigen Eindruck unsere Bilder

auf den alten, rüstigen Freund gemacht haben, mußt Du wissen, daß er nie einen Johann von Eyck, und überhaupt außer Kranach und wenige Dürer keine altdeutschen Bilder gesehen hatte. „Ach Kinder," rief er fast alle Tage aus, „was sind wir dumm, was sind wir dumm, wir bilden uns ein, unsere Großmutter sey nicht auch schön gewesen; das waren andere Kerle als wir, ja Schwernoth! die wollen wir gelten lassen, die wollen wir loben und abermals loben! Die verdienen, daß Fürsten und Kaiserinnen, daß alle Nationen kommen, und ihnen huldigen!"

Jeden Tag, nur einige, wo wir uns mit dem Bauwesen beschäftigten, ausgenommen, war er morgens um acht Uhr im Bildersaal und wich nicht von der Stelle, bis zur Mittagszeit, da wurde dann alles besprochen, und mußten wir ihm alles Geschichtliche und unsere Ansichten und Bemerkungen sagen, wogegen wir die seinigen hörten. Er war mit unsrer ruhigen, philosophisch-kritischen Betrachtung der Kunstgeschichte sehr zufrieden, und ich kann sagen, daß ich über den Gang der Kunstgeschichte recht viel von ihm gelernt habe. So wie wir jetzt mit einander stehen, denke ich noch manches von dem alten Meister zu lernen, besonders im Schreiben; ich habe schon mit ihm darüber gesprochen, und ich werde ihm nächstens den Entwurf zu einer Abhandlung schicken, damit er mir seine Bemerkungen macht.

653. Aus den Unterhaltungen Johann Baptist Bertrams:

Heidelberg, Ende September / Anfang Oktober 1814.

Wie Goethe sich in die farbenprächtige und wahrheitsvolle Idealwelt dieser altdeutschen Bilder, in die überraschende Ursprünglichkeit ihrer Gedanken hineinlebte und über die empfangenen Eindrücke sich äußerte, ist für den alten Herrn im hohen Grade charakteristisch. Er betrachtete die Bilder nicht wie sie eins neben dem andern an der Wand hingen, er ließ sich immer nur eins, abgesondert von den andern, auf die Staffelei stellen und studierte es, indem er es behaglich genoß und seine Schönheiten, unverkümmert durch fremdartige Eindrücke von außen, sei es der Bilder oder Menschenwelt, in sich aufnahm. Er verhielt sich dabei still, bis er des Gesehenen, seines Inhalts und seiner tieferen Beziehungen Herr zu sein glaubte, und fand er dann Anlaß, Personen, die er liebte und schätzte, gegenüber seinen Empfindungen Ausdruck zu geben, so geschah es in einer Weise,

die alle Hörer zwang. . . . In jenen geweihten Augenblicken, wo er vor den Bildern saß, ließ Goethe sich nur ungern durch Besuche stören, denen er ein tieferes Interesse daran nicht zutraute, und wie schätzbar die Personen ihm sonst auch sein mochten, er suchte sich ihrer auf irgendeine zulässige Art zu entledigen. Wenige Tage nach seiner ersten Ankunft (es wird am 26. September gewesen sein), ließ Frau von Humboldt sich bei den Boisserées melden, als eben Goethe in der Sammlung vor dem Bilde des heiligen Lukas, der die Madonna mit dem Kinde malt, saß. „Es steht Ihnen eine Überraschung bevor", sagte Bertram, als er zu Goethe ins Zimmer trat. „Eine Überraschung? Herr! Sie wissen, wie sehr ich die Überraschungen liebe. Wer ist es? Frau von Humboldt? F—r—a—u v—o—n H—u—m-b—o—l—dt? Sie möge kommen!" Und dabei veränderte sich Goethes Gesicht von oben bis unten, indem es die langweiligste Grimasse annahm, Frau von Humboldt öffnete die Türe, und die Arme ausbreitend rief sie: „Goethe!" Dieser erhob sich ruhig von seinem Sessel, bat sie, sich neben ihn zu setzen. „Wissen Sie, wie man Salmen fängt?" fragte er. „Nein!" erwiderte ganz verwundert über solchen Empfang Frau von Humboldt. „Mit einem Wehr fängt man sie," fuhr er fort. „Sehen Sie! solch ein Wehr haben diese Herren (auf Boisserée zeigend) mir gestellt, und sie haben mich gefangen. Ich bitte Sie: machen Sie sich schnell auf und davon, daß es Ihnen nicht geht, wie mir. Ich bin nun einmal gefangen und muß hier sitzen bleiben und anschauen, aber das wäre nichts für Sie. Machen Sie also, machen Sie, daß Sie fortkommen." — Frau von Humboldt, die nicht gekommen war, Bilder anzuschauen, sondern in dem großen Mann einen alten Bekannten zu begrüßen und mit ihm zu plaudern, sah sich wider ihren Willen gleichsam zur Tür hinausgeschoben und entfernte sich, worauf Goethe zu seinen Freunden sagte: „Nun kommen Sie! Jetzt soll uns nichts mehr stören." Doch verschmähte es Goethe nicht, die Huldigung der geistreichen Frau bei gelegenerer Zeit anzunehmen, als er in den nächstfolgenden Tagen zweimal bei ihr in Abendgesellschaft erschien.

Wiederholt war Goethe auch im Hause bei Voß, dem Übersetzer des Homer, den er vor vielen hochschätzte. Die schlichte Gutmütigkeit der Hausfrau des berühmten Professors gab Anlaß zu manchem launigen Scherz. Goethe folgte ihr überall hin willig, als sie ihn bei seinem ersten Besuch an allen Orten und Enden ihres Hauses herumführte und ihm auch das unbedeutendste Winkelchen, zuletzt selbst

den Gänsestall unter der Treppe zeigte. „Sie sind ja nun einmal ein Mann, der in allen Dingen Bescheid weiß," sagte sie, als er das nächste Mal wiederkam, „und so mögen Sie denn auch einen Streit schlichten, der zwischen mir und meinem Mann über ein Stück Camelot entstanden ist." . . .

Jeden Abend . . . ließ Goethe seinen Bedienten zu sich auf die Stube kommen, um Rechnung mit ihm abzuhalten über alle Ausgaben des Tags, die größten wie die kleinsten, und für den folgenden Tag den vorläufigen Etat im Ausgabebuch festzustellen. Als Bertram über diese haushälterische, dem Materiellen zugewendete Sorgfalt des Dichters seine Verwunderung äußerte, sagte Goethe: „Wenn die Prosa abgetan ist, kann die Poesie um so lustiger gedeihen. Man muß sich das Unangenehme vom Halse schaffen, um angenehm leben zu können, und der Schlaf bekommt nur um so besser."

Aus den früheren Mitteilungen wissen wir, daß Goethe in Heidelberg allmorgendlich die Schloßruine besuchte. Dorthin wünschte er gleich am andern Tage nach seiner Ankunft geführt zu werden, doch so, daß es kein Aufsehen errege, da man ihm, wie er vernommen, schon überall auflaure. Die Boisserées versprachen, ihn durch den Thibautschen Garten dorthin zu bringen, was auch geschah. Sie begleiteten ihn ein Stück Weges hinauf und ließen ihn dann allein, wie es sein Wunsch war. Inzwischen hatte oben auf der Bank schon ein anderer Gast Platz genommen; dies war Schwarz, der Geheime Kirchenrat und Verfasser des bekannten Werkes über die Erziehungslehre, der zufälligerweise erfahren hatte, daß Goethe in Heidelberg sei und früh die Schloßruine besuchen wolle. Er war ihm auf diese Weise zuvorgekommen, und als Goethe erschien, redete er denselben auch sogleich an und pries sich glücklich, ihn endlich zu sehen und fragen zu können, was er denn eigentlich mit dem Wilhelm Meister beabsichtigt habe; er habe ihn gewiß für ein Erziehungsinstitut geschrieben. Goethe, der dem unzeitigen Frager nicht ausweichen konnte, fügte sich in das Unvermeidliche, indem er erwiderte: „Das habe ich bisher selbst nicht gewußt, doch nun leuchtet es mir vollkommen ein; ja, ja! ich habe den Wilhelm Meister für ein Erziehungsinstitut geschrieben, und ich bitte Sie, dies ja überall in der Welt bekannt zu machen." — Schwarz war entzückt über die neue Entdeckung und lief sogleich in ganz Heidelberg umher, um seinen Bekannten mitzuteilen, daß Goethe nun wisse, warum er den Wilhelm Meister geschrieben habe.

Goethe pflegte in Heidelberg die Sonnenuntergänge von der Höhe einer Pfarrei herab zu beobachten und bei dieser Gelegenheit seinen Gefühlen im Anblick des erhabenen Naturschauspiels dem ihn begleitenden Freunde Sulpiz Boisserée gegenüber in der ergreifendsten Weise Ausdruck zu geben. Man wußte das in der Stadt. Als nun eines Abends Goethe wieder einmal mit seinem Freunde die Höhe hinanstieg, um die Sonne untergehen zu sehen, hatten ein paar Frauenzimmer, die ihn dabei zu belauschen wünschten, sich hinter das Gebüsch versteckt. Goethe bemerkte sie, tat aber nicht, als ob dies der Fall sei, und als er oben angekommen war, begann er einen so abschreckenden Sermon über das Altwerden der Sonne, die anfange, fahl und bleich auszusehen, daß es nicht lange dauerte, und die Gestalten hinter dem Busch waren verschwunden. „Nie war," erzählte Sulpiz später seinen Bekannten, „Goethe größer, seelenvoller in seinen Betrachtungen als an diesem herrlichen Abende, nachdem die unberufenen Lauscherinnen sich entfernt hatten."

Wir wissen aus Goethes eigenen Bekenntnissen, daß er jede Maske, auch die des liberalistischen Indifferentismus annehmen konnte, um sich dahinter gegen Pedantismus und Dünkel zu schützen. Es kommt nur auf mich an, sagte er eines Tags bei den Boisserées, mit jeder Gesellschaft, wie sie auch sei, in guter Art fertig zu werden. Vermute ich in ihr einfältige und dumme Leute, so stelle ich mir vor, daß es lauter geistreiche seien, dann erhebe ich sie zu mir und zwinge sie, auch ihren Geist leuchten zu lassen; und umgekehrt, wenn ich zu jemandem komme, der sich einbildet, mehr zu sein und zu wissen als die andern Menschenkinder, dann denke ich mir das Gegenteil und behandle ihn auch so, indem ich ihn beschäme und nötige, seine Nase nicht mehr so hoch zu tragen.

Goethe suchte alles, was in Leben und Dichtung ihm entgegentrat, möglichst unter dem ästhetischen Gesichtspunkt zu fassen. Wenn etwas auch nicht schön ist, pflegte er zu sagen, so müssen wir doch so viel Phantasie haben, es schön zu finden.

Zudringlichkeit und Hochmut waren ihm so verhaßt als Gespreiztheit und Ziererei. Als Frau von Humboldt in geselligem Kreise ihn fragte, ob sie ihm nicht ihr Töchterlein vorführen dürfe, die gerade etwas deklamieren wollte, brummte er ein verdrießliches: Ja! Die Kleine trat auf und deklamierte mit vieler Selbstgefälligkeit Stücke aus der Jungfrau von Orleans und Maria Stuart. Goethe saß dabei, mürrischen Gesichts vor sich hinsehend, ohne ein

Wort zu sagen. Als sie fort waren, rief er: Welche Unverschämtheit! wäre dieser kleine Balg nicht wert, daß man ihm die Rute applizierte? Stellt sie sich so keck vor mich hin und deklamiert mir diese Geschichten vor!

Einst war Goethe zu Voß eingeladen. Als sie bei Tisch saßen, wird Voß herausgerufen und führt verabredetermaßen einen jungen Dichter, Kunz mit Namen, der für Almanachs gearbeitet hatte, herein, stellt ihn vor und setzt ihn neben Goethe. Dieser Kunz war, ich weiß nicht mehr aus welchem kleinen Staate. Goethe ergriff das Wort und sagte: Nun, Ihr Fürst ist ein strenger Herr: es soll schwer halten, dort einen Paß zu bekommen. Könnten Sie mir wohl einen solchen zeigen? O, ja wohl! Sehr gern! Und damit holte Kunz aus der Seitentasche seines Rockes den Paß. Bitte, leihen Sie mir ihn bis morgen! sprach Goethe; es ist doch ein merkwürdiges Stück; das muß ich ein wenig sorgfältiger mir anschauen. Wer war glücklicher als der junge Dichter? Er sah sich schon bei Goethe, eingeladen von ihm und seines Schutzes teilhaftig. Wissen Sie, sagte Goethe später zu einigen seiner Gäste, die sich über diese Paßliebhaberei wunderten, warum ich mir das Papier geben ließ? Ich sah aus Kunz' anderer Rocktasche ein Paket Gedichte gucken, und lieber wollte ich den Paß lesen als die.

Goethe las sehr gut, aber selten vor; es war daher großer Jubel im Hause bei den Boisserées, als er ihnen ankündigte, daß er in der nächsten Abendgesellschaft etwas von sich vorlesen wolle. Melchior meldete dies Bertram mit dem Bedeuten, daß er dabei erscheinen müsse. Betram antwortete: Laßt mich nur machen! und begab sich zu Goethe, indem er sagte: Muß ich heut' abend erscheinen? Muß ich heut' abend erscheinen — was heißt das? fragte dieser. Ich muß Ihnen gestehen, Herr Geheimrat, erwiderte Bertram, daß Sie mir keinen größeren Possen spielen können, als wenn Sie etwas vorlesen; ich habe keine Ruhe dazu, es mit anzuhören. Gehen Sie ohne Gewissensbisse in pace! antwortete Goethe, indem er die Arme zu einem Kreuze übereinanderlegte.

Der Professor des Zivil- und Kriminalrechts Christoph Reinhard Martin in Heidelberg hatte einen schönen Garten, wohin Goethe öfter kam, als er sich in jener Stadt aufhielt. Sie saßen beide im Gartenhause; Martin klagte, daß man die schönen hohen Waldbäume in der Nähe seines ländlichen Sitzes auf Befehl der Regierung habe abschlagen lassen und hielt letzterer gerade keine Lobrede.

Wie lange dauert es denn, fragte Goethe, bis die Bäume wieder herangewachſen ſind? Ja, eben das iſt's! Mindeſtens 20 bis 25 Jahre, antwortete Martin. Nun! ſagte Goethe, dann haben Sie ja noch lange Zeit, um ſich wieder zu ärgern.

654. Heinrich Voß an Ch. von Truchſeß:

Heidelberg, den 30. Oktober 1814.

Goethe iſt vierzehn volle Tage bei uns geweſen und hat bei den Brüdern Boiſſerée, eigentlich wohl bei ihren Gemälden gewohnt. Sein erſter Beſuch war bei meinen Eltern, und er kam ſo freundlich und zutraulich wie in den erſten Jenaer Zeiten. Am folgenden Tage gingen die Schmauſereien an, und wenn ſo was im Gang iſt, hört es nicht auf. Auch wir Profeſſoren nebſt einem Anhange von Beamten, Ärzten uſw. gaben ihm einen gemeinſchaftlichen Schmaus im Karlsberge. So hat ihn denn jeder nach Herzensluſt ſehn können; genoſſen haben ihn nur wenige; denn beim Eſſen und Trinken, beſonders wo Gaffer herumſtehn, iſt Goethe ein Mann wie unſereins. Nur zweimal kam ich dazu, ein trauliches Wort mit ihm zu ſprechen, und ſah zu meiner Freude, daß er mir und meinem Treiben noch hold iſt. Beſonders herzlich war er gegen mich, als ich ihm am Tage vor ſeiner Abreiſe einen Morgenbeſuch machte. . . .

Daß die Heidelberger über Goethe entzückt ſind, verſteht ſich. Alt und jung preiſet ſeine Leutſeligkeit, und jeder verwahrt ſorgfältig die ihm zugeworfenen Geiſtesbrocken, wenn ſie auch noch ſo mager ſind. Sogar mein Kollege Moſer, der aus einem deutſchen Barbier ein lateiniſcher Profeſſor der Medizin geworden, iſt ſeines Geſpräches gewürdigt. Wir haben über den Fauſt geſprochen, ſagte er mir. Und ich mit ihm über die Feldmäuſe, antwortete ich ganz ernſthaft. Ein anderer, ein Mann von Geſchmack und äſthetiſcher Bildung, fing an über den Barbarismus zu radotieren, womit die Handſchuchsheimer den ſchönen Heiligenberg niedergeholzt hätten. Beruhigen Sie ſich, ſagte Goethe; in einigen Jahren iſt er wieder grün, und dann hat Ihr Ärger volle 22 Jahre Ruhe; denn ſo lange muß er nach forſtlichen Regeln ſchon grün bleiben. Der Philiſter guckte Goethen an und ſchien an ſeinem Geſchmacke ganz irre zu werden. — Daß Goethe ſich mit manchen zu ſeiner Gemütsergötzung unterhalten hat, ahndet mancher nicht. Andere dienten dazu, ſeinen Schatz von

Menſchenkenntnis zu erweitern oder ſeine Phantaſie mit irgend einer Perſonage für ein zukünftiges Faſtnachtsſpiel zu bereichern.

655. Caroline von Humboldt an ihren Gatten:

Heidelberg, 27. September 1814.

Hier fand ich Goethe bei den Gebrüdern Boiſſerées und wurde aufs herzlichſte, zärtlichſte möchte ich ſagen, von ihm empfangen. . . . Er ſieht ſehr wohl aus, ich finde ihn in den zehn Jahren, wo ich ihn nicht ſah, kaum gealtert.

656. Lebenserinnerungen des Mineralogen Karl Cäſar von Leonhard:

Hanau, den 20/25. Oktober 1814.

Gleich anfangs wurden förmliche Abendeſſen abgelehnt; nur eine Butterſchnitte oder etwas weniges Fleiſch wünſche er, indem er liebe, ſich frühe zurückzuziehen und zur Ruhe zu begeben. Mittags ſpeiſte Goethe beim Miniſter von Albini oder mit dieſem bei mir. Er pflegte ſtark zu eſſen, dagegen erwies er ſich ſehr mäßig, faſt furchtſam im Trinken, höchſtens eine Flaſche nicht ſchweren Tiſchweins. Ein Glas Champagner wurde nicht verſchmäht. . . .

Es konnte nicht fehlen, daß beim Durchmuſtern meiner Sammlung im einzelnen, als die Kalkſpatgattung zur Anſchauung gebracht wurde, auch die ſo vielfach angefochtene und dennoch ſo kraftgeiſtige und ſchöpferiſche Farbenlehre zur Sprache kam und die großen Forſchungen, welche der Gegner Newtons angeſtellt. Hatte Goethe ſich einmal eines Gegenſtandes bemächtigt, ſo verſtand er dieſen gleichſam aufs neue zu ſchaffen. Seine einfachen, lichtgebenden Worte hatten den eigentümlichſten Reiz, mit Entzücken hörte ich ihm zu. Wie wahr, was Jean Paul ſagt: Goethe iſt der klarſte Mann von Europa.

Seine Beredſamkeit, ſein Feuer waren die eines Jünglings, aber zugleich großartige Ruhe, welche ihm den Glanz einer Würde verliehen, deren er nicht zu bedürfen ſchien. Anmutiger Ernſt mit dem Ausdruck von Wohlredenheit ſchwebte um die freien Lippen, als er mir erklärte, wie alle Farbenerſcheinungen daher rührten, daß das Licht entweder durch ein trübes Mittel geſehen werde, ohne daß ſich hinter einem beleuchteten trüben Mittel die Finſternis als Hintergrund

befinde, oder daß man durch ein weiß erleuchtetes Trübe in die Finsternis des unermeßlichen Raumes schaue. . . .

Ein Gegenstand, der oft und ernsthaft beschäftigte, war die Schlacht bei Hanau.

Des Ministers von Albini Equipage benutzend, die bei Goethes Ankunft ihm zur Verfügung war gestellt, begleitete ich meinen edlen Gast eines Morgens auf den Kampfplatz. Alles mußte ich wiederholen, was er längst in meinem Bericht mit Aufmerksamkeit gelesen, jede denkwürdige Stelle wurde aufgesucht, keine Einzelheit blieb unberührt, nichts ließ meinen Begleiter ohne das lebhafteste Interesse.

Den Heimweg machten wir meist zu Fuß. Ruhig, in ernst kräftiger Haltung, die Hände auf dem Rücken, schritt Goethe neben mir einher. Es konnte nicht fehlen, daß jetzt auch auf Napoleon die Rede kam und auf Politik; Gegenstände, die sonst wohl unerörtert geblieben wären.

Stets hatte ich in Goethes Vaterlandstreue das unerschütterlichste Vertrauen gesetzt. Ich wußte, daß ihm Deutschland warm am Herzen lag, daß er nichts weniger als gleichgültig war gegen die großen Ideen Volk, Freiheit. Gerecht und einsichtig, mit offener Hingebung sprach der Dichter sich aus über den Geist der Gegenwart, über die Entwicklung nächster Folgezeit; nur der Gedanke an Deutschlands Zukunft war ihm tröstlich: die Entscheidung, wie solche gefallen, erachtete er für den Anfang vom Ende. . . .

Die Hanauer Gesellschaftsbühne hatte sich ganz besonders durch Ifflands Teilnahme, durch sein wohlwollendes Urteil einigen Ruf erworben. Zu meinem Erstaunen sprach Goethe in Wiesbaden sehr entschieden den Wunsch aus: ich möge während seiner Anwesenheit auf einen dramatischen Abend bedacht sein. — — — Vergebens meine besorglichen Mienen, meine bescheidenen Einreden; umsonst die Vorstellungen, den gegenwärtigen Verfall des Privattheaters betreffend. Offen und ehrlich gestand ich: die erste Liebhaberin sei längst vermählt und eine glückliche Mutter; zärtlicher Vater und naiver Bursche wären Hand in Hand mit den reitenden hessischen Jägern gen Frankreich gezogen; der Charakterspieler und Darsteller alter Gecken treulos und flüchtig ohne Urlaub auf unbestimmte Zeit verreist; unter den jetzt Wirkenden fehle gar manchem noch die nötige Bretterssicherheit; es dürfte schwer werden, das fast gescheiterte Wrack wieder zum Segeln zu bringen. — Alles vergebens; Goethe beharrte auf seinem Begehren. . . .

Die Spielenden hatte ich mit meines Gastes Bewilligung zu einem

Abendbrote eingeladen. Immer lebendiger und mitteilender wurde Goethe, immer bestimmter und schärfer die Rede. Seine Laune war unerschöpflich, er hinreißend und liebenswürdig. Mit Lust ließ er sich gehen und warf zuletzt mit Witzworten und Scherzen um sich.

Seht, liebe Kinder! — so sagte er unter anderm, Ihr befandet Euch dem Ziele ganz nahe, könnte ich acht Tage bleiben, noch eine Lese- und eine Spielprobe, und Ihr solltet sehen. . . .

Wie dankbar, wie beglückt war der aufmerksame Hörerkreis für die so nachsichtsvolle Äußerung; wie fühlten wir uns ergriffen von Goethes Liebenswürdigkeit. Die geistvolle Munterkeit durchströmte die ganze Gesellschaft, der heitere Genius des überragenden Meisters beherrschte die Gemüter seiner Jünger.

657. Geh. Rat Ernst Christian August von Gersdorff an Jenny von Pappenheim:

Jena, Anfang Dezember 1814.

Ich verabschiedete mich auch von Goethe, trat steif herein und verließ ihn voll der höchsten Begeisterung, denn seine Abschiedsworte an mich waren ungefähr diese gewesen: „Der Herzog und das Weimarsche Volk verdienen es, daß ein Mann wie Sie Gut und Blut, Gedanken und Tatkraft für ihre Sache einsetzt."

658. Johanna Frommann:

Jena, den 25. Dezember 1814.

Goethe war kürzlich über vierzehn Tage hier und besuchte uns auch. Er war sehr wohl und ungemein heiter. Er kam in der Mittagsstunde und bat uns, mit ihm in den Garten zu gehen, wo wirklich noch allerlei liebliche Blumen blühten. . . . Den Tag vor seiner Abreise schickte ich Louis mit einem schönen Strauß zu ihm. Der alte Herr ward darüber so erfreut, daß er den Jungen in seine Stube nahm und ihn mit einem Kästchen allerliebster Versteinerungen und merkwürdiger Steine beschenkte.

659. Aus F. K. A. Eberweins Aufzeichnungen:

Weimar, um die Jahreswende 1814/15.

Gegen Ende . . . des Jahres begannen, in Hofrat Meyers Gegenwart, die Klavierproben der Proserpina in Goethes Saale, welchen

die kolossalen Büsten Jupiters und der Minerva, sodann die Venus, in Öl gemalt, und geistreich erfundene Kopien Raffaelscher Kunstbilder schmückten. In der geistreichen Madame Wolff hatte Proserpina eine würdige Repräsentantin gefunden. Diese liebenswürdige Künstlerin und ich waren Goethes Erscheinen gewärtig; sie vertraute mir, wie sie sich noch über die Ausführung ihrer Aufgabe im Unklaren befinde. „Sie wissen," knüpfte sie an, „wie Goethe ist. Er wirft eine Idee hin, jedoch mehr andeutend als vollständig erklärend. Schließlich murmelt er noch etwas Bezügliches, das die Unsicherheit, in der man sich befindet, noch vergrößert. Er will, daß man durch eigenes Nachdenken seine Gedanken ergründe und individuell reproduziere. Von der Größe und Originalität derselben in einen fieberhaften Zustand versetzt, flieht die Ruhe. Glücklich, wem es nach Anstrengung seiner geistigen Kräfte gelingt, sich Goethes Ideen zu bemeistern." . . . Die Tür, an dessen Schwelle einen jeden, der sich ihr nähert, das Salve freundlich anspricht, öffnete sich, und Goethe mit Hofrat Meyer trat ein. Während der Probe ließen jene Meister die Künstlerin gewähren. Nach Beendigung derselben machte Meyer sie auf einige Stellungen aufmerksam, die wohl graziös waren, aber nicht antik. Er zeigte ihr, wie sie ihr Spiel zu verbessern habe. Goethe sprach sich im allgemeinen über die Leistung der Wolff sehr befriedigt aus. Das Wenige, bemerkte er, was noch zu wünschen sei, werde sich finden, sobald sie auf das Theater käme; hier sei der Raum zu beschränkt.

Der Wolff bange Sorge verwandelte sich nun in ausgelassene Freude und Lust. In dieser Stimmung wendete sie sich zu dem im Saale befindlichen Jupiter und machte ihm mit übertriebenem Pathos Vorwürfe, daß er Proserpinas Leiden und Klagen mit angehört, ohne auch nur eine Miene zu verziehen. Goethe und Meyer führten diesen Scherz in einer Weise fort, daß, wenn Jupiter in Person gegenwärtig gewesen wäre, er uns sicher mit Donner und Blitz in die Flucht geschlagen hätte.

660. Erinnerungen des Schauspielers Eduard Genast:

Weimar, Ende Januar 1815.

Bei der ersten Theaterprobe zur Zenobia sollte Unzelmann, welcher den Soldaten spielte, das Unglück treffen, Goethes Zorn zu erregen.

Er war einer der fleißigsten Schauspieler und ein Liebling Goethes, aber er gehörte auch zu denen, die sich durch ein Zorneswort des Meisters nicht einschüchtern ließen. Bei jener Probe nun trat Unzelmann mit der Rolle in der Hand auf die Szene und las dieselbe ab. Sogleich ertönte mächtig Goethes Stimme aus seiner Loge, die sich im Hintergrund des Parterre befand: „Ich bin nicht gewohnt, daß man seine Aufgaben abliest!" Unzelmann entschuldigte sich mit dem Bemerken, daß seine Frau seit mehreren Tagen krank darniederliege und er deshalb nicht zum Lernen hätte kommen können. „Ei was!" rief Goethe; „der Tag hat vierundzwanzig Stunden, die Nacht mit eingerechnet." Unzelmann trat bis an das Proszenium vor und sagte: Ew. Exzellenz haben vollkommen recht: der Tag hat vierundzwanzig Stunden, die Nacht mit eingerechnet. Aber ebensogut wie der Staatsmann und Dichter der Nachtruhe bedarf, ebensogut bedarf ihrer der arme Schauspieler, der öfters Possen reißen muß, wenn ihm das Herz blutet. Ew. Exzellenz wissen, daß ich stets meiner Pflicht nachkomme, aber in solchem Falle bin ich wohl zu entschuldigen." Diese kühne Rede erregte allgemeines Erstaunen, und jeder stand erwartungsvoll, was nun kommen würde. Nach einer Pause rief Goethe mit kräftiger Stimme: „Die Antwort paßt! Weiter!"

In dieser Probe sollte noch ein Unglücklicher an die Reihe kommen, und dieser Unglückliche war ich. Ich spielte den Hauptmann der Zenobia, der den Aurelianus gefangen zu nehmen und nur wenige Worte zu sprechen hat. Mit großer Sicherheit trat ich aus der vierten Kulisse heraus und schritt mit Würde über die Bühne, um die Heldentat, die Gefangennahme des Aurelianus, zu vollbringen. Da ertönte es: „Schlecht! So nimmt man keinen Kaiser gefangen. Noch einmal!" Ich kam also noch einmal, dann zum dritten-, vierten- und fünftenmal, und immer blieb der Ausspruch derselbe, nur daß er bei jeder Wiederholung markiger wurde. Ganz zerknirscht wagte ich endlich die bescheidene Frage: „Exzellenz, wie soll ich's denn nur machen?" — „Anders!" war die belehrende Antwort. Ja, das war leicht gesagt, aber wie? Mein Herr Papa, der seinen Sitz rechts im Proszenium hatte, warf mir schon längst ingrimmige Blicke zu; ja, der hatte gut werfen, ich hätte mich lieber selbst hinauswerfen mögen, um der Qual und Schande zu entgehen. So trat ich denn den schauerlichen Gang zum sechstenmal an, um dem Willen Goethes nachzukommen und es anders zu machen, aber es blieb beim alten.

Da rief der Gewaltige: „Ich werde es dir vormachen.“ Nach einer Weile betrat er in ſeinem langen blauen Radmantel, den Hut halb ſchräg auf ſeinem Jupiterhaupte, die Bühne. Er nahm mir das Schwert aus der Hand, ſtellte mich als Zuſchauer in den Vordergrund der Bühne und kam nun mit einem martialiſchen Geſicht und — ich kann's nicht anders bezeichnen — mit Hahnenſchritten im raſcheſten Tempo auf den Aurelianus losgeſtürzt, das Schwert drohend über deſſen Haupt ſchwingend. Das war allerdings ganz anders, wie ich es gemacht hatte, aber ich wußte nun, wie er es wollte, und ahmte ihm treu nach. Da kniff er mich mit dem Zeige- und Mittelfinger, wie ſeine Art war, wenn er ſeine Zufriedenheit zu erkennen geben wollte, in die Backe, daß ich hätte laut aufſchreien mögen, und ging dann wieder hinab in ſeine Loge. Mein Vater wandte ſich mit einem ſarkaſtiſch-freundlichen Lächeln gegen mich und flüſterte mir über die Achſel zu: „Ich breche dir den Hals, wenn du es ſo machſt!“ Ich ſtand da, wie gewiſſe Tiere am Berge, der Papa aber fuhr fort: „Wenn wir nach Hauſe kommen, werde ich dir ſchon erklären, wie es Goethe meint.“

Bei der Hauptprobe dieſes Stückes ſollte Goethe nochmals in Harniſch gebracht werden. Sein Prinzip war, dieſe gleichſam als die erſte Vorſtellung zu betrachten; darum durfte kein Unberufener während der Handlung auf der Szene ſtehen oder auch nur den Kopf aus der Kuliſſe ſtecken. Letzteres Verbrechen ließ ſich in dieſer Probe ein äſthetiſcher Maſchiniſt mit einem gewaltig dicken Schädel zu ſchulden kommen. Sogleich donnerte Goethe herauf: „Herr G'naſt! Schaffen Sie mir den ungehörigen Kopf aus der erſten Kuliſſe rechts, der mit unanſtändiger Neugier ſich in den Rahmen meines Bildes drängt.“

661. Gries an Hufeland:

Jena, den 15. April 1815.

Goethe hat ſich ſeit langer Zeit keinen Winter ſo wohl befunden als den vergangenen; Wiesbaden ſcheint ihm beſſer zu bekommen als Karlsbad. Nur in den letzten vier Wochen litt er an einem heftigen Katarrh, der jetzt aber auf dem Abzuge iſt. Sein unerſchöpflicher, ewig jugendlicher Geiſt hat ſich wieder ein neues Feld gewählt, nämlich die orientaliſche und namentlich die perſiſche Poeſie, in welche er jetzt ganz verſunken iſt.

662. Erinnerungen von Ch. Th. Schwab:

Weimar, den 21. Mai 1815.

Mit guten Empfehlungsschreiben versehen eilten Ch. Th. Schwab und sein Reisegenosse Lempp zu Goethe. Er empfing sie freundlich; ganz schwarz gekleidet, stand der schöne Greis nahe an der Schwelle, erkundigte sich nach ihrem Reiseplan, hieß sie sitzen und setzte sich so vertraulich zu ihnen, daß bald alle Scheue verschwand und sie ihm getrost in die dunkelglühenden Augen unter der sparsam weißgelockten Stirn blickten. Er sprach mit ihnen über das Reisen, über Deutschland und über das Theater. Er war selbst im Begriff, eine Reise anzutreten, lud aber die jungen Männer ein, wenn der Rückweg sie wieder über Weimar führen sollte, ihn zu besuchen.

663. Aus Friedrich von Matthisons Erinnerungen:

Goethe fand ich, seit dem Sommer 1799, wo er mir im Laubengange seines Gartens so freundlich entgegenkam, nur wenig verändert. Auch er schöpfte Jugend aus dem Borne der Musen. Selten schuf die Natur wohl ein Auge von gediegenerm Feuerstoff, als das Auge Goethes, welches noch leuchtet und glänzt, wie vor dreißig Jahren. „Wenn Sie mich nicht mehr so aufrecht einherschreiten sehen, wie bei Ihrer vorigen Erscheinung," sagte er scherzend, „so müssen Sie das ganz in Ordnung finden: denn es ging so viel seitdem über unsern Köpfen weg, daß wir uns natürlich haben bücken müssen."

664. Erinnerungen der Frau D. St. geb. Cramer:

Wiesbaden, Juni 1815.

Bekanntlich hatte de l'Aspée, einer der besten Schüler Pestalozzis, in Wiesbaden eine Elementarschule gegründet, welche ich mit mehreren meiner Gespielinnen besuchte. Um den Namenstag unseres hochverehrten und inniggeliebten Lehrers zu feiern, hatten wir einmal einige Zeilen aufgesetzt, in denen wir ihm unsere Glückwünsche darzubringen gedachten. Da taucht plötzlich in uns der Gedanke auf, daß Goethe sich vielleicht bewegen ließe, unsere Zeilen in Verse umzusetzen. Schüchtern naht sich die Kinderschar dem großen Manne und trägt ihm ihr Anliegen vor, indem sie ihm die niedergeschriebenen Sätze übergibt. Darauf erwiderte Goethe zuerst mit einem gelinden

Verweise, daß wir ihm ein zu kleines Stück Papier gebracht hätten; man müsse, fügt er hinzu, stets auf einem großen Stück Papier beginnen, der kleine Raum beenge auch die Gedanken. Nachdem wir hierauf ein größeres Blatt herbeigebracht, schrieb Goethe, während wir ihm staunend zuschauten, in kurzer Zeit auf dasselbe einige Strophen, die den Inhalt unserer Worte genau wiedergaben. Noch heute sehe ich im Geiste den großen Mann, wie er erst einzelne Worte in angemessenen Zwischenräumen niederschrieb und dann, die Silben mit der Federspitze zählend, die Lücken allmählich ausfüllte, zuletzt zeichnete er unter die Verse eine aufgehende Sonne und schrieb auf ihre Strahlen unsere Namen, die er sich von uns nennen ließ.

665. Aus den Lebenserinnerungen Ernst Moritz Arndts:

Köln, den 26. Juli 1815.

Wir gingen nach dem Dom. Stein begrüßte uns auf das allerfreundlichste — und wen erblickten wir nicht weit von ihm? Da stand der neben ihm größte Deutsche des 19. Jahrhunderts: Wolfgang Goethe, sich das Dombild betrachtend. Und Stein zu uns: „Lieben Kinder, still! still! nur nichts Politisches! Das mag er nicht; wir können ihn da freilich nicht loben, aber er ist doch zu groß.“ — Wunderbar gingen die beiden deutschen Großen hier nebeneinander her wie mit einer gegenseitigen Ehrfurcht; so war es auch im Gasthause am Teetisch, wo Goethe sich meistens sehr schweigsam hielt und sich früh auf sein Zimmer zurückzog.

Wie waren die beiden zusammengekommen? wie dann miteinander nach Köln gekommen? Goethe hatte seine Vaterstadt und einige alte Genossenschaft und Freundschaft einmal wieder besucht. Da hatte ihn sein Herz gefaßt, die Pfade, auf welchen seine lustige genialische Jugend sich ergangen und getummelt hatte, die Pfade, welche bei Wetzlar an der Lahn und durch ihre schönen Täler nach Nassau, Koblenz, Ehrenbreitstein und Valendar hinlaufen, noch einmal wieder zu durchwandeln. Da vernimmt Stein in seinem Schlosse die Nachricht: Goethe ist in Nassau im Löwen abgestiegen. Er flugs in den Löwen und holt und zwingt den Sträubigen in sein Schloß hinauf. Da nun Goethe einen Ausflug nach Köln vorhat, so läßt Stein seinen Wurstwagen vorspannen und sie rollen zusammen den Rhein, bis nach Köln hinunter. Ich kann mir denken, wie die beiden Reise-

gefährten jeden Zuſammenſtoß vermieden; es war gewiß die äſopiſche Reiſe des ſteinernen und irdenen Topfes. So gingen ſie auch in Köln nebeneinander hin mit einem zarten Noli me tangere. Nimmer habe ich Steins Rede in Geſellſchaft ſtiller tönen gehört.

Hier konnte ich mir unſern Heros Goethe ein paar Tage recht ruhig betrachten, auch ſeines herrlichen Angeſichts erfreuen: die ſtolze, breite Stirn und die ſchönſten braunen Augen, die, immer wie in einem Betrachten und Schauen begriffen, offen und ſicher feſtſtanden und auf jeden Gegenſtehenden und Gegenſchauenden trafen; aber doch gewahrte ich, was mir in ſeiner Haltung ſchon früher aufgefallen war, ein kleines Mißverhältnis in der Geſtalt des ſchönen Greiſes: wenn er ſtand, gewahrte, wer überhaupt dergleichen ſehen kann, daß ſein Leib eine gewiſſe Steifheit und gleichſam Unbeholfenheit hatte: ſeine Beine waren um ſechs, ſieben Zoll zu kurz. Ich habe mir das Weſen der Zukurzbeinigen im Leben genug betrachtet. Sie entbehren immer einer leichten, natürlichen Beweglichkeit und Schwunghaftigkeit des Leibes, und ich glaube daher, daß der junge Goethe von ſeinem achtzehnten bis fünfunddreißigſten Jahr gerechnet, als Reiter, Fechter, Tänzer, Schlittſchuhläufer nimmer ein Leichtfliegender hat ſein gekonnt. Es gab ihm dieſer leibliche Mangel wohl etwas von einer natürlichen Steifheit; anderes mochte in Art und Gewohnheit liegen.

Goethe war ja Miniſter und Exzellenz und in Wahrheit eine der exzellenteſten Exzellenzen des Vaterlandes; aber hier in Köln wie? wie? Es kamen von den jungen Offizieren, die in Köln ſtanden, einige, ſich vor ihm zu verneigen, ſolche, deren Väter oder Vettern er kannte, Thüringer und andere, Miniſterſöhne, Baronenſöhne, unter ihnen Wilhelm Humboldts Erſtgeborner, Jungen, vor welchen Stein, ja nicht einmal unſereiner, nicht die Mütze abgezogen hätte — und Goethe ſtand vor ihnen in einer Stellung, als ſei er der untere. Eine ſolche Ungefügigkeit des Leibes, eine ſolche faſt dienerliche Haltung einem Altadligen gegenüber, vielleicht aus Jugendgewohnheit, womit eine gewiſſe Steifheit verknüpft war, iſt dem ſonſt zwar ſtolzen, aber ſehr großmütigen liebenswürdigen Manne von den Unkundigen wohl oft als Hoffart ausgelegt worden. Aus dem Gefühl eines gewiſſen körperlichen Mangels hat er in Beſchreibungen und Schilderungen ſeiner ſogenannten ritterlichen Männer (ein Jarno und Konſorten) auf jene körperliche Beweglichkeit und Gewandtheit, welche jeder Jagdjunker und Kammerjunker von Kind auf leicht und umſonſt gewinnt, wie mir deucht, im Kleinen einen zu großen Wert gelegt.

666. Aus einer niederrheinischen Familiengeschichte:

Rheydt, den 27. Juli 1815.

Der Pastor schien zuerst zerstreut an anderes zu denken, dann aber begann er mit erhobener Stimme im Zusammenhang zu erzählen: er habe gestern in Köln etwas ganz Außerordentliches erlebt. Im Gasthof habe er gehört, daß der Reichsfreiherr vom Stein zusammen mit dem großen Dichter Goethe in Köln eingetroffen, wo ja auch Ernst Moritz Arndt jetzt ansässig sei. Und eine freundliche Fügung habe ihn alsbald die drei Männer finden lassen, wie sie in ernstem Gespräch miteinander am Domtorso gestanden, der ja nun, Gott sei Dank, nicht mehr französisches Militärmagazin sei. Sie seien aber alle drei viel kleiner gewesen, als er sich's gedacht, und der große Heide von Weimar habe gar nicht apolliniſch ausgesehen, sondern ganz ehrbar und fast strenge.

Er, Pieper, habe sich unauffällig in ihrer Nähe gehalten, und als sie endlich weitergegangen, sei er ihnen gefolgt, die ganze lange Komödienstraße hinab. Als sie sich dann aber getrennt und der teure Ernst Moritz allein zurückgegangen sei, habe er sich an diesen herangemacht, als Pastor und Verehrer sich zu erkennen gegeben und ihn ein Stücklein begleiten dürfen, wobei sie gar vieles miteinander besprochen hätten. Als er, Pieper, aber die Neugestaltung Europas berührt, wäre Arndt ganz in Rage geraten: Dieser Wiener Käsezuschnitt sei einfach monströs und nur von einem Kongreß zu verstehen, auf dem alles Ernstes die Frage verhandelt worden, ob es sich nicht empfehle, die Gesandtschaftsposten erblich zu machen. — Auch daß Arndt gemeint, Goethe sei wohl auf seine Weise gar nicht fern vom Reiche Gottes, habe ihm zu denken gegeben. Item: die ganze Bewegung sei doch eine köstliche Erinnerung für sein Leben.

667. Franz Bernard v. Bucholtz an seine Schwester:

Frankfurt, den 10. August 1815.

Ich sah in Wiesbaden Goethe. Er war recht gütig und freundlich, und hatte wie auch das vorige Jahr schon nichts mehr von diesem Weggewendeten, Scheuen, Fremden, das das erste Mal, als ich ihn sah, in seinem schönen Gesichte anfangs oder abwechselnd spielte. — Er war mit Baron Stein in Cöln gewesen. — Er und Baron Hügel sehen sich oft und haben sich gern. Ausgezeichnete

Menſchen begegnen ſich immer in vielfachem Betracht. Auch Hügel iſt durchaus eigentümlich, er gehört ſich ſelbſt völlig an, und es [iſt] die eigne lebhafte Kraft ſeines Geiſtes wirkſam bei jedem Gedanken, jeder Erzählung etc. Goethe hat ſich ſehr über die unveranlaßte Auszeichnung des Geiſtes gefreuet, deren Zeichen ihm Hügel eingehändigt hat.

Frankfurt, den 28. Auguſt 1815.

Goethe beſuchte ich vorgeſtern auf dem Landhaus des Herrn Geheimrats Willemer, wo er wohnt. Einmal hat er hier geſpeiſet. Er ſieht ſehr wohl aus und iſt recht liebenswürdig. Er achtet Baron Hügel ſehr. Der Öſterreichiſche Orden hat ihm viel Freude gemacht.

668. Aus Ludwig Emil Grimms Erinnerungen:

Frankfurt, den 5. September 1815.

Ich freute mich ſehr, im Brentanoſchen Haus in der Sandgaſſe in Frankfurt Wilhelm zu finden; er ſagte: „Heute mittag kommen Goethe und Savignys zu Tiſch, da ſiehſt du ſie!“ Ich war ſehr begierig auf Goethe, den ich noch nie geſehen hatte. Bei Tiſch hatte er den oberſten Platz zwiſchen Damen. Savigny ſtellte mich ihm vorher vor. Es war bei Tiſch eine Art feierlicher Munterkeit. Es war eine große Tafel; die Familie von Guaita und Senator Thomas waren noch dabei. Eine Stunde nach Tafel ſagte der Wilhelm: „Der Goethe wünſcht deine Skizzenbücher! Und was du noch von Zeichnungen von Caſſel haſt, nimm mit!“ Wir gingen zu ihm, und da ſah ich ihn dann von Kopf bis zu Fuß, den berühmten Mann. Er war nicht groß, aber gut proportioniert, hatte einen kleinen Miniſterbauch und war ſchwarz angezogen, reichte uns beiden die Hand und war ſehr freundlich, ſprach langſam. Wir ſetzten uns dann alle drei, und er ſprach zuerſt mit Wilhelm über gelehrte Sachen. Sein Geſicht war von Tiſch, wo er dem Johannisberger Eilfer gehörig zugeſprochen hatte, ganz rot. Wie er meine Bücher bemerkte, ſagte er: „Ah, da bekommen wir auch etwas von der Kunſt zu ſehen!“ — Er betrachtete die Skizzen, Bildniſſe und Landſchaftsſtudien alle und ſehr langſam. Ich hatte das Gefühl, daß er bei den meiſten ſeiner Äußerungen den Nagel auf den Kopf treffe. Bei manchen Skizzen riet er mir an, dazu ernſte Studien zu machen, — davon würde er raten ein Bild zu malen uſw. Aber ich muß ge-

stehen, daß die meisten, die er als die gelungensten nannte, mir am wenigsten gefielen. Die Köpfe fand er nicht ausgeführt genug. „Freilich", setzte er hinzu, „Umstände und Zeit erlauben nicht immer eine größere Ausführung!" Aber mit Stellungen und charakteristischer Auffassung war er zufrieden, gab auch an, zu welchem Bilde dieser oder jener Kopf sich eigne. Einen lebensgroß ausgeführten Kopf unserer schönen Cousine Burchardi lobte er sehr und sagte sehr ernst: „Ich wüßte zu einer Eva keinen schönern, passendern Kopf!" usw. Mit den Landschaftsstudien war er, was mich sehr wunderte, auch lobend; ich hatte wenig Übung und gar nicht, was die Landschaftsmaler eine Manier nennen. Ich habe Bäume, Baumstämme, Wurzeln, Blätter, Pflanzen ohne irgendeine Manier nachgezeichnet; aber man sah, es war Natur in den Zeichnungen, und das mochte er wohl lobend hervorheben. Auch mit der Auffassung ganzer Gegenden war er zufrieden. Er sprach noch lange über Kunst und kam so nach und nach in sein Lieblingsthema, die Mythologie, die mir von jeher zuwider war. Es war aber höchst interessant, ihm zuzuhören, und da konnte man den Glanz und Geist seiner Augen recht erkennen. Nach und nach kamen dann mehrere ins Zimmer, und das Gespräch wurde allgemeiner.

669. Aus Gustav Partheys Jugenderinnerungen:

Heidelberg, Ende September 1815.

Ein . . . Wort von Goethe . . . beweist recht deutlich seine gänzliche Entfernung von aller Philisterei und Engherzigkeit. Wenn er in Heidelberg durch die Straßen ging, so konnte es nicht fehlen, daß die Begegnenden, und zumal die Studenten stehn blieben, auch wohl in ehrerbietiger Entfernung ihm nachfolgten. Da wandte er sich einmal zu dem begleitenden Sulpiz Boisserée und sagte: „Wie wär's, wenn ich hier an der Ecke vor den Augen der Studenten ein paar Scheiben zerschlüge? Da würde morgen in der Zeitung zu lesen sein: ‚Der berühmte Dichter Goethe hat bei seiner Durchreise durch Heidelberg ein paar Scheiben eingeschlagen!' und die Jungen hätten dann doch ein Vorbild, wenn sie's auch einmal täten."

670. Wilhelm Grimm an seinen Bruder Jacob in Paris:

Cassel, den 20. November 1815.

Goethe habe ich [Ende September in Heidelberg] weder den armen Heinrich gegeben, noch von den Märchen etwas Näheres gesagt. Da

er sich wohl bewußt sein mag, wie leicht er an etwas Theil nimmt, so hat er eine eigene, wunderliche Scheu, man kann sagen Ängstlichkeit, daß ihm ja nichts zu nahe rückt, und er weicht gewiß aus oder setzt sich eiskalt hin, wenn man von etwas mit Lebhaftigkeit und Eifer spricht, das er noch nicht kennt. Als sein Geburtstag in Frankfurt war, hat von den Hausleuten niemand etwas erwähnt, nur bei Tisch hat sich auf dem Main eine schöne Waldhornsmusik hören lassen, und als er gefragt: was ist das? hat bloß sein Bedienter geantwortet: „ei, Herr Geheimer Rath, heut' ist ja Ihr Geburtstag." Während der Zeit haben sie ihm in sein Zimmer eine Schüssel mit köstlichem Obst, wie Ananas usw. schön geordnet aufgestellt, daneben echt persisches Zeug (weil er gerade mit den orientalischen Sachen beschäftigt ist), wo ich nicht irre, auch einen Dolch hingelegt, und wie er hinein getreten ist, beobachtet. Anfangs, wie er es gesehen, ist er ganz ängstlich gewesen, hat hin und her geblickt und gemeint, es sei jemand versteckt, der nun glückwünschen werde, dann ins Nebenzimmer gesehen, ob etwa da Leute sich dazu versammelt hätten, und als dann endlich alles leer und still gewesen, hat ihn diese Aufmerksamkeit bis zu Thränen gerührt. Ich habe ihm daher kein Wort von der altdeutschen Poesie gesagt, bis er in Heidelberg von selbst zu mir kam und mich fragte, mit welcher literarischen Arbeit wir uns jetzt beschäftigten; ich erzählte es ihm ganz einfach und sagte da auch unter anderm, daß wir nach Art der Märchen die deutschen Sagen zusammenzustellen dächten. Als die Rede auf ihre lebendige Verschiedenheit kam, sagte er: „ja, was ist die Kritik anderes als das Beobachten, wie dasselbe in den verschiedenen Zeiten immer eigenthümlich auf den Menschen gewirkt und von ihm gefaßt worden." Was mir natürlich sehr willkommen war. Der Louis hat es aus natürlichem Gefühl ebenso gemacht.

671. Tagebuchnotizen A. Kestners:

Mittwoch den 30. August 1815 war einer meiner merkwürdigsten Tage. Von Bruder Theodor hörte ich, daß Goethe wahrscheinlich noch in Frankfurt sei und auf der sogenannten Gerbermühle bei Oberrad auf dem Wege nach Offenbach bei einem Freunde, dem Dr. Willemer, wohne. Es blieb nun, da er so entfernt von der Stadt und sein Hereinkommen unbestimmt war, nichts übrig, als ihn zu besuchen. Ich richtete daher mein Augenmerk auf meinen Freund

Christian Schlosser, den ich mich freute seit Rom wiederzusehen, und hoffte bei ihm Hilfe zur Ausführung meines Plans zu finden. Ich traf ihn auf seiner Wohnstube mit einem gewissen Dr. Seebeck, einem Physiker und Optiker. . . . Um 4 Uhr war der Wagen da, und wir fuhren nach Oberrad, wo wir an dem nach der Gerbermühle führenden Wege zur Linken ausstiegen und an dem Main heraus sehr bald bei der Gerbermühle ankamen.

Der Bediente empfing uns an der Haustür. Wir baten, dem Herrn Geheimen Rat aufwarten zu dürfen. Der Bediente kehrte zurück mit der Nachricht: Es wird Ihro Exzellenz viel Ehre sein. Durch eine dunkle Treppe wurden wir in seine Wohnstube geführt, die für eine Gartenwohnung sehr groß und lang war. Er kam uns von der entgegengesetzten Seite entgegen und schien im Nebenzimmer sich angekleidet zu haben. Sein Anstand war würdig mit Absicht, aber sein Benehmen sehr freundlich, ja zuvorkommend; er half selbst die Stühle zusammenholen, indem er uns zum Sitzen nötigte. Vorher fragte er, wer von uns beiden der Dr. Kestner aus Frankfurt sei.

Ich machte die Introduktion damit, daß ich eines Briefes erwähnte, der mir von Frau von Beaulieu an ihn mitgegeben sei, den ich aber unglücklicherweise verloren habe. Sehr verbindlich erwiderte er darauf, daß ich auch ohne diesen mich eines freundlichen Empfangs habe versichert halten können. Dann richtete ich ihm eine Empfehlung meiner Mutter aus, indem ich mir Hoffnung gemacht, ihn in Wiesbaden anzutreffen. Er fragte nach ihrem Befinden und ob meine Geschwister noch vollzählig wären, indem er freundlich hinzufügte, daß unser seliger Vater ihm unsere sämtlichen Silhouetten geschickt habe, als wir noch böse Buben gewesen, und daß er uns daher schon alle kenne. . . .

Nach einem kurzen Gespräch verschiedenen Inhalts nötigte er uns darauf in den Garten. Beim Hinabsteigen in denselben wurde die Ältlichkeit seiner körperlichen Bewegungen sichtbar. Dieses schien ihm unangenehm; denn er nötigte uns sehr angelegentlich, als wir zu seinen beiden Seiten ihn aus der Stubentür begleiteten, die Treppe hinabzugehen, indem er folgen werde.

Der Garten bestand in einem Bosquet, an dem Main gelegen, und hier kamen wir zuerst durch einen Schattengang an einen freien Platz nah am Flusse, wo wir einen Kaufherrn, Herrn Nicolaus Schmidt, aus Frankfurt antrafen, den Goethe bewillkommnete und du nannte; er wird ein Jugendbekannter von ihm sein. Hier blieb er

einige Augenblicke ſtehen und wies uns weiter zur Geſellſchaft der Damen auf einem andern Platz, die zum Teil zur Willemerſchen Familie gehörten, zum Teil zum Beſuch da waren.

Nachdem wir hier vorgeſtellt waren, kam Goethe uns nach und nahm ſich ſo unſerer Unterhaltung an, wie es dem gebührt, der Beſuch bekommt. Er war dabei körperlich in einer beſtändigen Beweglichkeit und Unruhe, aber ohne ſchnelle Bewegungen. Anfangs teilte dann und wann eine Dame das Geſpräch; doch hörte dieſes bald auf, und er ging zwiſchen uns auf dem von Bäumen umgebenen Platze, der nach dem Wege zu eine freie Seite hatte, auf und ab, oder, blieb er eine Weile ſtehn, ſo wiegte er doch den Oberkörper auf den Füßen und lehnte ſich zuweilen an. Die Hände hatte er meiſtens eingeſteckt, entweder in die Taſche ſeines dunkelblauen Überrocks, der ihm ſchon wenigſtens neun bis zehn Monate gedient hatte, oder in den Buſen.

Während Theodor mit einem andern Herrn redend auf und ab ging, wurde mir das Geſpräch mit Goethe etwa eine halbe Stunde allein zuteil. Es lenkte ſich dieſes auf Frau von Beaulieu und ihre Töchter, von denen er mit vielem Intereſſe ſprach, aber ſtets mit voller Beſonnenheit und einer großen Abgemeſſenheit. Er verbreitete ſich mit gerechtem Lobe über das Talent der Komteſſe Julie Egloffſtein und äußerte, ſie leiſte alles, was man ohne höhere Leitung eines ſolchen hübſchen Talentes erwarten könne. . . . Der Abſchied war, wie andere Leute von Lebensart ſich dabei benehmen, mit einigen verbindlichen Äußerungen über die gemachte Bekanntſchaft, welchen er noch hinzufügte, daß er den Herrn Doktor noch bei ſich zu ſehen hoffe, um zu hören, daß ich in Wiesbaden wohl angekommen ſei.

672. Erinnerungen des Freiherrn Ferdinand von Biedenfeld:

Karlsruhe, den 4. Oktober 1815.

Das Ausfallen einiger Gerichtstermine verſchaffte mir eines Morgens eine freie Stunde. Ich eilte in das Muſeum, holte mir Lektüre und ſetzte mich damit einſam in die Rotunde. . . . Aus meiner Verſunkenheit in Herders Ideen weckte mich plötzlich Weinbrenners ausgiebige Stimme mit den Worten: „Da ſitzt auch einer, der ein neuer Goethe werden will.“ Ich blickte vom Buch auf und fuhr erſchrocken empor: vor mir ſtand der Unverkennbare, Goethe in der

vollen Majestät seiner göttlichen Kraft und Gesundheit, mit der Jupiterswürde auf seinem schönen Antlitz, mit der Magie seines mächtigen Auges und des Herrscherblickes. Hebel stellte mich ihm vor. Ein mildes Lächeln flog verklärend über seine Züge, und nach einigen freundlichen Worten fragte er: „Nun, und was haben wir jetzt in der Mache?" — „Ein Drama; ich habe es hier vollständig im Kopfe, und doch will es nicht recht heraus." — „Das beruht wohl auf einer Selbsttäuschung; was vollständig im Kopfe liegt, das kommt auch vollständig und leicht heraus." . . .

Hebel mahnte nun an den Besuch im Naturalienkabinett. Goethe lud mich freundlich zum Mitgehen ein: indem man in allen Gebieten der Natur immer wieder Neues und Erbauendes und Förderndes erblicke. So wanderten wir denn dahin: Goethe, Hebel, Gmelin, Boeckmann der Physiker, Weinbrenner und ich; unterwegs stießen noch Haldenwang und der Landschafter Hofmaler Kuntz zu uns. Am Eingang zum Naturalienkabinett fand sich noch eine der merkwürdigen Karlsruher Gestalten ein, der Hofmaler Iwan, ein Kalmücke, der vom Kaiser von Rußland der Markgräfin Amalie als Leibeigner geschenkt worden, hier natürlich der Freiheit und seinem Hange gemäß der Erziehung zum Zeichner genossen, als solcher in Italien und Deutschland sich einen recht hübschen Namen erworben hatte, halb deutsch, halb kalmückisch sich kleidete, gewöhnlich gutmütig und jovial, aber wenn der Wein ihn belebte, was ihm häufig geschah, ein schroffer Geradeaus voll kaustischer Kritik und unsauberer Witze. Sein Auftreten verriet einen solchen Zustand. Goethe . . . schien nicht sehr angenehm berührt durch dieses Zusammentreffen und erwiderte die überherzliche Begrüßung mit zugemessen majestätischer Höflichkeit. Wir alle besorgten eine Störung unseres Genusses durch den Aufgeregten, da kam glücklicherweise ein Hoflakai außer Atem mit dem Bescheide, daß er augenblicklich zum Großherzog kommen solle. Mit ein paar gesunden Flüchen machte sich der Vierschrötige auf den Weg und versprach sein baldiges Eintreffen im Naturalienkabinett. „Ausgestopft müßte er sich dort gut ausnehmen," bemerkte Goethe lächelnd zu Gmelin. . . .

Sie standen vor der Gruppe der verfänglichsten Muscheln. Lachend hielt Gmelin eine davon hoch empor, nannte Goethen ihren Namen lateinisch, entwickelte lateinisch ihre Ähnlichkeit mit menschlichen Teilen und stellte darüber sehr erbauliche Betrachtungen an. Goethe hörte ihn behaglich an, lächelte wie Jupiter, wenn Frau Venus ihn

ſtreichelt, deutete auf eine andere Muſchel und pries deren noch anſchaulichere Ähnlichkeiten ebenfalls lateiniſch, mit heiterer Emphaſe, wobei er freilich hin und wieder den rechten Ausdruck erſt ſuchen mußte. . . . Die beiden kamen an andere Gegenſtände, Gmelin war wieder rein wiſſenſchaftlich geworden, Goethe hatte ein anderes Geſicht angezogen, beide ſprachen unwillkürlich wieder deutſch. Die Beſchauung und die Reflexionen dauerten noch ziemlich lange; endlich kam man zum Schluß. Goethe lud ſehr freundlich zum Nachmittag in das phyſikaliſche Kabinett ein, wo Herr Hofrat Boeckmann einige intereſſante Experimente zu machen, die Güte haben würde.

673. Johann Gottfried Schadow an Böttiger:

Berlin, den 28. April 1816.

Es iſt nicht lange her, daß ich in Weimar war wegen dem in Roſtock zu errichtenden Denkmale des Helden Blücher. — Herr von Goethe iſt mir recht liebreich und milde vorgekommen, und behandelt er Gegenſtände der Kunſt mit einer Aufmerkſamkeit, wie ſie mir auch noch nicht vorgekommen.

674. Aus Riemers Mitteilungen über Goethe:

Goethe ſchätzte und liebte ſeine Frau. . . . Und ſo bewies er denn auch die zärtlichſte, ja ängſtlichſte Teilnahme bei ihrer letzten, tödlichen Krankheit.

Daß er nicht mehr Rühmens von ihr macht und in ſeinen Schriften ihrer nicht öfter namentlich gedenkt, oder ſogar Sonette oder ſonſtige Trauergedichte auf ſie verfertigte, liegt in der Zartheit ſeines Gefühls und ſeiner Geſinnung. Der Schmerz, den er um ihren Verluſt empfand, war ein viel zu gründlicher, in ſeine Exiſtenz weſentlich eingreifender und bis an ſein Ende dauernder, da er ſie, nach dem Ableben ſeines einzigen Sohnes, der ihm bisher ſo treu und ſorgſam beigeſtanden, in allen häuslichen und wirtſchaftlichen Angelegenheiten von neuem vermiſſen ſollte, als daß er ihn mit Worten ausſprechen und entweichen mochte. So hielt er es immer mit allem, was tief in ſein Inneres ſchnitt; er ſprach nicht davon, aus Scheu, den Schmerz mit Worten zu berühren und wie von einer Frucht den zarten Duft zu verwiſchen. — Und wiſſen wir denn, ob er nicht

dennoch seine Stimmung versteckterweise ausgesprochen? Vier Zeilen, von wenig Worten, deuten den Verlust und seine Trauer auf eine Weise an, die alle langen Epizendien übertrifft:

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen!

Er schrieb sie an ihrem Todestage, den 6. Juni 1816.

XIV.

Von Christianens Tode bis zur Reise nach Marienbad.

6. Juni 1816—Sommer 1821.

675. Johann Diederich Gries an Prof. Hufeland:

Jena, den 21. Juni 1816.

Daß Goethe vor Kurzem ſeine Frau verloren, werden Sie ſchon gehört haben. Dieſer unerwartete Todesfall hat, wie es ſcheint, einen tiefen Eindruck bei ihm hinterlaſſen. Nicht als ob er die Verblichene eben ſehr geliebt hätte, aber ſie war doch die Mutter ſeines Sohnes und ſollte, nach dem natürlichen Lauf der Dinge, die Pflegerin ſeines Alters ſein. Ich fürchte, wir werden den Unerſetzlichen nicht lange mehr behalten. Er war, kurz vor dem Tode ſeiner Frau, einige Wochen lang in Jena. Ich fand ihn ſehr gealtert, und obwohl er zwiſchendurch ſehr heiter war, ließ ſich doch aus manchen Äußerungen wahrnehmen, daß er ſelbſt ſich kein langes Leben mehr verſpricht. Indeſſen fährt er immer fort, den Menſchen Freude zu machen.

676. Wilhelm Grimm an Achim von Arnim:

Caſſel, den 2./4. Juli 1816.

Den Tod von Göthes Frau hatte ich in Kösen ſchon gehört, Riemer ſagte mir und die Schopenhauer auch, daß er ſchrecklich geweſen; niemand hat die Krämpfe mit anſehen können und Mägde und Weiber haben nicht dableiben können, weil ſie, wie das geſchieht, auch davon ergriffen worden. Geweint hat er laut über ſie, und das wäre auch unnatürlich geweſen, wenn er es nicht gethan hätte. Er war noch nicht ausgegangen und hatte nur ein paar Freunde geſehen, indeſſen machte ich doch Nachmittags einen Verſuch, da ein Fremder ihm gerade angenehm in einer ſolchen Stimmung kommen kann und ich mich erſt melden ließ. Er nahm mich an und war ſehr freundlich und heiter, er fragte mich nach Dir, Deiner Frau, Kindern, ſelbſt dem Haus und der Gegend. Dann ſprach er von mancherlei, woran man in der Zeit leicht denkt. Er rühmte ſo das herrliche in dem deutſchen Volk, wie ſie gern eins wären und doch auch ihre

Eigenthümlichkeit nicht im geringsten darum wollten fahren lassen; dann wie so viel guter Wille gehemmt würde: „wunderbar," sagte er, „daß dabei doch alles so eben steht, es ist wie bei den Korkmännchen die unten Blei haben." Er kam dann auf das lebendige religiöse Gefühl, das in der Zeit erwacht sei, und weil es so recht als eine Nothwendigkeit gefühlt sei, als etwas, ohne das man nicht leben könne, werde es auch nicht können unterdrückt werden. „Der Herr Adam Müller und Friedrich Schlegel," sagte er, „mögen treiben was sie wollen, sie werden uns nicht nehmen, was wir einmal erworben haben, der Mensch geht nicht wieder zurück und ein rechter Katholik ist eigentlich ein Protestant, denn er will nichts anders. Nicht zahllos sind jene Bekehrer aber unzählbar, ich bin schon zu alt, um hierbei von Gefahr zu sprechen." Dann erzählte er mit herzlichem Lachen, wie der Prinz Anton von Sachsen, der auch gern bekehre, jedem Reitknecht, der katholisch werde, noch über das gewöhnliche jährlich ein paar wildlederne Hosen schenke. Das habe schon manchen verführt, dem von seinem Cammeraden vorgestellt werde: „was willst Du Dich um die Hosen bringen, werd katholisch, so kriegst Du sie auch." Nach unsern wieder erworbenen und verlorenen Bildern erkundigte er sich genau und ich hätte ihm fast ins Gesicht gelacht, als er bei dieser Gelegenheit eines „wohlhäbigen" Mannes gedachte. Auch von der altdeutschen Literatur fing er ausführlich an zu sprechen und schien manches zu billigen in der Art, wie wir sie behandeln oder behandeln wollen. Die Prosa-Uebersetzungen haben seinen Beifall und er sagte, sie wären mehr nach seiner Ansicht als ich wohl glaubte, es gäbe jetzt bei den Uebersetzern so verschiedene Parteien, die ihr Publikum hätten, daß man in jeder ohne Gefahr arbeiten könne; in den Prosa-Uebersetzungen komme das reinmenschliche ohne weitere Anmaßung zur Sprache. Er bat mich dann ihm unsere Sachen zuzuschicken, er habe ja immer seinen Antheil daran genommen. Ich habe ihn niemals so freundlich und wohlwollend gesehen. Er arbeitet, wie Riemer sagt, viel und auch an dem vierten Bande seines Lebens.

677. Johanna Schopenhauer an Elisa von der Recke:

Weimar, den 25. Juni 1816.

Goethe, der eben bei mir war, hat mich in diesem Entschluß [einer Reise an den Rhein] noch bestärkt; er will mich auch mit

Empfehlungen versehen, damit ich auch Zugang zu den Kunstschätzen finde, die jene Gegenden aufbewahren. — Seit dem Tode seiner Frau habe ich ihn heute zum ersten Male gesehen; denn es ist seine Art, jeden Schmerz ganz in der Stille austoben zu lassen und sich seinen Freunden erst wieder in völliger Fassung zu zeigen. Ich fand ihn dennoch verändert; mir scheint er recht im innerlichen Gemüt niedergeschlagen.

678. Johann Diederich Gries an Bernhard Rudolf Abeken:

Jena, 22. Juli 1816.

Übrigens kann ich Ihnen noch zur Beruhigung sagen, daß Goethe sehr wohl und heiter war, und auch in seinem äußern Ansehn bei weitem kräftiger und lebendiger, als bei seiner Anwesenheit im Mai, wo theils die langwierige Krankheit seiner Frau, theils das ewige Regenwetter ihn sehr danieder drückten. Damals fürchtete ich wirklich sehr für ihn, zumal da Knebel mir sagte, daß er in vertraulichen Gesprächen einen gewaltigen Lebensüberdruß geäußert habe. Vielleicht werden Sie in den Zeitungen gelesen haben, daß Goethe gesonnen sei, Weimar zu verlassen und den Überrest seines Lebens in Frankfurt zuzubringen. Wie diese Nachricht in die Zeitungen gekommen ist, begreife ich nicht; aber wahr ist es, daß er das Drückende seiner Lage in Weimar und am Hofe mehr als jemals empfindet, und auch wohl gegen Knebel den Wunsch nach einer Veränderung geäußert hat. (Was ich Ihnen von dergleichen Äußerungen gegen Knebel schreibe, bleibt natürlich ganz unter uns.) Gewiß könnte eine solche Veränderung seiner doch immer unfreien Verhältnisse sehr zur Erheiterung seines Alters dienen, wenn er auch nicht eben Frankfurt zum Wohnort wählen würde. Aber er selbst sieht ein, daß daran eben jetzt gar nicht zu denken ist, da der Herzog ihm erst vor kurzem 2000 Rthlr. Zulage und seinem Sohn ein Gehalt von 800 Rthlr. gegeben hat.

679. Karl Friedrich Schinkel an Christian Rauch:

14. November 1816.

Einen ganzen schönen und lehrreichen Tag habe ich beim Goethe in Weimar verlebt, der mich höchst freundlich aufnahm. In der Nähe wird dem Menschen eine Binde von den Augen genommen, man

versteht sich vollkommen mit ihm über die schwierigsten Dinge, welche man allein nicht getraut anzugreifen, und man hat selbst eine Fülle von Gedanken darüber, die sein Wesen unwillkürlich aus der Tiefe herauslockt.

680. Klara Kestner an ihren Bruder August:

Weimar, den 29. September 1816.

Wir fuhren zum Mittagessen zu Goethe und wurden unten an der Treppe von dem Sohn empfangen, im Vorsaal kam er selbst uns entgegen, doch treuer dem Bilde, was ich durch Dich von ihm hatte, als dem, was uns der gute Onkel gab; denn Rührung kam nicht in sein Herz, seine ersten Worte waren, als ob er Mutter noch gestern gesehen: Es ist doch artig von Ihnen, daß Sie es mich nicht entgelten lassen, daß ich nicht zuerst zu Ihnen kam (er hat nämlich etwas Gicht im Arm). Dann sagte er: Sie sind eine recht reisende Frau und dergleichen gewöhnliche Dinge mehr. Mutter stellte mich ihm vor, worauf er mich einiges fragte, unsere Reise betreffend und ob ich noch nie in dieser Gegend gewesen sei, welches ich doch ganz unerschrocken beantwortete. Darauf gingen wir zu Tisch, wohin er Mutter führte und auch natürlich bei ihr saß, ihm gegenüber der Onkel und ich daneben, so daß ich ihm ganz nahe war, und mir kein Wort und kein Blick von ihm entging. Leider aber waren alle Gespräche, die er führte, so gewöhnlich, so oberflächlich, daß es eine Anmaßung für mich sein würde zu sagen, ich hörte ihn sprechen oder ich sprach ihn, denn aus seinem Innern oder auch nur aus seinem Geiste kam nichts von dem, was er sagte. Beständig höflich war sein Betragen gegen Mutter und gegen uns alle, wie das eines Kammerherrn. . . . Nach Tisch fragte ich nach einer sehr schönen Zeichnung, die immer meine Augen auf sich zog, er ließ sie mir herunternehmen und erzählte mir sehr artig die Geschichte davon, sie war von einer Dame Julien Egloffstein; ihrer gedachte er mit großer Auszeichnung und besonders ihres Talents. Darauf ließ er eine Mappe holen und zeigte Mutter ihr und des seligen Vaters und Eurer fünf Ältesten Schattenrisse auf einem Blatt. Du siehst aus allem diesen, er wollte verbindlich sein, doch alles hatte eine so wunderbare Teinture von höfischem Wesen, so gar nichts Herzliches, daß es doch mein Innerstes oft beleidigte. Seine Zimmer sind düster und unwöhnlich eingerichtet, hier und da stehen Vasen, und die

Wände sind mit Zeichnungen dekoriert, worunter jedoch meiner Ansicht nach außer der genannten nichts Ausgezeichnetes war. . . . Nachdem wir nun alles gesehen, fuhren wir nach Haus, er entschuldigte sich, daß er nicht ausgehen könne, indem er auch bei Hof abgesagt habe.

681. Charlotte Kestner an ihren Sohn August:

4. September 1816.

Von dem Wiedersehen des großen Mannes habe ich Euch selbst noch wohl nichts gesagt: Viel kann ich auch nicht darüber bemerken. Nur so viel, ich habe eine neue Bekanntschaft von einem alten Manne gemacht, welcher, wenn ich nicht wüßte, daß es Goethe wäre, und auch dennoch, keinen angenehmen Eindruck auf mich gemacht hat. Du weißt, wie wenig ich mir von diesem Wiedersehen oder vielmehr dieser neuen Bekanntschaft versprach, war daher sehr unbefangen; auch tat er nach seiner steifen Art alles mögliche, um verbindlich gegen mich zu sein. Er erinnerte sich Deiner und Theodors mit Interesse, ließ mir seinen Sohn eine Pflanze zeigen, die ihm Theodor geschickt hatte usw. und was mich sehr freute, er sprach mit großem Interesse von Stieglitz.

682. Hofrat Friedrich Wilken an seine Frau:

Weimar, den 29. September 1816.

Mein alter Reisegefährte hat mir die Reise gar angenehm gemacht; ich weiß nicht, wie die 6 Tage, die wir bis hierher gebraucht haben, verflossen sind; seine Heiterkeit und gute Laune ist unverwüstlich. Goethe hat mich sehr freundlich aufgenommen; wir kamen gestern früh kurz vor 12 Uhr hier an und aßen gleich den Mittag oben bei ihm; er wurde selbst sehr bald vertraulich, und den Abend, den ich mit ihm in der Comödie war, bin ich fast nicht aus dem Lachen gekommen über die Schwänke und Possen, die er vorbrachte.

683. Tagebuchaufzeichnungen George Ticknors:

Weimar, den 25. Oktober 1816.

We sent our letters to Goethe this morning, and he returned for answer the message that he would be happy to see us at eleven

o'clock. We went punctually, and he was ready to receive us. He is something above the middle size, large but not gross, with gray hair, a dark, ruddy complexion, and full, rich, black eyes, which, though dimmed by age, are still very expressive. His whole countenance is old; and though his features are quiet and composed they bear decided traces of the tumult of early feeling and passion. Taken together, his person is not only respectable, but imposing. In his manners, he is simple. He received us without ceremoy, but with care and elegance, and made no German compliments. The conversation, of course, rested in his hands, and was various. He spoke naturally of Wolf, as one of our letters was from him, — said, he was a very great man, had delivered thirty six different courses of lectures on different subjects connected with the study of antiquity, possessed the most remarkable memory he had ever known, and in genius and critical skill surpassed all the scholars of his time. In alluding to his last publication he said he had written his Life of Bentley with uncommon talent, because in doing it he had exhibited and defended his own character, and in all he said showed that he had high admiration and regard for him.

684. Charlotte von Schiller an ihren Sohn Karl:

Weimar, den 25. Juni 1817.

Gestern war ich in Jena ... Geheimrat Goethe war mit uns da, und so heiter, liebenswürdig, freundschaftlich, daß es mir recht wohl wurde.

685. Sophie von Schardt an ihren Neffen Fritz von Stein:

Weimar, den 4. August 1817.

Der Papa hat die Schwiegertochter sehr lieb, noch in Jena muß sie ihm alle Woche schreiben, u. so er an sie. Er theilt ihr alle Schätze mit, die er con amore hegt oder hervorbringt; da sie geistvoll ist, hat sie große Freude dran, u. schmiegt auch ihr Gemüth sehr freundlich am Vater hinauf. Sie war schon als Kind bey den Singestunden in Goethes Hause, die mehrere Jahre (bey lebzeiten noch der Frau) statthatten, die Eberwein dirigirte. ... Als sie versprochen war, sagte einmal der Alte zur Braut: „höre Ottilie, ich sage Dir eins — mein Sohn will gern immer gelobt seyn, da mußt Du nichts

wiederſprechen, wenn Du Luſt haſt zum Zanken — ſo komm zu mir, zanke mit mir, ich kann's ertragen."

686. Erinnerungen des ungariſchen Studenten J. Kollár:

Weimar, Herbſt 1817.

Der Zufall fügte es nun, daß Herr W. Goethe unweit von uns wohnte, ihm galt alſo mein erſter Beſuch. Ich war dort das erſtemal mit Mazari, dann öfter allein. Das erſtemal ließ er uns im Vorzimmer ein wenig warten, bis er, wie es hieß, Toilette gemacht hätte. Dann trat dieſer deutſche Jupiter mit würdevoller Höflichkeit und gemeſſenen Schritten und Worten vor uns. Auch Herr Goethe war der Meinung, daß in Ungarn bloß Magyaren wohnen, weshalb er auch uns für Magyaren hielt. Als ich aber dagegen proteſtierte: Mein Herr, ich bin ein Slovake oder, wenn Sie wollen, ein Slave, und mein Gefährte hier iſt ein Halbmagyare und Halbdeutſcher, lachte Herr Goethe über dieſen meinen Freimut laut auf, worauf er, zu mir gewendet, mich vertraulich bat, ihm einige ſlovakiſche Volkslieder zu verſchaffen und zu überſetzen, da er viel von ihrem Reichtum und Schönheit gehört hatte. Um magyariſche hätte er ſchon oft gebeten und geſchrieben, hätte aber bisher noch keine bekommen können. Ich höre, die Magyaren ſollen ebenfalls ſo ſanglos ſein, wie unſer deutſches Volk. So trennten wir uns. . . .

Nach Monatsfriſt etwa begegnete ich Herrn Goethe im fürſtlichen Garten auf der Promenade, und ſogleich auf mich zuſchreitend, ſchalt er mich: Was machen die ſlovakiſchen Geſänge? Ich entſchuldigte mich mit dem Mangel an Zeit zu Beginn des Semeſters und verſprach, wie ich es auch hielt, ſie nach Verminderung der aufgelaufenen Arbeit zu liefern. Einige von ihnen, von ihm metriſch bearbeitet, erſchienen in der von ihm herausgegebenen Zeitſchrift.

Bei dem zweiten und den folgenden Beſuchen legte Goethe den Miniſter und den Hofmann ſchon ganz ab und ſchien eher Patriarch und Vater zu ſein.

687. Luiſe Juliane von Lengefeld an Charlotte von Schiller:

Rudolſtadt, Oktober 1817.

Als ich neulich in die Stadt gehen will, ſteht mir Goethe im Wege auf der Schütte. Er war recht freundlich und ſagte, er könne mir

eigentlich nicht ſagen, wo er herkomme noch wo er hingehe, er würde Dich aber bald ſehen und Dir es ſagen, daß Du mir es ſchreiben ſollteſt. Es freute mich ihn zu ſehen, er ſah ſo gut und ordentlich hübſch aus.

688. Victor Couſin:

Weimar, den 20. Oktober 1817.

Goethe est un homme d'environ soixante-neuf ans: il ne m'a pas paru en avoir soixante. Il a quelque chose de Talma, avec un peu plus d'embonpoint: peut-être aussi est-il un peu plus grand. Le lignes de son visage sont grandes et bien marquées: front haut, figure assez large, mais bien proportionnée; bouche sévère, yeux pénétrants, expression générale de réflexion et de force ... Il me reçut dans une galerie ornée de bustes, où nous nous promenâmes. Sa démarche est calme et lente comme son parler; mais à quelques gestes rares et forts qui lui échappent, on sent que l'intérieur est plus animé que l'extérieur. Sa conversation, d'abord assez froide, s'anima peu à peu; il parut ne pas trop s'y déplaire: j'ai joui quelques instants de Goethe se développant avec plaisir. Il marchait et s'arrêtait pour m'examiner, ou pour se recueillir et marquer toujours plus profondément sa pensée, chercher une expression plus exacte ou donner un exemple et des détails. Le geste rare, mais pittoresque, et l'habitude générale grave et imposante. Nous restâmes ensemble à peu près une heure. Il n'a mis en avant aucun paradoxe, et il ne m'a dit que des choses neuves. Son imagination perçait de temps en temps; beaucoup d'esprit dans le détail et le développement; un vrai génie dans le corps de l'idée. Ce qui me parait caractériser son esprit, c'est l'étendue. ...

Il m'est impossible de donner une idée du charme de la parole de Goethe: tout est individuel, et cependant tout a la magie de l'infini; la précision et l'étendue, la netteté et la force, l'abondance et la simplicité, et une grâce indéfinissable sont dans son langage. Il finit par me subjuguer, et je l'écoutais avec délices. Il passait sans efforts d'une idée à une autre, répandant sur chacune une lumière vaste et douce qui m'éclairait et m'enchantait. Son esprit se développait devant moi avec la pureté, la facilité, l'éclat tempéré et l'énergique simplicité de celui d'Homère.

689. Aus K. A. Varnhagen von Enſes Denkwürdigkeiten:

Weimar, den 19. November 1817.

Welcher Empfang ſtand mir bevor! Ich mußte, als ich Goethen vor mir hatte, alles fahren laſſen, was die langjährige, tiefgenährte

Bekanntſchaft mit dem Dichter mir einflößen gekonnt, um nur mit dem neubekannten wirkſamen Menſchen beſchäftigt zu ſein, der mild, freundlich, treuherzig, anmutig, geiſtvoll, kraftreich, mir das Bild eines ganzen Menſchen — wenn dieſer geringe Ausdruck der hohen Bedeutung fähig iſt — in vollſtändig ausgebreiteter großartiger, ſchöner Lebensentwickelung vergegenwärtigte.

Das ſeltene Glück — hier wohl unverdient, doch nicht unwürdig empfangen — einer ſo milden und biedern Aufnahme, als ſei ich ein alter Freund, der längſt erwartet worden, mußte mich um ſo mehr überraſchen, als ich die ſcheue Zurückhaltung, die ihm ſo oft vorgeworfen worden, in den ſchriftlichen Berührungen, die ich mit ihm gehabt, nicht ganz hatte vermiſſen können. Nach der erſten Begrüßung, wobei er mir die Hand reichte, ſprachen wir gleich ſehr vertraut, und bald nachher hielt er inne, hielt mir ſeine Hand hin und rief mit Innigkeit: „Sie müſſen mir nochmal die Hand geben!“ — Vergebens würde ich Ihnen den Gang, den Inhalt oder auch nur die Art des alsbald lebhaften Geſprächs zu ſchildern ſuchen, es war wie ein Stück Leben, in tauſend Wellen fließend, ein Gefühl im ganzen wirkend, ohne die einzelnen Bezüge geſondert feſthalten zu laſſen; jedes Wort eine Blüte am Zweige des Baumes, aus der tiefen dunkeln Wurzel her, aber ſelber doch nur als luftigheitres Gebild des Augenblickes erſchloſſen. Wie jenen helleniſchen Fremden zu Athen, die nach mehreren mit Plato verlebten Tagen ihn erſuchten, ſie nun auch zu ſeinem berühmten Namensvetter, dem Philoſophen, zu führen, ſo ging es faſt mir, der ich in täuſchender Beſinnung leicht dieſen herrlichen Mann hätte bitten können, mir nun auch die Bekanntſchaft des ihm gleichnamigen Schriftſtellers zu verſchaffen. Ich blieb auf Goethes wiederholtes Anmahnen den ganzen Abend bei ihm, bis Mitternacht ſogar; ſein Sohn und deſſen neuvermählte Gattin waren die einzigen Mitgenoſſen eines Teils dieſer Stunden. Schwer würde ich einige beſondere Sprüche aus dem lebenreichen Ganzen ausſondern! die feſteſten, kräftigſten Äußerungen, die feinſten, erfreulichſten Wendungen, voll Geſtalt im Hervorkommen, zerfloſſen mir unter den Händen, wenn ich ſie dem Gedächtniſſe zum Behalten und Überliefern einprägen wollte. Wir ſprachen über alles, Goethe mit ungewöhnlichem — er ſagt es ſelbſt — Zutrauen von Dingen, die ſeine Denkart ſonſt lieber unerörtert laſſen mag; auch über den Geiſt und die Richtung der Entwickelung der Gegenwart, über die Geſtalten der nächſten Vergangenheit, Napoleon, Franzoſen, Deutſchland,

Preußen; wie freut' ich mich des unerschütterlichen Vertrauens, das ich trotz aller Zwischendinge stets in unsres vaterländischsten Dichters Vaterlandstreue gesetzt! Wie gerecht, einsichtig und unschuldig waren seine Äußerungen in dieser Hinsicht, von wahrem Geschichtsgefühl, so des Augenblicks wie der Jahrhunderte, beseelt! Er sieht nur früh und schnell die Dinge so, wie die meisten erst spät sie sehen; er hat vieles schon durchgearbeitet und beseitigt, womit wir uns noch plagen; und wir verlangen, er soll unsere Kindereien mitmachen, weil wir sie noch als Ernst nehmen! — Goethe kein deutscher Patriot? ein echter und wahrhafter, wie es jemals einen geben kann! In seiner Brust war alle Freiheit Germaniens früh versammelt und wurde hier, zu unser aller nie genug erkanntem Frommen, das Muster, das Beispiel, der Stamm unsrer Bildung. In dem Schatten dieses Baums wandeln wir alle. Fester und tiefer drangen nie Wurzeln in unsern vaterländischen Boden, mächtiger und emsiger sogen nie Adern an seinem markigen Innern. Unsere waffenfrohe Jugend, die höhere Gesinnung, die in ihr wirkte, stehen wahrlich bezugreicher zu dieſem Geiste als zu manchem andern, der dabei besonders tätig gewesen sein will. Ist doch nicht alles Freiheit, was so aussieht, was einen Augenblick so genannt wird; und manches französische Wort ist deutscher als das, welches man an die Stelle von jenem bringen will! — Das Leben in kleineren Städten, von größeren Mittelpunkten der neuern Zeit entfernt, hat für Goethe vielleicht manche Ansicht nicht sogleich in volle Beleuchtung treten lassen, manche Anschauung dunkel gehalten: aber wie nimmt der weise Sinn den kleinsten Schimmer echten Lichtes, das ihm dargeboten wird, sicher auf und verteilt ihn mit Blitzesschnelligkeit über das ganze Bild! — Übrigens ist Goethe alt, und grade darin jung, daß er die Wesenheit des Alters mit gleicher Frische und Wahrheit in sich aufnimmt, wie er jung die Jugend in sich aufnahm; es ist eine Freude des Lebens, im Hintergrunde der Jahre solche Alte möglich zu sehn, wie Schlabrendorf und Goethe sind. Schön von Antlitz und Bildung, kräftig von Haltung und mit hoffnungsvoller Gesundheit steht letzterer noch mitten in des Lebens Tätigkeit, auf Nahes bedacht wie auf Fernes, aber die Zeit zusammenhaltend und nicht das größere Zurückgelegte verkennend. . . . Dieses Übergewicht, das die erwartete Wirkung des Dichters so ganz der Wirkung des Menschen unterordnete und mich von dem ersteren zwar vieles, aber fast nur in Bezug auf den letzteren sehen ließ, wurde mir gleichsam zum Triumphbilde des Mannes, von

deſſen Anſchauen ich die folgenden Tage mit einer ſanften Glut erfüllt blieb, wie nur die außerordentlichſten Begegniſſe der innern Welt ſie über die Seele verbreiten können, und für das ganze Leben, kann ich nun ſagen, bin ich um ein großes Gut reicher!

690. Aus Theaterdirektor Theodor von Kobbes Erinnerungen:

Jena, den 11. April 1818.

Goethe, welcher damals ſeinen Procès monstre mit dem Großherzog von Weimar gehabt hatte, hielt ſich in Jena auf. Ich konnte nicht umhin, dem großen Dichterfürſten aufzuwarten. Er wohnte jenſeits der Saale vor der Stadt, in der ſogenannten Tanne, welche neben dem Geleitshauſe liegt.

„Wollen Sie den Staatsminiſter ſprechen?“ fragte mich, den Eintretenden, ein kleiner, altkluger Knabe, in dem breiteſten ſächſiſchen Dialekt, welchen mein Ohr je vernommen hat. Ich nickte bejahend, indeſſen nicht ohne einige unheimliche Empfindungen, da mir der kleine Burſch von hinten etwas zwergmäßig vorkam. . . . Da hörte ich ein Geräuſch, treppab: es nahte ein Bedienter, der nach meinem Begehren und Namen fragte und nach erhaltener Antwort mich ſodann bei Goethe anzumelden verſprach. „Es ſoll dem Herrn Geheimerat ſehr angenehm ſein,“ berichtete er, und ich folgte.

Ich habe mein ganzes Leben hindurch in Gegenwart großer Menſchen ſehr lebendig das Gefühl gehabt, was Verrina Reſpekt nennt, eine Empfindung, welche dem Geiſt wohltut, wie der Froſt der Erde zur Winterszeit: ſie tötet das Unkraut der Eitelkeit auf die probateſte Weiſe. Aber Goethes Antlitz zu ſehen — ich fühlte das meine ſchon im voraus verbrannt wie das der armen Fräulein Semele bei Jupiters Anblick. Und ſiehe, ſchon auf dem Korridor begegnete mir der große Mann. Ich kreuzte meine Arme, verbeugte mich tief, blieb aber dann, ein traveſtierter Paganini, noch lange auf der G-Saite der Konverſation, indem ich nur ſehr mühſam und ſtotternd „Mein Herr Ge—Ge—Ge—heimerat“ herausbrachte. „Exzellenz“ oder beſſer „Ecce Lenz“ wäre überhaupt paſſender geweſen, denn der Angeredete ſchob an mir vorbei und ſagte faſt mürriſch: „Ich bin nicht der Geheimerat“. Ich hatte mich geirrt; es war der Mineraloge Lenz.

Der lächelnde Bediente öffnete eine Tür. Ich trat ein und ſah Goethe am Ende des Zimmers am Fenſter ſtehend. Ich weiß nicht

recht, woher es kam, aber drei Vergleiche drängten sich bei seinem Anblick solidarisch in meine Vorstellung: bald glaubte ich den Apoll von Belvedere, bald einen Pfau, bald die Ruinen des Heidelberger Schlosses vor mir zu sehen. Das schöne Auge schien mir etwas gebrochen: daher mag der letzte Vergleich der passendste sein.

„Treten Sie an dieses Fenster!" kommandierte fast der Dichter. „Sehen Sie sich hier ringsum! Wie gefällt Ihnen die Gegend? Sie ist die schönste, welche ich auf die Dauer gekannt habe." Ich stimmte bei, obgleich den Bergen wohl eine grüne Grasatzel zu wünschen gewesen wäre: sie sind entsetzlich kahl. Dann brachte ich das Gespräch auf die See und erzählte, daß mein Vater zur Zeit meiner Geburt die Stelle eines Landvogts auf der dänischen Insel Föhr in der Nordsee bekleidet habe. Ich schilderte den Anblick des Weltmeers als den erhabensten, den die Natur darbietet, und bediente mich, da Goethe Beifall zu schmunzeln schien, wenn ich nicht irre, sogar mehrerer poetischer Floskeln dabei. Ich wollte, nachdem ich den ersten Chok der eingebildeten und wahren Bekanntschaft Goethes überwunden hatte, ihm zu verstehen geben, daß ich auch ein Jünger der Musen sei, und wenigstens dadurch die Dreistigkeit meines Besuches entschuldigen. Aber auf einmal taten der Herr Geheimerat eine fatale Frage an mich: sie geruhten sich zu erkundigen, wie groß Föhr sei.

Obgleich Gaspari, als er 1804 in Wandsbeck lebte, trotz seiner Menschenscheu mich als kleinen Knaben fortwährend auf dem Arm getragen hat, obgleich ich wohl weiß, daß Fabris Geographie mit dem humoristischen Grundsatz „ohne Geographie ist der Mensch ein Maulwurf" beginnt, so muß ich doch gestehen, daß diese Wissenschaft diejenige ist, die sich mir von jeher am fernsten gehalten hat.

Ich sah den alten Herrn etwas verblüfft an, dann aber antwortete ich, wie ein Geschworener ohne Rechtskenntnis in Rechtssachen, in dieser geographischen Klemme nach meiner moralischen Überzeugung: Eine Quadratmeile. Goethe schien sich dabei erst nicht beruhigen und an einige Bücher auf dem Repositorio appellieren zu wollen, was mich in der Tat verlegen machte. Das Gespräch tournierte sich indessen auf Heidelberg. Mit Wärme schien der Dichter von dem bereits erwähnten Schelver zu reden. Im übrigen sprach er ziemlich vornehm über die andern Professoren. Von Thibaut sagte er: „Er ist ein guter Freund von . . ." verwandelte aber, als ob er schon zu viel getan habe, das schon hervorquellende „mir" in „uns". Jetzt

ſchien mir Goethe, der wieder auf die Inſel Föhr zurückkam, mit der Durchſicht einiger geographiſchen Kompendien doch Ernſt machen zu wollen. Ich empfahl mich daher.

Dieſer Akt ſchien Goethe am meiſten zu gefallen. Übrigens mußte ich dem alten Herrn zu meiner allergrößten Verwunderung verſprechen, ihn bald wieder zu beſuchen. Er verlangte das in einem durchaus herzlichen Tone, was ich mir übrigens noch bis auf dieſe Stunde auf keine Art und Weiſe erklären kann.

Indeſſen war es mir unter den Burſchen eine große Satisfaktion, bei Goethe geweſen zu ſein. Man beneidete mich um dieſe Ehre, wie Mädchen ſich einander um einen neuen Hut ſcheel anſehen.

691. Charlotte von Schiller an ihren Sohn Karl:

Jena, den 12. Juni 1818.

Der Geheimrath wohnt prächtig in der Tanne. Er war recht krank, an einem Fieberanfall; man hat in der Nacht den Arzt holen müſſen; es trat Alles nach der Bruſt. Jetzt iſt er noch matt; doch iſt er fleißig. Gegen Abend hat er gern Geſellſchaft; ich bin mit Caroline und Herrn von Knebel dort geweſen. Da war er ſehr freundlich. Auch hat er uns ſchon einigemale ſeinen Wagen zum Spazierenfahren angeboten.

692. Tagebuch des Leipziger Kaufmanns W. Gerhard:

Weimar, den 7. Juli 1818.

Es traf ſich nun glücklicherweiſe, daß Goethe der fürſtlichen Taufe wegen ſich eben hier befand, und da ich durch Bertuch erfuhr, es ſei eben die Stunde (11 Uhr), wo er Freunde zu ſprechen pflege, ſo wollte ich nicht verſäumen, ihm meine Aufwartung zu machen. Ich wurde ſogleich vorgelaſſen und mit herablaſſender Freundlichkeit empfangen. Viele, die Goethe perſönlich geſprochen haben, finden ſich durch eine gewiſſe feierliche Würde und einen Anſtrich von Hofetikette verletzt, den ſie Stolz nennen, der aber dieſen ausgezeichneten Mann ſehr gut kleidet, weil das wahrhaft Menſchliche auch durch dieſe Abgemeſſenheit leuchtet. Ich wenigſtens habe nicht das geringſte in ſeinem Weſen gefunden, was nicht weit mehr zu ihm hingezogen als von ihm abgeſtoßen hätte. Ich mußte ihm viel von der Abſicht

meiner Reise nach England, von dem Gange des britischen Handels, ihren Manufakturen, der Natur englischer und deutscher Wolle, dem Rückzoll auf Druckwaren Erklärendes sagen, und alles schien ihm in naturhistorischer Hinsicht interessant. Er wünschte sogar, bei meiner Rückkehr Muster meines Einkaufs zu sehen.

693. Friedrich von Gentz an Pilat:

Karlsbad, den 18. August 1818.

Ich habe bei Kapodistrias gegessen. . . . Goethe war ebenfalls bei dem Diner, sprach aber heute more solito kein Wort. Dagegen haben wir vor einigen Tagen beim Fürsten Schwarzenberg eine lange Unterredung mit ihm über den Studenten-Unfug gehabt, wobei er sich durch ein affektiertes Streben nach Neutralität ziemlich linkisch benahm, ob er gleich seine tiefste Indignation gegen alles, was sich seit Jahr und Tag in Weimar und Jena zugetragen hat, nicht verbarg. Es ist nun einmal ein seltsamer Mensch, aber wahrlich kein interessanter. Naturgeschichte und Technologie sind jetzt seine Lieblings-Unterhaltung; jedes andere Gespräch nimmt er nur gezwungen an. Mit mir ist er indessen äußerst freundlich, und tut mir zuweilen sogar Fragen, die große Gespräche herbeiführen könnten, wenn ich Lust hätte, mich darauf einzulassen.

694. Tagebuch des Oberkonsistorialrats Friedrich Mosengeil:

Jena, den 9. November 1818.

Heute waren angesehene Männer bei uns zu Besuch, Goethe, der bayerische Gesandte und Graf Edling.

Goethe sah ich zum erstenmal; er wohnt ganz in unserer Nähe und ist seit gestern wieder hier, wiewohl nur auf kurze Zeit. Ein stolzer, schöner Kopf! Ein äußerst geistvolles Auge! Schade, daß es so schwer hält, sich so einem Manne zu nähern! Lobpreisungen sind ihm etwas Alltägliches, und ihm etwas Schönes sagen, wirkte wohl ebenso, als wenn man einer eben von der Tafel aufgestandenen Prinzessin ein Biskuitschnittchen schenken wollte. . . . Unter solchen Umständen bleibt ein armer ruhmloser Teufel bescheiden in der Ferne stehen und spricht nicht viel. In der Stille aber habe ich ihm viele herrliche Genüsse gedankt, wenn er auch nicht gerade so recht in allem ein Dichter für mein Herz ist. Immer ein großer Mann!

11. November.

Es wollte sich einmal nicht anders schicken, Goethe mußte zur Tafel gebeten werden, da er dem Herzog seinen Besuch gemacht und wir ihn nicht zu Hause gefunden haben.

Fast war es uns ein wenig bange vor diesem poetischen Riesen, dem wir Zwerglein wohl bis ans Herz, aber nicht bis an den Kopf reichen. Große Gesellschaften, so hatte man uns berichtet, liebe er nicht und wäre da oft ganz stumm. Gern hätten wir Major K[nebel] zum Tischgesellen gehabt; der schlug's aber ab: er habe Katarrh. So blieb noch Geheimrat Schmidt. Ein klein wenig innerlich verlegen plazierten wir uns. Ich wurde Goethes Nachbar. Weiß nicht, wie's geschah, ich bekümmerte mich um gar nichts und redete, was mir in Mund und Herz kam. So machte es jeder, und es ging vortrefflich! Unser Dichter wurde der heitersten, liebenswürdigsten Laune. Die äußerst frohe und interessante Unterhaltung riß keinen Augenblick ab. . . .

Noch um $^1/_{25}$ Uhr hatte das allseitige Gespräch nichts an seiner Lebhaftigkeit verloren, und wir schieden, es mehr abbrechend als endigend. Bloß um meine Leser in der Duldung der Schwachheit anderer zu üben, setze ich noch hinzu, daß Goethe mir freundlich drückend die Hand zur Treppe hinauf reichte, und daß mir dieses fast . . . so vorkam, wie ein erster Kuß der ersten Geliebten.

695. Reisetagebuch des dänischen Archäologen Peter Adolf Bröndsted:

Weimar, den 6. Dezember 1818.

Am 6. Dezember besuchte ich Goethe. Er war ein paar Stunden zuvor aus Berka angelangt. Wie es mich freute, den alten Adler wiederzusehen! Er brummt noch wie gewöhnlich, ist um 12 Jahre älter geworden, jetzt beinahe 70 Jahre alt, aber er ist nicht minder kräftig. Er dankte mir vielmals für die Aufmerksamkeit, ihn in Weimar besuchen zu wollen, ehe ich nach Italien ginge, sprach mit mir von meiner griechischen Reise, von den phigaleischen Basreliefs usw. Diese bewundert Goethe höchlich. Ich brachte die Rede auf seine neue Dichtung in persischem Gewande (worüber Riemer mir erzählt hatte). Er äußerte, daß es ihm eine Erquickung gewesen sei, sich so in etwas ganz Neues hineinzusetzen; daß Professor Kosegarten in Jena ihm dazu geholfen hatte usw. Ich fragte ihn auch über die

Festivität am Hofe, die Goethe vorbereitet. Er sagte: Ja nun, man bestrebt sich, wie billig, den hohen Herrschaften als wie zum geringen Ersatz für alle Gnade und Güte zu irgendeinem gefälligen Genusse zu verhelfen.

696. Aus Adele Schopenhauers Tagebüchern:

Berka, den 9. Dezember 1818.

Ein sehr schöner Tag ward von Julie, Lu und mir in Berka beim Goethe zugebracht, wir erhielten unsere Rollen bei seinem wunderbaren Festspiel. Wie begeistert kehrten wir zurück! Wie wunderbar ist die Gewalt dieses Mannes über die verschiedensten Gemüter, so hat er mir alle Ängstlichkeit zu nehmen gewußt, ich lerne in acht Tagen eine bedeutende Rolle, als wäre ich auf dem Theater groß geworden! Wir sprachen viel über Wolffs, über dramatische Kunst und ihre eigentliche Grammatik, über französisches Spiel usw. Er war gegen mich ungemein freundlich.

697. Aufzeichnung der Gräfin Julie von Egloffstein:

Weimar, den 16. März 1819.

Nach einem Konzert, das unsere Erwartungen nicht hinlänglich befriedigte, fuhren wir zu Goethens. Der alte Herr empfing uns ganz besonders zärtlich und entwickelte, als wir bald darauf mit ihm am traulichen Eßtisch saßen, seine ganze Liebenswürdigkeit in Scherz und Ernst aufs allerreizendste. O, wie hinreißend, wie unwiderstehlich ist dieser Mann, wenn er in heitrer Gemütlichkeit sich zwischen seinen Kindern und Freunden bewegt — bald das Größte und Höchste ins Gespräch verflechtend — bald sich scherzhaft wieder zu dem Kleinsten und Unbedeutendsten herabneigend — und jedem einen neuen Wert, eine neue Bedeutung verleihend —!—

698. Wilhelm von Humboldt an seine Gattin Caroline:

Berlin, 30. Julius 1819.

Den Nachmittag fuhr ich nach Weimar. Lolo war, wie ich wußte, nicht da, und Goethe, hatte man mir gesagt, sei entweder in Jena oder schon in Karlsbad.

Ich ging alſo zu Gersdorff, dem Geheimrat Fritſch und Riemer. Ich fand keinen. . . . . Wie ich nun ſo in der Stadt herumſchlenderte und ſchon mit Gedanken umging, noch den Abend abzureiſen, kam ich von ungefähr an Goethes Haus, ging hinein, und ſiehe da, er war ruhig zu Hauſe! Er war zwei Tage früher von Jena zurückgekommen. Ich brachte den ganzen Abend nun mit ihm zu. Er war heiterer und mitteilender und ungezwungener, als ich ihn lange gefunden habe, und es hat mich wirklich ſehr gefreut, ihn noch einmal ſo zu ſehen. Er hat ſeinen Divan eben vollendet, noch einen Anhang in Proſa über den Orient dazu gemacht und ſprach mit vieler Liebe von dieſer Arbeit. Im Geſicht und in der körperlichen Haltung gealtert fand ich ihn wohl, allein ſchwach oder kränklich im geringſten nicht, er ſprach namentlich über ſein Alter, ſchien aber noch auf ein ſehr hohes zu rechnen. Das einzige, was ich mit einer Art Schmerz an ihm bemerkte, iſt, daß er doch in ſeinem einſamen Leben ſich ſo in ſich zu vertiefen, in allen ſeinen Ideen, ohne in neuere Anſichten einzugehen, ehern zu werden und ſich ſo zu beſchränken ſcheint. So merkte ich deutlich, daß er mit der Kunſt der Deutſchen in Rom doch im Grunde unzufrieden iſt. Er erwähnte Fohrs Kopf, von Amsler geſtochen, den er beſitzt. Er lobte außerordentlich das eigentlich Techniſche des Stichs. Aber zugleich fand er ſehr viel Mängel daran und im Grunde eine falſche Manier in Zeichnung und Behandlung. Einiges, das er von Wilhelm Schadow geſehen hatte, tadelte er auch. Dann ſetzte er hinzu: „Und die ewigen Madonnen!“ Hierin liegt es nun eigentlich. Die eingewurzelte Abneigung gegen das Chriſtentum in ihm macht ihm dieſe ganze Richtung verhaßt, und vermutlich hält er auch das Suchen und Auffinden der höchſten Kunſt in den Zeiten vor Raffael für einen kränkelnden Geſchmack, ob er ſich gleich darüber nicht ausſprach. Von dem wohltätigen Einfluß, den deine Anweſenheit in Rom auf die Künſtler ausgeübt hat, ſprach er unaufgefordert mit großer Lebendigkeit. Aus ein paar kleinen Zügen ſehe ich auch, wieviel Zeit er ſo mit Sammlungen und Aufzeichnungen zubringen muß, die eigentlich weiter gar keinen Wert haben. So erzählte er mir, er habe gerade an demſelben Tag in ſeinem Tagebuch von 1810 gefunden, daß ich damals bei ihm geweſen ſei. Er wußte gar nichts diesmal von meinem Kommen und mußte alſo nur dies Tagebuch von ſelbſt ſtudiert haben. Um ein Gewitter, das einige Tage vorher in Weimar und Jena geweſen war, war er ſo intriguiert, daß er

mich lange ausfragte, ob ich nichts davon bemerkt hätte, und ließ am Ende auch sein Tagebuch kommen, um Tag und Stunde genau zu bezeichnen. Über die äußeren politischen Dinge habe ich ihn sehr gut gefunden; gegen keine Seite erbittert; er scheint das eigentlich ganz beiseite liegen zu lassen, ohne sich darum zu bekümmern, was bei seiner Denkart und in seiner Lage gewiß das Vernünftigste ist.

699. Caroline von Humboldt an ihren Gatten Wilhelm:

Ems, 7. August 1819.

Deine Reisegeschichten haben mich sehr amüsiert, und es freut mich, daß du Goethen noch so ein paar ruhige Stunden gesehen und genossen hast. Ich kann mir den alten Herrn in seiner Burg recht lebhaft denken.

Manchmal kann es mich so recht schmerzen, daß bei solch einer reichen Natur das Glück einer uneigennützig ganz sich hingebenden Liebe ihm doch wohl in dem Lauf langer Jahre nicht geworden ist. Mir ist es immer, als wenn Schiller das ausschließlicher zuteil geworden, sich darum auch etwas Heiligeres, die Zukunft still Verehrenderes in ihm entwickelt hätte. Aber eine ungeheuer kräftige Gestalt steht er unter dem Menschengeschlecht da, gleichsam sich anreihend an die erhabenen Göttergestalten griechischer Mythe. An seinem Physischen möchte ich, könnte ich, seine Entfernung von allen christlichen Ideen entwickeln, vielleicht auch an diesem Mangel und nicht Empfangen aufopfernder Liebe. Das alles hängt tief in ihm zusammen.

700. Wilhelm von Humboldt an seine Gattin Caroline:

Berlin, 16. August 1819.

Über Goethe schreibst du sehr schön und richtig. Liebe hat ihm immer gefehlt, er hat sie schwerlich empfunden, und die rechte ist ihm nicht geworden. Allein der wahre Grund dazu ist doch wohl das früh in ihm waltende, schaffende Genie und die Phantasie gewesen. Wo sich die Natur einen solchen eigenen und inneren Weg bahnt, da wird es wohl unmöglich, sich einem anderen Wesen in der Wirklichkeit uneigennützig hinzugeben, und ohne das ist keine Liebe denkbar. Man muß sich immer erst verlieren, um sich schöner und reicher wieder zu empfangen. Aber eine Leere läßt es dann freilich im

Leben zurück, und ich glaube nicht, daß außer den Stunden und Zeiten des glücklichen Hervorbringens Goethe eigentlich glücklich oder reich in sich beschäftigt ist.

701. Schauspieler Lemm an Böttiger:

Carlsbad, den 23. September 1819.

Das Wichtigste zuerst! Göthe ist endlich hier angekommen, und ich war so glücklich diesen Nachmittag ein Stündchen bei ihm zubringen zu dürfen! Keck — kühn — verwegen, nennen Sie es, wie Sie wollen, genug der heiße Drang den großen Mann nur einmal zu sehen, der, ohne es zu wissen, durch seinen Antonio so viel zu meinem Glücke beigetragen, der durch seinen unerschöpflichen Genius zur Ehre und Zierde der Deutschen den Gipfel des Ruhmes behauptet und für Herz und Gemüth mehr thut als Welteroberer! das — was Sie besser auszudrücken und zu würdigen wissen als ich — Armer; ich muß recht dumm vor diesem großen Manne gestanden haben — was thut's — wenn so viele Göthe's wären, wäre ja Göthe nicht der Einzige! ja was habe ich sagen wollen? — der heiße Drang ist gestillt — wie ich hörte, er sei hier, hielt die Begierde, ihn nur zu sehen, mich kaum so lange zurück, als die Gesetze der Schicklichkeit und die Gelegenheit, ihm vorgestellt zu werden, es erforderten — ich war während der Zeit nicht müßig, ging wie die Schildwacht an dem Hause vorbei — umsonst, der Zufall brachte ihn nicht an das Fenster; gestern nachdem ich wieder vergebens Fenster-Promenade gemacht, steh ich auf der Wiese bei einem Kunsthändler und sehe Bilder an, kommt ein fremder Mann und sagt: Wollen Sie Göthen sehen? Hier im Laden ist er und kauft Mineralien. Wo? Hier! — Da stand ich auch vor dem Laden — wo glücklicher Weise Schau-Exemplare ausstanden — er saß so freundlich da, daß ich den Entschluß faßte, gerades Weges zu ihm zu gehen, er ist gewiß nicht so schroff und hofmännisch, wie Einige mir gesagt. So war ich denn heut so verwegen mich selbst vorzustellen und — er hat mich recht freundlich aufgenommen — auf der Straße, als ich von ihm kam, da fiel mir erst ein, was ich ihm hätte alles sagen sollen und wie verkehrt zwicklich ich mag gesprochen haben! nun er mag von mir denken, was er will, ist er nicht mit mir zufrieden — bin ich es unaussprechlich mit ihm, und das kann ich

Ihnen sagen, wäre mir der Mann in der fernsten Weltgegend zu Gesicht gekommen, so hätte ich gesagt, das ist Göthe. — — Göthe trinkt zu Hause [den Brunnen] und nur leicht zu übersehende werden — ich sehe es kommen — die Schlüssel erhalten. — — Heut nahm ich nach Göthe's Rath 4 Becher und befinde mich sehr wohl.

702. Aus den Aufzeichnungen des 18jährigen Amerikaners Bancroft:

Weimar, den 12. Oktober 1819.

Er war gesprächig und freundlich, begann zuerst von alltäglichen Dingen zu reden. Dann kam die Unterhaltung auf deutsche Philosophie. Kant wurde mit Achtung genannt. Der Zustand von Amerika wurde dann Gegenstand des Gesprächs. Er schien zu glauben, daß er damit recht gut bekannt sei. Er sprach von mehreren Büchern über das Land, von Wardens statistischem Bericht über Amerika usw. . . . Zuletzt faßte ich mir Mut und nahm die Gelegenheit wahr, ihn auf die englischen Dichter zu bringen. Byron pries er in den höchsten Ausdrücken und erklärte sich als einen von einer großen Partei in Deutschland, die Byron ungemessen bewundere, sich auf alles, das von ihm kommt, stürze und es verschlinge. Auch von Scott sprachen wir; von Wordsworth, Southey wußte er nichts, von Coleridge den Namen, hatte aber seine Werke vergessen. . . .

Goethe ist ziemlich groß, obgleich nicht sehr groß, mit fester Haltung, einem schönen, klaren Auge, großen und sehr ausdrucksvollen Zügen, gut gebaut. Er macht sogleich einen günstigen Eindruck. In seinen Manieren ist er sehr würdevoll, oder vielmehr er hat eine Art würdevoller Steifheit, die nach seiner Absicht für angeborene Würde passieren soll. Er geht erstaunlich grade. Ich fand ihn ganz en déshabillé. Er hatte einen Oberrock an, aber keine Weste, ein faltiges Hemde, nicht übermäßig rein, eine Halsbinde wie das Hemd und ziemlich dunkelfarbig. Seine Stiefel waren von ganz ordinärer Fasson. Kein Dandy würde sie getragen haben. Er empfing mich im Garten.

703. Schwedischer Oberkammerjunker Bernhard von Beskow:

Weimar, Ende November 1819.

Als wir in der Stadt angekommen waren, beeilten wir uns natürlich, die Briefe, die wir von der Freifrau v. Helvig für Goethe

erhalten hatten, abzugeben. Am folgenden Morgen kam denn auch die Nachricht, daß Seine Exzellenz uns um elf Uhr vormittags zu sehen wünschte. Aber so sehr ich mich nach dieser, wie mich dünkte, bedeutungsvollen Stunde meines Lebens gesehnt hatte, fühlte ich mich doch bei dem Gedanken, Goethe gegenüberzutreten, recht beklommen. Ich legte mir im stillen alle passenden Gedanken zurecht, aber sie erschienen mir jetzt schwächer denn je. Auch die Sprache machte mir Not, und Goethes Äußerung, er hätte nur das einzige Talent der Meisterschaft nahe gebracht: Deutsch zu schreiben, machte mich nicht zuversichtlicher. Schließlich gab ich aber alles Grübeln auf . . ., und die Worte des fliehenden Falstaff: „A plague of all Cowards“ wiederholend, bestieg ich die Droschke.

Als wir seine Wohnung betraten, war es indessen, als befänden wir uns in einer andern Welt, und ich vergaß alle kleinlichen Gedanken, um meine Umgebung zu betrachten. Der Vorraum und die Treppen waren mit Bildern nach antiken Mustern geschmückt. Vor dem Eingang zu Goethes Zimmern steht in großen Buchstaben der Gruß der Alten: Salve! Wir warteten einige Augenblicke in einem Vorzimmer. Auf dem Tische erblickten wir Büsten und Vasen, und die Wände waren mit Gemälden und Handzeichnungen geziert, von denen einige von seiner eigenen Hand herrührten. Als ich gerade ein Ölbildnis von Winckelmann betrachtete, ging die Tür auf und Goethe trat ein. Er begrüßte uns mit größter Zuvorkommenheit, und als wir uns gesetzt hatten, begann die Unterhaltung, besonders über Literatur und Theater. Jedes wichtigere Ereignis auf dem Gebiet der ganzen europäischen Literatur ist ihm bekannt, mit rastloser Aufmerksamkeit folgt er dem Gange der geistigen Entwicklung. Mit Recht singt Oehlenschläger von ihm:

Gleich wie die Zeit hebt er sein großes Auge
Auf alles, was da lebt und sich entfaltet.

Gleich beim ersten Anblick glaubt man einen König von Natur zu sehen. In seiner Jugend war er ein Apollo an Schönheit; jetzt hat sein Gesicht, die majestätische Stirn, der feurige Adlerblick und die zugleich stolze und milde Herrschermiene den Ausdruck eines ehrfurchtgebietenden Jupiterkopfes angenommen. Seine stattliche Gestalt ist kaum merklich vom Alter gebeugt, und obgleich er seine siebzig Winter zählt, ist er noch voll jugendlicher Wärme und Kraft. Seine Umgangsformen lassen den durch geistige Überlegenheit seine

Umgebung überragenden Mann der vornehmen Welt erkennen. Das Feierliche, Zurückhaltende und Geheimrätliche, das man seinem Wesen anmerkt, erklärt sich aus seiner Stellung; hat er doch ein Menschenalter hindurch zu fast allem, was Europa großes und bedeutendes besitzt, in Beziehung gestanden sowie als Staatsminister den höchsten Rang im Staate inne. Sein Auftreten stimmt mit seinem erhabenen Äußeren überein; weit entfernt, gekünstelt zu sein, macht es den Eindruck, als sei es ihm angeboren. Außerdem ist es sehr begreiflich, wenn er sich gegenüber den meisten, besonders gegenüber unbekannten Fremden nur mit einer gewissen Vorsicht äußert, da er so oft die Erfahrung gemacht hat, daß seine Worte, bisweilen nur halb verstanden und entstellt, in Reisebeschreibungen und Zeitschriften wiedergegeben wurden. Übrigens ist seine mündliche Unterhaltung ebenso klassisch wie der Stil seiner Schriften. Wenn man ihn sprechen hört, erkennt man seine Poesie wieder: reine und klare Weltanschauung, von Anmut getragene Würde, tiefe Ruhe und freundliche Heiterkeit. Mit Leichtigkeit geht er von einem Gegenstand zum andern über, fügt, bevor er schließt, gewöhnlich eine Hauptbetrachtung ein, die über das Ganze Licht verbreitet, verbindet diese in feiner Weise mit dem Vorhergehenden und leitet daraus einen neuen Gesprächsstoff ab. Als wir uns verabschiedeten, sagte er: „Wir treffen uns heute abend bei meinen Kindern." Goethes Privatleben ist ebenso glücklich und sonnig gewesen wie seine schriftstellerische Laufbahn.

704. Aufzeichnung des Malers Friedrich Preller:

Weimar 1819.

Eines Tages, ich war ungefähr fünfzehn Jahre alt, ließ Goethe mich zu sich rufen. Noch erinnere ich mich des Augenblicks, da ich die Nachricht erhielt, und der ungeheuren Aufregung, mit der ich der Aufforderung nachkam. Ich fühlte, als ich die Treppe hinauf stieg, mein Herz schlagen, meinen Atem stocken. Als ich in seine Studierstube eintrat, stand er hochaufgerichtet vor mir, seine herrlichen Augen schienen Funken zu sprühen, ich fühlte, daß mir die Gedanken vergingen. Seine Stimme, seine väterliche Anrede, brachte mich ins Geleise zurück. Er lobte mit wenigen freundlichen Worten meinen Fleiß und ermutigte mich, stets nach der Natur zu zeichnen. „Ich habe eine kleine Arbeit für Sie," sagte er, „bei der Sie selbst etwas

lernen, was Ihnen bleiben wird. Nehmen Sie das kleine Schriftchen, lesen Sie das, und dann beobachten Sie die verschiedenen Wolkenbildungen, und bringen mir davon deutliche Zeichnungen.“ Die Broschüre war, wenn ich mich recht erinnere, eine Übersetzung des Engländers Howard und handelte im allgemeinen von der Bildung verschiedener Wolkenschichten.

705. Aus den Erinnerungen des Schauspielers Eduard Genast:

Weimar, den 19. März 1820.

Eine der Begegnungen mit Goethe fand statt, als ich mich mit meiner Braut nach Weimar begeben hatte, um dort meine Verlobung zu feiern. Den andern Tag empfing uns Goethe im Kreise seiner Familie, zu dem noch einige Freunde seines Hauses gezogen waren. Meine Schwägerin Doris hatte während unserer Reise das große Wort geführt und in mutwilliger Laune geäußert, was sie alles mit Goethe über seine Werke zu sprechen gedächte; als wir aber die Treppe zu ihm hinaufgingen, wurde sie ganz kleinlaut und flüsterte mir zu, daß sie gewaltige Kopfschmerzen hätte und lieber wieder umkehren wolle; ich hielt sie jedoch fest. Sein Kammerdiener, der gute Karl, begrüßte uns mit einem herzlichen Glückwunsch und öffnete uns die Tür des Empfangszimmers. Goethe trat uns mit liebenswürdiger Freundlichkeit entgegen. Er war in seinem langen blauen Überrock und hatte ein weißes Halstuch leicht umgeschlungen. Nachdem ich meine Braut, ihre Mutter und Schwester ihm, seiner geistreichen Schwiegertochter und den anderen Herrschaften, die mir alle bekannt waren, vorgestellt, nahmen wir Platz, wobei Goethe meiner Braut den ihrigen an seiner Seite anwies. Goethe war kein Freund von langem Sitzen. Nachdem einige Erfrischungen herumgereicht waren, stand er auf und trat mit meiner Braut ans Fenster, wo er sich lange mit ihr unterhielt, und ich bedauerte nur, daß die Schicklichkeit es nicht erlaubte, mich zu ihnen zu gesellen, um der Unterredung beizuwohnen. Frau von Pogwisch, die Mutter der Schwiegertochter des Hauses, eine vortreffliche Dame, knüpfte mit mir ein Gespräch an, wobei meine Augen immer nach dem Fenster schielten, wo er und sie standen, um zu sehen, welchen Eindruck Christine auf Goethe mache. Es mußte ein günstiger sein, denn seine Züge wurden immer wohlwollender und seine Augen immer lebhafter, was

das beste Zeugnis seiner Zufriedenheit war. Dann sprach er mit meiner Schwiegermutter, meinem Vater und mir, wobei er sagte: „Du kannst dich glücklich schätzen, dieses liebenswürdige Mädchen, das durch seine geistige Kapazität und ihr edles weibliches Wesen mein ganzes Wohlwollen erworben hat, inskünftige die deinige zu nennen. Nun möchte ich auch mit ihrer Schwester, von deren neckischer Laune mir dein Vater so manches erzählt hat, einige Worte sprechen, aber ich kann der Kleinen nicht habhaft werden."

Ja, die war in alle Ecken gekrochen, um nur aus der Nähe Goethes zu kommen, solchen Respekt hatte ihr seine Persönlichkeit eingeflößt. Ein Mädchen, das durch Witz und Munterkeit die Männerwelt bezauberte, war hier zum schüchternen Kinde geworden; ihre Schüchternheit verschwand indes doch nach und nach, als Goethe sie so freundlich ansprach, und bald lugte ihr glückliches Naturell hervor, an dem Goethe sich höchlich ergötzte; denn er sagte zu mir: „Auch die Kleine ist allerliebst." Hierauf forderte er meine Braut auf, ihm etwas zu rezitieren. Bereitwillig deklamierte sie ihm einige seiner Gedichte und die Rede der Prinzessin aus „Tasso". Als sie geendet hatte, nickte er mit dem Kopfe und sagte: „Brav, mein Kind, sinnig und charakteristisch vorgetragen; ich wünschte mir wohl das Vergnügen, Sie auf der Bühne zu sehen."

Beinahe zwei Stunden brachten wir in seiner Gesellschaft zu, und meine Braut war entzückt über den Meister. Soviel ich ihr auch von ihm, dem Herrlichen, erzählt hatte, so war doch ihre Erwartung weit übertroffen, denn nicht allein seine imponierende Persönlichkeit, auch seine herzgewinnende Art und Weise hatte sie bezaubert.

706. Alwina Frommann an ihren Vater:

Jena, den 24. April 1820.

Damit ich es nicht vergesse, will ich Dir noch geschwind eine schöne Unterredung von Harras und Minnen aufschreiben, die die zusammen gehabt haben, als Minne Sonntag früh einen Blumenstock für den alten Knebel dort holte.

Minne: Ist der Geheimrat Goethe kürzlich bei Ihnen gewesen, Herr Hofgärtner?

Harras: Das wohl nicht; aber's letztemal, und das muß ich Ihnen sagen, das ist ein prächtiger Herr, den schätz' ich am höchsten

— heeßt das, nächst dem lieben Gott, und wer ihn kennt und wer ihn nicht schätzt, das ist kein christlicher Mensch, und das will ich jedem ins Gesicht sagen. Und sehn Sie, er ist so ein christlicher Herr, er läßt mit sich reden, denn er denkt: leben und leben lassen. Denn wenn alle unsere Vorgesetzten drüben so dächten, da führten wir ein glückliches Leben!

Ob nun Minne seitdem Harras ins Herz geschlossen hat, kannst Du leicht denken; ich wette, sie wird ihn viel fleißiger besuchen, seitdem sie die Seelen- und Wahlverwandtschaft entdeckt hat.

707. Aufzeichnungen des Rats Joseph Sebastian Grüner:

Am 26. April 1820 kam Goethe nach Eger und schickte seinen Reisepaß zur Vidierung nach Karlsbad auf das Egerer Polizeiamt, welches ich damals als Magistratsrat zu verwalten hatte. . . . Da ich den großen Mann aus seinen Werken kannte, glaubte ich ihm meine Ehrfurcht darbringen zu sollen und ließ mich durch seinen Bedienten Stadelmann melden. Ich wurde sogleich vorgelassen, und nachdem ich Goethen mit großer Ehrerbietung den vidimierten Reisepaß überreicht hatte, richtete er an mich verschiedene Fragen, die auf den Kammerberg und auf die Kleidertracht, Sprache und Geschichte des Egerlandes Bezug hatten. . . .

Goethes Persönlichkeit machte auf mich einen unbeschreiblich tiefen und angenehmen Eindruck; seine Gestalt, der Ton seiner Stimme, sein freundlich sich herabneigendes Benehmen, das zugleich Zutrauen und Ehrfurcht einflößte, weckten in mir eine wahre Sehnsucht nach dem baldigen Erscheinen des Tages seiner Rückkehr.

Goethe war von hohem Wuchse, von starkem, robustem Körperbau, das bräunliche Haar war wenig gebleicht, die Stirne hoch gewölbt, das Auge noch frisch und feurig, die Gesichtsfarbe weiß und gerötet. Die Züge im Gesichte waren stark, das Kinn etwas hervortretend, der Hals bedeutend fleischig, kurz, es herrschte ein ausgezeichnetes richtiges Verhältnis zwischen allen Gliedmaßen seiner kraftvollen, imponierenden Gestalt. Gewöhnlich trug er einen dunkelblauen, bis an die Waden reichenden Überrock, zuweilen auch schwarzen Frack und Beinkleider von gleicher Farbe. Seine Kleidungsstücke waren ziemlich nach der Mode, doch nicht auffallend, und so gemacht, daß er sich leicht darin bewegen konnte. Eine feine weiße oder

schwarzseidene Weste, ein weißbattistnes Tuch, um den Hals schmal zusammengelegt und beide Enden durch eine Vorsteckknadel verbunden, durften nicht fehlen. Seiner Vollblütigkeit wegen, die sich in dem geröteten Antlitze kundgab, hatte er sich angewöhnt, das Halstuch sehr locker zu tragen. In seiner Wohnung pflegte er den Hals ganz frei zu halten und im Schlafrocke zu arbeiten. Bei Ausfahrten zu Exkursionen wurde auch im Sommer der Mantel mitgenommen, der einen stehenden, mit rotem Samt gefütterten Kragen hatte, so daß äußerlich ein roter Saum von eines Viertelzolls Breite zu sehen war. Ordenszeichen trug er nur bei feierlichen Anlässen.

708. Tagebuch der Herzogin Dorothea von Kurland:

Karlsbad, den 18. Mai 1820.

Nachmittag kam Goethe; er brachte mir Blumen von den Bergen, nannte mir sie, zeigte mir einige gefundene Kieselsteine, war heiter, witzig und doch gutmütig. Der Abend verging sehr angenehm.

709. Legationsrat Carl Friedrich Anton von Conta an seine Frau:

Karlsbad, den 19. Mai 1820.

Eben habe ich eine fünf Stunden lange mineralogische Fahrt mit Goethe beendigt. Interessanter kann man seine Zeit unmöglich hinbringen als diese fünf Stunden. Goethe hat sich über alles, Kunst, Wissenschaft, Philosophie, Mineralogie, Farbenlehre, Dramaturgie und Theater, über seine Teilnahme an letzterem, über den Verfall des deutschen Theaters überhaupt, über den verdorbenen Geschmack an den Müllnerischen Stücken usw., so offen und traulich ausgelassen, daß ich nur gewünscht hätte, alles niederschreiben zu können. Dabei haben wir einen ganzen Wagen voll seltener Mineralien mitgebracht, die wir nun teilen.

24. Mai abends 7 Uhr.

Ich komme eben von einer köstlichen Spazierfahrt mit Goethe, von 3 Uhr an. Schon vormittag habe ich eine Stunde bei Goethe zugebracht in den allerinteressantesten Gesprächen. . . . Die Ansichten, die er gibt, die Erfahrungen, Beobachtungen, Lebensregeln, die er mitteilt, sind so groß, so treffend und so belehrend, und dieser große

Mann steht so einzig in der Welt da und so nahe dem Scheiden aus derselben, daß jedes von ihm gesprochene Wort kostbar ist.

25. Mai.

Heute vormittag war mir, in Wahrheit zu sagen, Goethe zu Kopf gestiegen. Er hatte mir Bücher seiner Autorschaft gegeben, darauf vor Tische eine Stunde mit mir gesprochen, so anziehend und dabei in so hohem Fluge, mit so wenig Worten Endloses andeutend, daß mir zu schwindeln anfing.

27. Mai.

Nun ging ich zu Goethen, bei dem ich beim Glase Wein zwei Stunden allein sitzen blieb. Ganz liebenswürdig war er, offen und heiter sprach er mir von sich, von Schiller, von Gellert, der sein Lehrer gewesen, von Lessing, den er gar hoch schätzt, usw. Höchst anziehend war mir, was er von der verschiedenen Art, zu sein und zu arbeiten, von sich und Schiller sagt. Er wartet stets die Neigung ab, lauscht auf Eingebung — Schiller, die Freiheit des Willens verteidigend, nahm sich die Arbeiten vor, gab sie sich auf und zwang sich zur Begeisterung. Das aber hat ihn auch allzu früh aufgerieben. Schiller wäre nach Goethes Behauptung noch unendlich höher gestiegen, hätte er länger gelebt. Ja, seine Fortschritte seien so außerordentlich gewesen, daß er ihn nach vier Tagen oft nicht mehr gekannt habe. -- Goethe geriet in Begeisterung, wie er von seinem Freunde sprach, — unsäglich viel hätte er in ihm verloren. Nun beschrieb er mir, wie Schiller es machte, wenn er etwas Großes vor hatte, z. B. den „Wilhelm Tell". Sobald er den Entschluß zu diesem Stück gefaßt hatte, klebte er sich eine möglichst spezielle Karte von der Schweiz an die Wand, setzte sich davor und las, was über die Schweiz und die Geschichte ihrer Befreiung vorhanden war. Dabei besprach er vielfältig seinen Gegenstand, und wenn er sich nun so ganz davon durchdrungen hatte, schrieb er mit unglaublicher Leichtigkeit so lange fort, bis ihm die Augen zufielen. Nun schlief er angezogen und sitzend, bis er wieder erwachte, wo er dann sogleich die Arbeit fortsetzte. Ob es Tag oder Nacht, das war ihm gleichviel. Goethe denkt nie über seinen Gegenstand nach, spricht nicht vorher darüber, sondern wie es ihm ankömmt, setzt er sich nieder und schreibt. Alles ist bei ihm Eingebung des Augenblicks; er ist also das wahre Genie.

710. Aufzeichnung des mecklenburgischen Staatsmanns Karl Friedrich von Both:

Jena, den 24. August 1820.

Mein erster Gang war zu Knebel, der mich mit großer Freundlichkeit aufnahm, uns auf den Nachmittag und Abend zu sich einlud, mich nach der Universitäts-Bibliothek begleitete und dort den Doktor, nachmaligen Legationsrat Weller aufforderte, mich zu Goethe zu führen. Wir fanden den letzteren in dem vor dem alten Gartenhäuschen im botanischen Garten, welches er damals bewohnte, befindlichen Baumgange auf und ab wandelnd, indem der am Morgen herabströmende Regen einigen Sonnenblicken gewichen war. Nachdem Dr. Weller den Auftrag Knebels, mich vorzustellen, ausgerichtet und sich entfernt hatte, setzte Goethe mit mir den Spaziergang unter den Bäumen fort. Ich hatte manches von dem kalten, zurückhaltenden Wesen Goethes gehört und gelesen und war deshalb zuerst etwas befangen. Sehr bald verließ mich aber diese Befangenheit, da Goethe mir zu meiner angenehmsten Überraschung mit großer Freundlichkeit, Milde und Offenheit entgegenkam. Unser Gespräch drehte sich zunächst um das Blücherdenkmal in Rostock und wurde dann auf die uns viel zu früh entrissene Erbgroßherzogin Caroline Luise gelenkt, von deren Lobe die beredten Lippen des Greises überströmten. Nach etwa einer halben Stunde empfahl ich mich, hoch erfreut, von dem großen Manne so liebreich aufgenommen zu sein.

711. Aufzeichnung der Frau von Both für ihren Gatten:

Jena, den 24. August 1820.

Herr und Frau von Knebel empfingen uns sehr freundlich in einem kleinen Salon, dessen Türen nach dem Garten hin geöffnet waren und den Blick in eine hübsche Anlage gewährten. . . . Nachdem der Kaffee eingenommen war, . . . gingst Du mit Herrn von Knebel in den Garten. Frau von Knebel und ich blieben aber noch im Zimmer, weil der Regen am Morgen den Garten sehr naß gemacht hatte und wir der Sonne Zeit lassen wollten, ihn noch etwas aufzutrocknen. . . .

Endlich konnten auch wir in den Garten gehn, und hier gelang es mir, das Gespräch auf Goethe zu bringen, dessen mir von Frau von Knebel angekündigten Besuch ich mit großer Freudigkeit, aber auch mit einigem Herzklopfen erwartete. . . .

„Er ist außerordentlich liebenswürdig, wenn er in guter Laune ist," sagte Frau von Knebel, doch ist er auch zuweilen verstimmt und dann sehr einsilbig, wo man dann etwas unbehaglich mit ihm ist, doch ist es gerade nicht oft der Fall." Sie kam dann auf Goethes verstorbene Frau, die sie sehr lobte. Ich sagte ihr, daß ich früher kein so günstiges Urteil über sie gehört hätte. „Die Frau ist sehr beneidet worden", antwortete sie, „und deshalb viel angefeindet und verleumdet." Sie sagte mir nun, daß diese Frau einen vortrefflichen Charakter, das beste Herz gehabt habe, daß sie alle der Überzeugung wären, daß Goethe nach seiner Eigentümlichkeit nie eine passendere Frau für sich hätte finden können, wie ihr ganzes Leben nur ihm geweiht gewesen sei, wie sie ihm gegenüber nie an sich selbst gedacht hätte, sondern immer nur bemüht gewesen wäre, es ihm angenehm und behaglich zu machen. „Dabei hatte sie", sagte Frau von Knebel, „eine sehr heitere Laune, verstand es ihn aufzumuntern und kannte ihn so genau, daß sie immer wußte, welchen Ton sie anschlagen mußte, um wohltuend auf ihn einzuwirken. Sie war keine sehr ausgebildete Frau," fügte sie hinzu, „aber sie hatte sehr viel natürlichen hellen Verstand; Goethe hat uns oft gesagt, daß, wenn er mit einer Sache in seinem Geiste beschäftigt wäre und die Ideen sich zu stark bei ihm drängten, er dann manchmal zu weit käme und sich selbst nicht mehr zurechtfinden könne, wie er dann zu ihr ginge, ihr einfach die Sache vorlege und oft erstaunen müßte, wie sie mit ihrem einfachen natürlichen Scharfblicke immer gleich das Richtige herauszufinden wisse und er ihr in dieser Beziehung schon manches verdanke." Frau von Knebel sagte mir auch, wie tief er ihren Tod empfunden hätte und wie er auch jetzt noch immer ihren Verlust nicht verschmerzen könne. . . .

Über diesen Gesprächen waren wir wieder in den Salon zurückgekehrt, standen am Piano und hatten die Absicht, noch etwas zu musizieren, als ich, meinen Blick zur Seite wendend, eine hohe Gestalt in der Gartentür stehen sah. Ich konnte nicht zweifeln, daß es Goethe sei, und alles Blut schoß mir so zu Herzen, daß ich selber fühlte, wie ich ganz bleich wurde. Frau von Knebel, die meinem Blicke gefolgt war, ging nun Goethe entgegen und bewillkommte ihn. Ich wurde ihm vorgestellt, und da er wohl bemerken mochte, daß ich sehr befangen war, so richtete er gleich einige freundliche Fragen an mich, die mich leichter über diesen ersten Augenblick des Zusammenseins mit ihm hinwegbrachten, als ich es gedacht hatte. Bald nachher kamst Du mit Herrn von Knebel aus dem Garten zurück, und er ließ sich

nun in ein Gespräch mit Euch ein. Da ich etwas entfernt stand, so benutzte ich die Gelegenheit, ihn genauer zu betrachten, was ich früher, als er mit mir sprach, nicht so gewagt hatte. Es ist schon so viel über Goethes Persönlichkeit gesagt worden, und doch kann ich der Versuchung nicht widerstehen, den Eindruck zu schildern, den er auf mich gemacht hat. Gewiß konnte man nichts Wundervolleres, Imponierenderes sehen, als seine Erscheinung im allgemeinen gab. Er war damals schon 71 Jahr alt, hatte aber noch eine so feste gerade Haltung, als wäre er noch ein junger Mann. Seine hohe, schöne Stirn war noch umkränzt mit zwar ergrautem, aber noch sehr vollem Haar. Die Züge trugen den Stempel einer edeln antiken Schönheit, und ich bemerkte mit Vergnügen, daß die untere Partie seines Gesichts nicht so stark war, als es mir bei den Bildern, die ich früher von ihm gesehen hatte, oft störend aufgefallen war. Die Züge um Mund und Kinn waren allerdings markiert, aber durchaus nicht so, daß es der Schönheit der ganzen Gesichtsbildung Eintrag getan hätte; mehr wie alles übrige aber fesselte das herrliche Auge die Aufmerksamkeit. Ich habe vor einiger Zeit einen Aufsatz in einem Journale gelesen, worin der Engländer Thackerey Goethes Augen furchtbare Glutaugen nennt — ich muß sagen, daß unter allen Bezeichnungen dieser Art diese die letzte gewesen wäre, die ich hier anwenden möchte. Es lag in diesem Auge, nach dem Eindrucke, den es mir gab, die Majestät eines großen, erhabenen Geistes, verbunden mit dem Blicke eines edlen, reichen Herzens; man fühlte, daß ein Mann mit diesem Blicke eine ganze Welt in sich aufgenommen hatte, alles nicht bloß durchgedacht, sondern auch durchgefühlt hatte und nun, am Abend seines Lebens, mit klarem Blicke diese innere Welt sowie die äußere mit jener hohen Ruhe übersah, die oft das Resultat eines in der Jugend reich bewegten Lebens ist. Es war aber auch der Blick eines Forschers, der mit seinem Geiste bis in die innersten Tiefen der Menschenseele schauet; und ich wenigstens hatte den Eindruck, daß, wenn ich jemals die Neigung gehabt hätte, etwas vorstellen zu wollen oder mich anders geben zu wollen, als ich wirklich bin, ich diesem Auge gegenüber doch gleich eingesehen haben würde, daß das vollkommen überflüssige Mühe wäre, da er doch gewiß gleich wissen würde, was Wahrheit und was Täuschung sei. . . . Mit welchem Vergnügen, ich möchte sagen, magnetisch angezogen, kehrte der Blick immer zurück zu Goethes herrlichen Augen, in denen bei allem ernsten Forschen doch so gar nichts Stechendes und Unheimliches lag. . . .

In der Mitte des Salons ſtand ein runder Tiſch mit Schreibmaterialien; an dieſem nahmen wir Platz, wir beide neben Goethe, und das Geſpräch drehte ſich zuerſt um allgemeine Dinge. Bald darauf gingſt Du mit Herrn von Knebel fort, um den Präſidenten von Ziegeſar aufzuſuchen, mit dem Du noch zu ſprechen hatteſt, und Herr von Knebel begleitete Dich, um Herrn von Ziegeſar einzuladen, den Abend dort zuzubringen. Frau von Knebel hatte ſich ſchon früher, wahrſcheinlich in häuslichen Geſchäften, entfernt, und ſo ſaß ich nun tête à tête mit dem großen Goethe. Mir wurde wieder etwas beklommen zumute, doch führte Goethes freundliche Rede mich bald hierüber weg. . . .

Während der Dauer der Mahlzeit wurden keine ernſten Geſpräche mehr geführt; die Unterhaltung war heiter und ſcherzhaft, Goethe ſchien einiges Vergnügen daran zu finden, mich zu necken, und da ich über die Blödigkeit weggekommen war, ſo erlaubte ich mir, ihn auch ein wenig dafür zu bezahlen. Als Herr von Ziegeſar ihm ſagte: „Exzellenz necken die junge Dame aber auch nicht wenig," gab er lachend zur Antwort: „nun, ſie bleibt mir eben auch nichts ſchuldig"; und in Wahrheit, ich habe es ſpäter ſelbſt nicht begreifen können, woher ich den Mut bekommen hatte, dem großen Goethe ſeine Neckereien zurückzugeben. Ich war aber heiter geſtimmt und fühlte mich ſehr angeregt, und da kann man denn manches tun, was in gewöhnlicher Stimmung unmöglich ſein würde. Als wir gegen 12 Uhr vom Tiſche aufſtanden, konnte ich gewiß aus aufrichtigem Herzen der Frau von Knebel meinen herzlichſten Dank ſagen für den herrlichen Abend, den ihre Güte uns bereitet hatte, und die gutherzige Frau war ſelber ſehr erfreut, daß der Goethe, wie ſie ſagte, ſo prächtig geweſen ſei. „Daher freute es mich," fügte ſie hinzu, „daß Sie ihn ſo geſehen haben, er iſt nicht immer ſo, aber heute iſt er einmal in ſeiner roſigſten Laune"; und gewiß, er war ſo liebenswürdig wie möglich. Das Bild, welches ich in meiner Erinnerung von ihm habe, iſt ein unendlich wohltuendes. Wie ſchön iſt es, wenn ſo außerordentliche Menſchen bei ihren überwiegenden Gaben auch dieſe freundliche, aufmunternde Seite haben, ſich nicht darin gefallen, niederzudrücken, wie es kleinere, egoiſtiſche Geiſter oft zu tun pflegen, ſondern mit edler Humanität auch das kleine Fünkchen in anderen entfachen.

Als wir uns gleich darauf empfehlen wollten, erbot ſich Goethe, uns in ſeinem Wagen, der ſchon vor der Türe hielt, nach unſerem Hotel zu bringen; dies wurde natürlich mit Dank angenommen, und

wir bestiegen mit ihm eine kleine, sehr niedrige zweisitzige Droschke, worin Du Deinen Platz bei dem Kutscher nahmst und ich mich bei Goethe in den Hauptsitz setzen mußte. So brachte er uns nach unserem Hotel, wo wir an der Tür Abschied von ihm nahmen — leider auf Nimmerwiedersehen.

712. Oberleutnant Anton Prokesch, Adjutant des Fürsten Schwarzenberg, an seinen Stiefvater Prof. Julius Schneller:

Weimar, den 27. August 1820.

Mein theurer Vater! Wenn mein Auge von Stolz erfüllt, mit beleidigender Eile über die nichtszählende Menge hinblickte, wenn meine Brust im Triumphgefühl sich zu verhärten schiene gegen die Freuden und Leiden der Alltagswelt . . . es ist nicht so, doch wenn es so wäre, so tadle man mich nicht, denn ich fühle mich gehoben in Kraft und Glauben an mich selber. Ich bin des Lobes des großen und kleinen Pöbels seit lange satt, und dessen Urtheil, eben weil er kein selbstständiges hat, kränkte mich, so gut es gemeint war; aber der Ausspruch eines großen Menschen ist vom Himmel beglaubigt, und mit Jubel werf' ich ihn auf die Richterwage meines Innern. Erraten Sie, daß ich von Göthen rede? — Nicht hier, sondern schon vorgestern, in Jena traf ich ihn. Mit ihm durchfuhr ich die Gegend; an seiner Seite besuchte ich die Cabinete und Büchersammlungen; in seinem Garten lebt' ich mit ihm, theilte Mittags und Abends seine ländliche Tafel. Mit kindlicher Heiterkeit zeigte er mir einige Versuche, die auf den 3. Theil der Morphologie Bezug haben; wir sprachen über seine Jugend, seine Schöpfungen, seine Verhältnisse. Bis gegen Mitternacht las er mir aus seinem Divan, dann schloß er mich in seine Arme, und ich schied.

Von diesem Manne umarmt! Ich gebe die seligste Umarmung der Liebe dafür! —

713. Oberleutnant Anton Prokesch an Graf Johann Paar:

W[ien], 15. November 1822.

Sie entsinnen sich des Inhalts unserer Gespräche mit ihm, als wir vor zwei Jahren den Greis in seinem einfachen Hause zu Jena besuchten: Sie entsinnen sich der Verwunderung, die ich gegen Sie

(nicht ohne Beschämung) aussprach, statt des durch Rang, Verdienst, Weltlob und Bewußtsein mit Recht weit über uns gehobenen Mannes, im Benehmen, in seinen Äußerungen nur den milden, liebevollen Vater zu sehen — den Greis, der mit Innigkeit an den Busen der Natur sich schmiegt, den Menschen, der, keine gesellige Form mit hochmütiger Demut verachtend, hinter jeder nur das Reinmenschliche aufsucht und so gerne findet; den Weisen, der von seinen Leistungen mit einer Bescheidenheit sprach, die jetzt kaum der Unbedeutendste unserer unbedeutenden Schriftsteller . . . mehr für nötig achtet; den Dichter endlich, der in seinen Werken nur Unvollkommenes, nur Anfänge anerkannte, wenn er auch wohl wußte, daß jede Leistung des wahren Künstlers, auch die größte, nur ein angefangener Ausdruck ist, zu dem hienieden das Ende nimmer gegeben wird.

714. Nach Berichten des Bildhauers Christian Daniel Rauch:

Jena und Weimar, den 18./22. August 1820.

Rauch begann auf Goethes Aufforderung eine Büste zur Fixierung des gegenwärtigen Kopfes. . . .

Goethe selbst zeigte den Gästen (Rauch, Schultz, Schinkel, Tieck) dann in Weimar seine Kunstsammlungen, namentlich seine schönen kleinen Bronzen, und „wir verbrachten — schreibt Rauch — den Abend in höchster Heiterkeit und in interessantesten Gesprächen mit diesem göttlichen Menschen." . . . Hat Rauch doch in seinen späteren Jahren sich Lewes, dem Biographen Goethes, gegenüber erinnert, die Begeisterung, welche Goethes Bemerkungen über Kunst in ihm erregt hätten, sei für sein ganzes Leben von Einfluß gewesen.

715. Lebenserinnerungen des Dichters und Übersetzers Johann Diederich Gries:

Allerdings aber halte ich Goethe für den größten Dichter, der seit dem Untergange des Altertums geboren ist. Denn obwohl ich Shakespeare als Dramatiker seinen Ehrenplatz nicht streitig mache, so sehe ich doch in jedem andern Fache der Dichtkunst keinen, der mit unserm deutschen Dichter zu vergleichen wäre. Und diese Universalität, dieser allumfassende Reichtum seines Geistes erhebt ihn selbst über Shakespeare, der doch nur in einem Fache groß war.

Da nun Goethe meiner innigsten Überzeugung nach auf einer alles so weit überragenden Höhe steht, so kann ich freilich eine kühle Wertschätzung, eine mäßige Hochachtung bei ihm nicht wohlangebracht finden. Man muß zwar in allem Maß halten, aber auch im Maßhalten. Überhaupt ist der Moderantismus in der Ästhetik wie in der Politik gar oft nur ein Deckmantel innerer Gleichgültigkeit. Wer für Tiedge, Matthisson und Goethe nur ein und dasselbe Maß der Verehrung und des Lobes führt, von dem kann ich ebenso wenig halten als von den Herren im Zentrum, die weder liberal noch servil und eigentlich nichts sind.

Von dem Vorwurf der Abgötterei denke ich mich hinlänglich gereinigt zu haben; nur über einen Punkt bedarf es noch einiger Worte. Du glaubst, daß Goethes Erscheinung als Mensch einen Einfluß habe auf mein Urteil über seinen Dichterwert? Das ist aber keineswegs der Fall. Mein Verhältnis zu Goethe ist nie ein vertrautes gewesen. Wie ganz anders war es mit Schiller, dessen liebenswürdiges Entgegenkommen mich so oft zu unbegrenztem Vertrauen aufforderte, dessen Rat und Lehre einen so entscheidenden Einfluß auf die Richtung meines Geistes und meiner Tätigkeit hatte! Zwar kann ich nicht anders sagen, als daß Goethe sich jederzeit freundlich und teilnehmend gegen mich bewiesen; ein näheres Verhältnis aber hat zwischen uns nie bestanden. Seit dem Verluste meines Gehörs, also wenigstens seit 18 Jahren, bin ich fast nie zu ihm gegangen, da das laute Sprechen ihm sehr beschwerlich fällt. Treffen wir uns am dritten Orte, so ist ein freundlicher Gruß gewöhnlich unsere ganze Unterhaltung, und auch schriftliche Mitteilungen finden nur in seltenen Fällen statt. Du siehst hieraus, daß der Zauber seiner Persönlichkeit auf mich nicht besonders wirken kann.

Nach diesem offenherzigen Glaubensbekenntnis darf ich dir wohl ein Sonett mitteilen, welches an Goethes letztem Geburtstage entstanden ist. Die Universität feierte diesen festlichen Tag durch ein großes Gastmahl, welchem Goethe selbst beiwohnte, und forderte mich durch den Prorector auf, die längst beiseite gelegte Leier ertönen zu lassen. Da ich aber mit andern Arbeiten beschäftigt war und überhaupt von der Gelegenheitspoesie nicht viel besser urteile wie Jean Paul, so lehnte ich dieses Ansinnen ab, und erst zwei Stunden vor Beginn der Feier entstand folgendes Sonett, das also doppelte Ansprüche auf Nachsicht hat. Der Anfang desselben bezieht sich auf ein Sonett

von dem alten Maler Leonardo da Vinci, das ich vor einigen Jahren auf Goethes Anregung überſetzte.

Am 28. Auguſt 1820.

Wenn heilſam iſt, nur was man kann zu wollen,
Wie Leonardos tiefe Wort' uns lehrten,
So hätte, wer zu Euch, dem Hochverehrten,
Im Namen vieler ſpricht, wohl ſchweigen ſollen.

Jedoch es iſt der Ruf an uns erſchollen,
Und weigern läßt ſich nicht, was die begehrten,
Die für das höchſte Sollen heut' erklärten,
Dem Himmel Dank, Verehrung Euch zu zollen.

Wir ſahn, geſchützt von dieſen alten Mauern,
Die Throne ſtürzen und erneu'n; der frommen
Vorfahren Bau blieb unerſchüttert ſtehen.

Und hier, ſolang' als dieſe Steine dauern,
Wird Enkels Enkel noch den Tag begehen,
An welchem Deutſchlands hellſte Sonn' entglommen.

716. Aus Friedrich Förſters Aufzeichnungen:

Jena, Ende September 1820.

Auf einem erſten Ausfluge mit meiner jungen Frau (geb. Laura Gedike) nach Thüringen, im Herbſt 1820, erfuhr ich in Jena, daß Goethe für den Monat September eine Gartenwohnung in dem botaniſchen Garten der Univerſität bezogen habe. Ich verſäumte nicht, mich und meine Laura bei ihm anzumelden, und wir wurden in herzlichſter Weiſe willkommen geheißen. — Goethe bot meiner Frau ſeinen Arm zu einem Spaziergang durch den Garten, und obſchon ſie kurz vorher geäußert: ſie würde mehr Mut haben, dem Kaiſer Napoleon oder Alexander ſich vorſtellen zu laſſen als Goethe, gewann ſie doch bei deſſen entgegenkommender Freundlichkeit vollkommene Unbefangenheit und richtete die von ihrem Lehrer Zelter an den Freund ihr aufgetragenen Grüße beſtens aus. „Ich möchte", ſagte Goethe auf dieſem Spaziergange, „der jungen Freundin gern ein Sträußchen verehren, aber leider iſt, wie Sie ſehen, ſchon alles

verblüht." — „Dort unten", rief Laura, Goethe mit sich fortziehend, „seh' ich ja noch eine wunderschöne Blume in herrlichster Blüte!" Goethe folgte, er ging festen Schrittes darauf zu. „So kann man denn doch", rief er, „seinem ärgsten Feinde nicht entgehen: das ist die Tabakspflanze, die eine gar schöne Blüte treibt, deren Blätter aber, wo sie in Rauch aufgehen, das sicherste Mittel sind, mich zu vertreiben." Dennoch entschloß er sich, diese Tabaksblüte zu brechen, auch fanden sich noch einige Astern und Immergrün, so daß er meiner Frau ein ganz hübsches Sträußchen geben konnte, wie er dabei sagte: „mit Vorbehalt, es im Frühling durch ein besseres zu ersetzen".

717. Adele Blumenbach an Therese Huber:

27. November 1820.

Den ersten Morgen nach unserer Ankunft [8. Oktober] lud er uns ein zu sich im botanischen Garten — den er bewohnt. — Er stand in der Tür und kam uns eine ganze Strecke des Wegs entgegen.

Er war unendlich liebenswürdig — erinnerte mich an viele kleine Scherze, die wir zusammen gehabt, als wir vor 18 Jahren bei ihm waren — an den Zwiebelmarkt, ein weimarisches Nationalfest, der damals gerade vor seinen Fenstern gehalten wurde, und wobei tausend Possen vorfielen — alles wußte er noch! Er führte uns im Garten herum, ließ eine Gartenbank dahin tragen, wo die schönste Aussicht war, und sprach gar herrlich darüber. — Sagte so viel Herzliches über seine Freude Papa wiederzusehn. — Es war eine sehr herrliche Stunde.

718. Der livländische Arzt Dr. C. E. v. Weltzien an C. von Seidlitz:

Jena, den 9. Oktober 1820.

Obgleich es noch früh war und Goethe vormittags nie ausgehen soll, so fand ich ihn doch ganz in Gala in seinem Zimmer allein auf und nieder gehen. Er hatte einen schwarzen feinen Frack an, worauf der große Stern der Ehrenlegion prangte, schwarze Pantalons nebst Stiefeln, eine weiße Weste und sehr feine Manschetten, so daß ich noch immer nicht begreifen kann, wie ein Mann in seinem Alter sich zu Hause solchen Zwang antut. Sein Gesicht hat ungeachtet der tiefen Furchen und Runzeln, welche 72 Lebensjahre hineingegraben haben, einen außerordentlichen Ausdruck, den ich aber ganz anders

fand, als ich ihn erwartete: nichts von Arroganz, nichts von Menschenverachtung, sondern etwas ganz Unnennbares, wie es Männern eigen zu sein pflegt, die durch vielfältige Erfahrungen und Schicksale und gleichsam im Kampf durch das Leben gegangen sind und nun im Gefühl ihrer wohlerhaltenen Integrität mit beneidenswerter Gemütsruhe der Zukunft entgegensehn. In diesen Ausdruck mischt sich bei Goethe ein unverkennbarer Zug von Herzensgüte und zugleich ein anderer von besiegter ehemaliger Leidenschaftlichkeit, welche noch in dem unstäten Wesen seines Blicks sich offenbart. Sein großes helles Auge heftete er während des Gesprächs oft auf mich, sowie ich aber aufblickte und seinem Blicke begegnete, wandte er diesen gleich ab und ließ ihn unstät herumschweifen. Diesem Ganzen verleiht das graue Haar noch einen größern Zauber.

719. J. G. Quandt an Julius Schnorr von Carolsfeld:

23. Dezember 1820.

Goethe war überaus theilnehmend, mild, ich möchte sagen, väterlich. Er fragte mit großer Theilnahme nach allen ihm bekannten Künstlern, besonders nach Overbeck und seinen jetzigen Arbeiten, seiner häuslichen Lage usw. Auch nach Ihnen fragte er und sagte: er habe viel Gutes und Rühmliches von Ihnen gehört, aber noch nichts von Ihnen zu sehen bekommen. . . . Es war uns zu Ehren eine große Gesellschaft gebeten worden, und in einer solchen erscheint Goethe immer nicht sehr liebenswürdig. Mir war diesen Abend noch ein besseres Loos als den andern beschieden, weil abwechselnd Goethe und Meyer mir Kunstsachen zeigten, indeß die übrigen Herren und Damen in bangem Kreis umhersaßen und standen und sich von Goethe, der diesen Abend seine Orden angelegt hatte, beengt fühlten. Ich bat Goethe, mir seine ohnlängst von Rauch aus Berlin gefertigte Büste zu zeigen, er lehnte es aber für diesen Abend ab und bat mich den folgenden Morgen wieder zu ihm zu kommen. Bey dieser Zusammenkunft war nun Goethe wieder ein ganz anderer als die beyden vorigenmale. Er war heiter, fast lustig, belehrend, theilnehmend, mit einem Wort, höchst liebenswürdig. Die Rauchsche Büste ist das vollkommenste Bild von Goethe, sie vereint die ursprünglich schönen Verhältnisse seines Gesichtes, die zugleich die Grundzüge seines Geistes und Gemüths darstellen, mit allen den

Einschnitten und Erhöhungen, welche das Leben und die Zeit in die bewegliche Oberfläche seines Gesichts eingrub, und es gibt wohl wenig Gesichter, welche einem schnellern Wechsel des Ausdrucks unterworfen, welche mehr von Schmerz und Entzücken, von Liebe und Haß durchwühlt sind, als seines, indeß eine ewige Klarheit und Ruhe auf der großen Stirn sich behauptet. Dazu kommt nun noch diese Eigenheit, daß die Natur die Mittellinie seines Gesichts nicht senkrecht, sondern gebogen zog, so daß die Nase auffallend schief gegen die Stirne und das rechte Auge sehr viel niedriger als das linke steht. Diese Büste war so vortrefflich modellirt, daß ich dem Wunsche sie in Marmor zu besitzen, wohl nicht widerstehen kann und deshalb an Rauch schreiben werde. Ich war zwölf Tage in Weimar, welche für mich und meine Frau wie ein Augenblick vergingen, und wäre gern länger geblieben, wenn nicht wichtige Geschäffte meine Gegenwart in Leipzig nöthig gemacht hätten.

720. Aus dem Tagebuch der Großfürstin, späteren Kaiserin Alexandra Feodorowna, geb. Prinzessin Charlotte von Preußen:

Weimar, den 3. Juni 1821.

Ich war heute nach der Messe bei Goethe zu meiner großen Freude. Ich hatte unendlich gewünscht, seine Bekanntschaft zu machen. Ich glaubte, die alte verfallene Größe zu sehen und fand einen kräftigen Stamm, hoch und gerade, mit vieler Annehmlichkeit in den Zügen u. solche feurigen geistreichen Augen, wie ich niemals vorher sah, besonders in dem Alter. Er war sehr herablassend gegen mich, zeigte mir herrliche Medaillen aus dem Mittelalter. Wir zwei gingen im Garten zusammen herum und ich versprach ihm meine Büste zu der Sammlung seiner vielen Büsten. . . . Es ist mir unendlich viel wert daß ich diesen Stern unserer deutschen Litteratur noch habe kennen lernen in meinem Leben.

721. Aus Friedrich Försters Aufzeichnungen:

Weimar, Sommer 1821.

Am liebenswürdigsten und heitergeselligsten war Goethe am Mittagstische, wo jedoch die Eingeladenen nie die Zahl der Musen überschritten. Vor ihm stand eine Flasche alten Rheinweins, welche er

ganz allein zu leeren pflegte; wir andern hatten uns aus den vor uns aufgestellten Flaschen nach Belieben zu versorgen. Auf den Küchenzettel, den er für gewöhnlich selbst angab, hatte die Anwesenheit von Gästen besonderen Einfluß. Es gab außer der Suppe gewöhnlich drei, höchstens vier Schüsseln: Fleisch mit Gemüse (er aß sehr gern ein nach italienischer Kochkunst bereitetes stuffato), dann gab es Fisch (Forellen liebte er zumeist), Braten (zumeist Geflügel oder Wild) und, wie er erklärte, wegen der Damen eine Mehlspeise (Karlsbader Strudel), wohlschmeckender, wenn auch nicht wohltätiger als der dortige Sprudel. Er selbst zog der süßen Speise ein Stück englischen oder schweizer Käse vor. Das Zerlegen des Bratens, selbst wenn es ein schwieriges Wildziemer war, besorgte er eigenhändig, legte auch wohl einer begünstigten Tischgenossin ein ausgesuchtes Stück oder die zierlichste der Forellen vor. — Vorherrschend war an dem Mittagstische bei dem alten Herrn ... der ausgezeichnet gute Humor und die scherzhaften Neckereien mit seiner Schwiegertochter; doch nahm die Unterhaltung zuweilen auch eine ernste Richtung. Von dem einen wie von dem andern sind Erinnerungen in den Tafeln meines Gedächtnisses aufgezeichnet. Als einmal gegen das Ende der Mahlzeit der Wunsch ausgesprochen wurde, eine Spazierfahrt zu machen, brachten die einen Belvedere, die andern Tiefurt, noch andere Ettersburg und andere schön gelegene Orte in Vorschlag. Den nach so verschiedenen Himmelsrichtungen hinstrebenden Geistern rief Goethe mit erhobener Stimme in gebieterischer Haltung zu:

Verteilet euch nach allen Regionen
Von diesem heil'gen Schmaus!

und meinte, solches Gebot könne hier wohl Anwendung und Beachtung finden. Ottilie erklärte sich damit einverstanden und fügte hinzu: es sei ihr sehr lieb, doch endlich einmal über jenes geheimnisvolle Gedicht, über welches sie sich vergeblich den Kopf zerbrochen, von dem Dichter Aufschluß erhalten zu haben. „Also Du selbst, lieber Vater, bist der Allgebietende, welcher an die ihm dienenden Geister diesen Zuruf ergehen läßt, und so werden wir denn heute auch erfahren, weshalb jenes Gedicht die Überschrift ‚Weltseele' führt." — „Das nehm' ich an," erwiderte Goethe, „daß *ich* den Aufruf ergehen lasse, und somit seid Ihr es, an die ich mich wende, und mögt Ihr Euch nun als Cherubim, Aeone oder dergleichen weltschöpferische Urgeister bezeugen und nach vollbrachtem Werke,

worauf wir doch wohl mehr als sechs Tage zubringen dürften, vom All ins All zurückkehren: dann werdet Ihr wohl inne geworden sein, was unter der Weltseele gemeint ist." — Uns allen eine gesegnete Mahlzeit wünschend, zog sich Goethe mit einer verbindlichen Handbewegung und dem entschuldigenden Worte: „am siebenten Tage ruhte er," in sein Zimmer zum Mittagsschläfchen zurück. — „Da sind wir nun," bemerkte Frau von Goethe, nachdem der Papa sich entfernt hatte, „so klug wie vorher; schon einigemal habe ich es versucht, ihn zu veranlassen, über jenes wundersame Gedicht und dessen Überschrift uns Aufklärung zu geben, allein ich erhielt immer ausweichende Antworten."

722. Denkwürdigkeiten des Mediziners Carl Gustav Carus:

Weimar, den 21. Juli 1821.

Unter all diesen Betrachtungen war indes 11 Uhr herangerückt, ja vorübergegangen, und ich eilte nun, Goethes Wohnung aufzufinden. Gleich beim Eintritt in das mäßig große, im einfach antiken Stil gebaute Haus deuteten die breiten, sehr allmählich sich hebenden Treppen, sowie die Verzierung der Treppenruhe mit dem Hunde der Diana und dem jungen Faun von Belvedere die Neigungen des Besitzers an. Weiter oben fiel die Gruppe der Dioskuren angenehm in die Augen, und am Fußboden empfing den in den Vorsaal Eintretenden, blau ausgelegt, ein einladendes Salve. Der Vorsaal selbst war mit Kupferstichen und Büsten auf das reichste verziert und öffnete sich gegen die Rückseite des Hauses durch eine zweite Büstenhalle auf den lustig umrankten Altan und auf die zum Garten hinabführende Treppe. In ein anderes Zimmer geführt, sah ich mich aufs neue von Kunstwerken und Altertümern umgeben: schön geschliffene Schalen von Calcedon standen auf Marmortischen umher, über dem Sofa verdeckten halb und halb grüne Vorhänge eine große Nachbildung des unter dem Namen der Aldobrandinischen Hochzeit bekannten alten Wandgemäldes, und außerdem forderte die Wahl der unter Glas und Rahmen bewahrten Kunstwerke, meistens Gegenstände alter Geschichte nachbildend, zu aufmerksamer Betrachtung auf. Endlich kündigte ein rüstiger Schritt durch die anstoßenden Zimmer den werten Mann selbst an. Einfach, im blauen Zeugoberrock gekleidet, gestiefelt, in kurzem, etwas gepudertem Haar, mit den bekannten,

von Rauch herrlich aufgefaßten Gesichtszügen, in gerader, kräftiger Haltung schritt er auf mich zu und führte mich zum Sofa. Die zweiundsiebzig Jahre haben auf Goethe wenig Eindruck gemacht, der Arcus senilis in der Hornhaut beider Augen beginnt zwar sich zu bilden, aber ohne dem Feuer des Auges zu schaden. Überhaupt ist das Auge an ihm vorzüglich sprechend, und mir erschien darin zumeist die ganze Weichheit des Dichtergemüts, welche sein übriger ablehnender Anstand nur mit Mühe zurückzuhalten und gegen das Eindringen und Belästigen der Welt zu schützen scheint; doch auch das ganze Feuer des hochbegabten Sehers leuchtete in einzelnen Momenten des weitern, mehr erwärmten Gesprächs mit fast dämonischer Gewalt aus den schnell aufgeschlagenen Augen.

So saß ich denn nun ihm gegenüber! Die Erscheinung eines Menschen, welchem ich selbst einen so großen Einfluß auf meine Entwickelung zugestehen mußte, war mir plötzlich nahe gerückt, und ich war um so mehr bemüht, diese merkwürdige Gegenwart genau zu beachten und zu erfassen. Die gewöhnlichen einleitenden Gespräche waren bald beseitigt, ich erzählte von meinen neuen Arbeiten über die Ur-Teile des Knochengerüstes und konnte ihm die Bestätigung seiner frühern Vermutung über das Dasein von sechs Kopfwirbeln mitteilen. Zur schnellern Darlegung des Ganzen ersuchte ich um Bleistift und Papier; wir gingen in ein zweites Zimmer, und wie ich nun den Typus des Fischkopfes in seiner Gesetzmäßigkeit schematisch entwickelte, unterbrach er mich oft durch beifällige Ausrufungen und freudiges Kopfnicken. „Ja, ja! die Sache ist in guten Händen," sagte er; „da haben uns der Spix und Bojanus so etwas hergedunkelt! nun, nun! ja, ja!"*

Der Diener brachte eine Kollation. Es war mir ein rührendes Verhältnis, Goethe zu sehen, wie er mir den Wein eingoß und ein Brot mit mir teilte, selbst von der einen Hälfte genießend und mir die andere reichend! — Dabei sprach er von meinen beiden Bildern, die ich ihm vor einem Jahre durch Frommann gesendet hatte, erzählte, wie ihm das eine (das Haus auf der Brockenspitze) längere Zeit seiner Bedeutung nach rätselhaft geblieben, wie nur später erst eine dritte Person** ihm den Aufschluß darüber gegeben, und wie diese Dinge überhaupt wohl in Ehren gehalten würden. Dann ließ er sein

* Mit diesen, auf eigentümlich gutmütige Weise betonten Worten pflegte er überhaupt alle Pausen des Gesprächs zu beleben.

** Der Großherzog, wie Frommann mir sagte.

Portefeuille über vergleichende Anatomie bringen und zeigte seine frühern Arbeiten. Späterhin kamen wir auf das Bedeutungsvolle in der Form der Felsen und Gebirge für Bestimmung der Art des Gesteins, ja, für die gesamte Bildung der Erdoberfläche; und auch in diesen Ideen war er völlig einheimisch, ja er hatte dafür gesammelt, wie eine zweite wohlgefüllte Mappe mit Felsenzeichnungen vom Harz und andern Orten deutlich bewies.

Merkwürdig waren mir, als ich jetzt kurze Zeit im Zimmer allein blieb, die Anordnungen und Ausschmückungen desselben. Außer einem hohen Gestelle mit gewaltigen Mappen für Kupferstiche in ihrer geschichtlichen Folge, interessierte mich ein mit Schubkästen, behufs der Aufbewahrung einer Münzsammlung versehener Schrank. Der Aufsatz desselben trug nämlich unter Glas eine ansehnliche Menge antiker Götterbildchen, Laren, Faunen usw., unter welchen ein ganz kleiner goldener Napoleon, in das glockenförmig verschlossene Ende einer Barometerröhre gestellt, sich sonderbar genug ausnahm. Auch sonst aber wollte noch manches beachtet sein; so beschäftigte mich ein altertümliches wunderliches Schloß, welches mit seinem Schlüssel am Fenstergewände hing, so forderten auch hier manche Kupferstiche zur Betrachtung auf, ja selbst die Einrichtung der Zimmertür war bemerkenswert, da sie nicht in Angeln sich bewegte, sondern aus dem Türgewände hervor- und zurückgeschoben werden mußte. Zuletzt noch sprachen wir über entoptische Farben, und es brachte ihn dies darauf, Karlsbader Glasbecher mit gelber durchsichtiger Malerei herbeibringen zu lassen, an denen er mich die fast wunderbar scheinenden Verwandlungen von Gelb in Blau und Rot in Grün, je nachdem die Beleuchtung auf eine oder die andere Weise geleitet wurde, wahrnehmen ließ.* — Äußerungen über die ungünstige Aufnahme so mancher seiner wissenschaftlichen Arbeiten konnte er hierbei doch nicht ganz unterdrücken. — Gegen 1 Uhr entfernte ich mich endlich, in aller Hinsicht erfreut und erwärmt.

Spätere Nachschrift.

Seit jenem Morgen des 21. Juli sind nun mehr als vier Dezennien vorübergegangen, und immer noch steht mir die einfach

* Ich hatte damals sehr den Wunsch, solchen Glasbecher zu erlangen, allein der verehrte Mann sagte mir, dergleichen wären jetzt nicht mehr zu haben, aber versprach mir einen Ersatz dafür. In Wahrheit sendete er mir später einen hübschen kleinen Apparat, in welchem sich über schwarz und weißem Felde schwachfarbige Glasplättchen hin- und herschieben lassen und das Phänomen vortrefflich zeigen.

ſchöne Geſtalt des werten Mannes, ganz in der Art, wie ich ſie ſah und wie der treffliche Rauch als Statuetten ſie bald nachher ausgeführt hatte, vor der Seele. Ich hätte ihn damals länger ſehen ſollen! er wollte mich zu Tiſch behalten, ein paar Tage in ſeiner Nähe, — welche vermehrte und liebe Erinnerungen würde ich mir bereitet haben! Aber ſo iſt die Jugend! mit Haſt treibt ſie meiſt fernen Zielen zu, und vieles Große, zu ſpät Erkannte geht ihr darüber verloren.

XV.

Vom ersten Aufenthalt in Marienbad
Juli 1821
bis zur Ankunft Eckermanns
Juni 1823.

723. Aufzeichnungen des Rats Joseph Sebastian Grüner:

Eger, Sonnabend, den 28. Juli 1821.

Sobald Goethe angekommen, meldete es mir sein Bedienter Stadelmann und brachte eine Einladung zum Besuche. Beim Eintritte empfing mich Goethe auf eine Art, die sich nicht beschreiben läßt, es war etwas Herzliches und doch Imponierendes darin, zugleich Liebe und Ehrfurcht einflößend. Nachdem er mir zum Willkommen die Hand gereicht, sagte er: „Sehen Sie, Freundchen, ich habe mich über die böhmischen feststehenden Gebirge wieder herüber gemacht, ich reise zwar nach Marienbad, allein ich komme wieder nach Eger, um dann länger hier zu bleiben."

Er wies mir einen Sitz neben sich auf dem Sofa an und fragte mich dann, wie lange ich diene, ob während meiner Dienstzeit Vorfallenheiten von bedeutender Wichtigkeit sich zugetragen hätten, und dergleichen.

724. Ulrike von Levetzows Erinnerungen:

Ich lernte Goethe im Jahre 1821 in Marienbad kennen; Mutter hatte mich aus meiner pension in Straßburg herausgenommen, um mit mir einige Monate bei meinen Großeltern in Marienbad zuzubringen; Marienbad war damals noch ein kleiner, erst fast entstehender Ort, und unser Haus „Stadt Weimar" fast das größte und schönste. Goethe hatte dort seine Wohnung genommen, und ich kann mich noch des ersten Kennenlernens sehr deutlich erinnern. Großmutter ließ mich zu sich rufen, und das Mädchen sagte mir, es sei ein alter Herr bei ihr, welcher mich sehen wollte, was mir gar nicht angenehm, da es mich in einer eben begonnenen Handarbeit störte.

Als ich ins Zimmer trat, wo meine Mutter auch war, sagte diese: „Das ist meine älteste Tochter Ulrike.“ Goethe nahm mich bei der Hand und sah mich freundlich an und frug mich, wie mir Marienbad gefalle. Da ich die letzten Jahre in Straßburg in einer französischen pension zugebracht, auch erst 17 Jahre alt war, wußte ich gar nichts von Goethe, welch berühmter Mann und großer Dichter er sei, war daher auch ohne alle Verlegenheit einem so freundlichen alten Herrn gegenüber, ohne alle Schüchternheit, welche mich sonst meist bei neuen Bekanntschaften ergriff. Goethe forderte mich gleich den andern Morgen auf, mit ihm einen Spaziergang zu machen, wo ich ihm viel von Straßburg und der Erziehungsanstalt erzählen mußte; ich besonders klagte, wie ich mich ohne meine Schwestern, von welchen ich zum ersten Mal getrennt sei, einsam fühle, und ich bin überzeugt, daß grade diese kindliche Unbefangenheit ihn interessierte, denn von da an beschäftigte er sich sehr viel mit mir; fast jeden Morgen nahm er mich mit, wenn er spazieren ging, und ging ich nicht mit, brachte er mir Blumen mit, da er wohl sehr bald merkte, daß ich an den Steinen, welche er oft betrachtete, kein Interesse hatte, doch sonst mich gern unterrichten ließ; auch gegen Abend saß er oft stundenlang auf einer Bank vor der Türe, wo er mir von sehr verschiedenen Gegenständen erzählte. Als ich da wohl hörte, welch großer Gelehrter er sei, war ich schon viel zu bekannt und vertraut mit ihm, daß es mich hätte einschüchtern oder verlegen machen können; es fiel auch später niemandem und auch meiner Mutter nicht ein, in dem vielen Zusammensein etwas anderes als ein Wohlgefallen eines alten Mannes, welcher mein Großvater hätte sein können, nach den Jahren, zu einem Kind, welches ich ja noch war, zu finden. Goethe war ein so freundlicher, liebenswürdiger alter Herr, an welchen sich ein junges Wesen wohl anschließen konnte, besonders, wenn sie ein reges Interesse an allem nahm, was er in so angenehmer Form ihr lebhaft beschrieb: Blumen, Steine, Sterne und Literatur. . . .

Noch in diesem Sommer schenkte mir Goethe Wilhelm Meisters Wanderjahre, es war ihm das Buch als neue Auflage zur Durchsicht nach Marienbad gesandt worden. Als er es mir gegeben und ich darin zu lesen begann, fand ich, daß schon früher etwas sein mußte, da sich manches noch mir Unbekanntes begab, und als ich es Goethe sagte und ihn bat, mir doch das frühere Buch auch zu geben, meinte er, es sei nicht recht für mich, er wolle mir lieber daraus erzählen, damit ich die Wanderjahre recht verstehe.

725. Aufzeichnungen des Rats Grüner:

Schloß Hartenberg, Montag, den 27. August 1821.

Ich hatte dem Grafen Auersperg von der beiläufigen Ankunft Goethes mit dem Bemerken Nachricht gegeben, daß der 28. August der Geburtstag Goethes sei. . . .

Für Goethe war ein gut möbliertes Zimmer mit allen nötigen Bedürfnissen, ein zweites für seinen Bedienten vorgerichtet, die Aussicht ging auf die nördlich am Abhange des Schloßberges angebrachten Anlagen. Bei der Ankunft Goethes kam der Graf ihm entgegen und drückte seine hohe Freude über die Ehre aus, die ihm durch die Anwesenheit Seiner Exzellenz zuteil werde. Lange, sehr lange habe er den Wunsch gehegt, den Mann, dessen Werke er studiere, persönlich kennen zu lernen, und dergleichen mehr, was Goethe artig erwiderte.

Als Goethe in das für ihn bestimmte Gemach trat, winkte er mir, ihm zu folgen. Er war von der Reise etwas ermüdet, und nach kurzer Zeit sagte er: „Freundchen, machen Sie mich mit der Hausordnung bekannt, damit ich nicht störe, weil ich sehe, daß Sie hier wie zu Hause sind."

„Euere Exzellenz," erwiderte ich, „der Wille und ausdrücklichste Wunsch des Grafen ist, daß, solange Eure Exzellenz hier verweilen, Sie Herr des Schlosses sind und Ihnen alles zu Gebote stehe."

Auf wiederholtes Andringen gab ich Aufschluß über die Lebensweise und Beschäftigung des Grafen, worüber Goethe um so mehr erfreut war, als dieses seinen Zuständen, wie er sich ausdrückte, ganz angemessen sei.

Vor dem Souper wurde plötzlich der Abhang des ganzen im Norden liegenden Berges hell, und es wurde unter Vivatruf und Böllersalven ein nicht unbedeutendes Feuerwerk abgebrannt. Im Tempel des Ruhmes zeigte sich eine Schrift mit großen Buchstaben, besagend: „Zu Goethes zweiundsiebzigstem Geburtstage." Goethe, nicht ahnend, daß dieser für ganz Deutschland merkwürdige Tag auch im böhmischen Mittelgebirge so herzlich teilnehmend gefeiert werden sollte, war höchst freudig überrascht und tief gerührt, als von allen Seiten so herzliche Glückwünsche dargebracht wurden.

Am 28. August früh besah Goethe vom Schloßbalkone aus die Gegend. Die Aussicht ist wunderschön, Goethe konnte sich lange nicht von ihr trennen; dann besuchte er die Anlagen, besonders diejenige,

von der aus er durch Beleuchtung und Feuerwerk erfreut worden war. Der Sitz, wo Goethe dort von Bergsteigen ausruhte, hat den Namen „Goethes Ruhe" empfangen und behalten. Hierauf nahm er die ansehnliche Bibliothek und Mineraliensammlung des Grafen in Augenschein.

Der Graf hatte ein feierliches Mittagsmahl veranstaltet und hierzu den Kreishauptmann Baron Erben und andere angesehene Personen eingeladen. Beim Mahle herrschte Heiterkeit und Frohsinn. Goethe in seiner gewöhnlichen Art wollte immer in naturwissenschaftlicher Beziehung und sonst belehrt werden und unterhielt sich mit dem Grafen und Kreishauptmann sehr angenehm. Als es aber zu Toasten kam und Graf Auersperg ihm einen Kranz von Eichenlaub unter Musik und Trompetenschall überreichte, während alle Gäste glückwünschend sich erhoben und die Toaste nicht allein auf sein langes Wohlergehen, sondern auch auf das des Großherzogs ausgebracht wurden, der sich ein deutsches Athen in so großen Zierden der deutschen Nation zu erziehen wußte, war Goethe äußerst bewegt und gerührt, und dankend äußerte er sich bloß, daß die so gastfreundschaftlich freundliche Aufnahme in Hartenberg ihm unvergeßlich sein werde.

726. Graf August von Platen im „Memorandum meines Lebens":

Jena, den 17. Oktober 1821.

Da kam ein Bedienter Goethes und sagte uns, daß wir den Geheimrat um drei Uhr sprechen könnten. Wir waren in banger Erwartung, bis die Stunde kam, doch wurde auch viel darüber gelacht und gescherzt. . . .

Von Goethes Person wage ich kaum etwas zu sagen. Er ist sehr groß, von starkem, aber gar nicht ins Plumpe fallendem Körperbau. Bei seiner Verbeugung konnte man ein leichtes Zittern bemerken. Auch auf seinem Angesichte sind die Spuren des Alters eingeprägt. Die Haare grau und dünn, die Stirn ganz außerordentlich hoch und schön, die Nase groß, die Form des Gesichts länglich, die Augen schwarz, etwas nahe beisammen, und wenn er freundlich sein will, blitzend von Liebe und Gutmütigkeit. Güte ist überhaupt in seiner Physiognomie vorherrschend. Er ließ uns auf das Sofa sitzen und nahm bei Gruber Platz. Bei der Feierlichkeit, die er verbreitet, konnte das Gespräch nicht erheblich werden, und nach einiger Zeit entließ er uns wieder.

727. Felix Mendelssohn an seine Angehörigen:

Weimar, den 6. November 1821.

Nach zwei Stunden kam Professor Zelter: „Goethe ist da, der alte Herr ist da!" Gleich waren wir die Treppe hinunter in Goethes Haus. Er war im Garten, und er kam eben um eine Ecke herum; ist dies nicht sonderbar, lieber Vater, ebenso ging es auch Dir. Er ist sehr freundlich, doch alle Bildnisse von ihm finde ich nicht ähnlich. Er sah sich seine Sammlung von Versteinerungen an, welche der Sohn geordnet, und sagte immer: „Hm! Hm! Ich bin recht zufrieden." Nachher ging ich noch eine halbe Stunde im Garten mit ihm und Professor Zelter. Dann zu Tisch. Man hält ihn nicht für einen Dreiundsiebziger, sondern für einen Funfziger. Nach Tisch bat sich Fräulein Ulrike, die Schwester der Frau von Goethe, einen Kuß aus, und ich machte es ebenso. Jeden Morgen erhalte ich vom Autor des Faust und des Werther einen Kuß und jeden Nachmittag vom Vater und Freund Goethe zwei Küsse. Bedenkt!

728. Ludwig Rellstabs Lebenserinnerungen:

Weimar, den 8. November 1821.

In den Gesellschaftszimmern Goethes befand sich ein vortrefflicher Streicherscher Flügel, den ihm Rochlitz besorgt hatte. — Dort fanden wir uns am Abend des Tages alle wieder zusammen, denn Goethe hatte eine größere Gesellschaft geladen, um seine weimarischen Freunde, insbesondere die musikalischen, mit dem staunenswürdigen Talente des Kindes, von dem ihm Zelter den Tag über viel erzählt, auch früher schon manches geschrieben, bekannt zu machen.

Unter den Geladenen befand sich auch der weimarische Regierungsrat Schmidt, der, ein leidenschaftlicher Verehrer Beethovens, dessen Sonaten sämtlich mit Feuer und Fertigkeit spielte und sie zum größten Teile auswendig wußte. Außerdem, wenn ich mich richtig erinnere, der Musikdirektor Eberwein mit seiner Gattin, einer ausgezeichneten Sängerin, Knebel, Herr von Froriep und andere.

Zelter war, als wir andern schon versammelt waren, noch nicht zugegen, wohl aber Felix Mendelssohn, der sich scherzend, wie am Morgen, mit den Damen des Hauses unterhielt. Zelter wohnte in einem der an den Gesellschaftssaal stoßenden Zimmer. Von dort her trat er ein. . . .

Jetzt erst erschien Goethe selbst; er kam aus seinem Arbeitszimmer; gewöhnlich pflegte er, wenigstens habe ich es so bemerkt, erst abzuwarten, daß die Gesellschaft versammelt sei, bevor er sich zeigte. So lange verwalteten sein Sohn und dessen Gattin die Pflichten der Wirte auf die einnehmendste Art. — Eine gewisse Feierlichkeit war von dem Eintreten des Dichters in den Kreis seiner Gäste kaum zu trennen; denn fast immer befanden sich in demselben einige, die ihn zum erstenmal sahen oder ihm doch nur selten nahe getreten waren; und selbst für die, welche nähern oder nächsten Umgang mit ihm pflogen, blieb das Gefühl der Verehrung ihm gegenüber das vorherrschende. Sein ganzes Wesen prägte sich auch in der äußern Erscheinung so aus, daß diese Empfindung die erste, die überwiegende, die bleibende sein mußte. Sein ernster, langsamer Gang, die kraftvollen Züge, welche viel mehr die Stärke als die Schwäche des Alters ausdrückten, die hohe Stirn, das weiße, reiche Haar, endlich die tiefe Stimme und die langsame Redeweise, alles vereinigte sich gerade zu diesem Eindruck. Er stellte sich denn auch an diesem Abend her; eine plötzliche Stille trat ein, als der Dichtergreis die Tür öffnete, jedes Auge wandte sich zu ihm, er wurde mit stummer Verbeugung begrüßt! Sein „Guten Abend!" richtete sich an alle, doch vorzugsweise ging er auf Zelter zu und schüttelte ihm vertraulich die Hand. Es ist allbekannt, daß beide auf dem brüderlichen Fuß des „Du" in der Unterredung standen. Felix Mendelssohn schaute mit blitzenden Augen zu dem schneeigen Haupte des hohen Dichters hinauf; dieser aber nahm ihn mit beiden Händen freundlich beim Kopf und sagte: „Jetzt sollst du uns etwas vorspielen!" Zelter nickte sein Ja dazu.

Goethe trat nun zu uns andern. Eine kurze Unterredung bei der ersten Vorstellung abgerechnet, hatte ich ihn, obgleich ich mich schon über zwei Monate in Weimar befand, noch nicht weiter gesehen. Seine Erscheinung war mir also fast wie eine erste und bewegte das ehrfurchtsvolle, bewundernde, jugendliche Herz mit jener Beklemmung, die uns eine so mächtige, überlegene Größe umso mehr erzeugt, je tiefer wir deren Bedeutsamkeit empfinden. Nach einigen freundlichen Äußerungen gegen mich über die Beziehungen, in die ich zu seinem Sohne und seiner Schwiegertochter getreten, in deren Hause ich seither mehrfach aus- und eingegangen war, und wo namentlich Musik — Frau von Goethe sang sehr angenehm — uns öfters beschäftigt hatte: lenkte der Dichter das Wort auf Felix Mendelssohn. „Mein Freund Zelter hat mir da seinen kleinen Schüler

mitgebracht, den Sie gewiß schon kennen.“ Ich bejahte es. Goethe fuhr fort: „Von seinen musikalischen Anlagen soll er uns erst eine Probe geben; aber auch nach jeder andern Seite ist er außerordentlich begabt. Man hat die Lehre von den Temperamenten; jeder Mensch trägt alle vier in sich, nur in verschiedenen Mischungsverhältnissen. Bei diesem Knaben würde ich annehmen, daß er vom Phlegma das irgend möglichste Minimum, von dem Gegensatz das Maximum besitze.“

Es gehört nicht hierher, wäre mir auch kaum möglich, das fernere Gespräch, welches sich hieran knüpfte, genauer zu entwickeln.

Der Flügel war geöffnet worden, die Lichte auf das Pult gestellt. Felix Mendelssohn sollte spielen. Er fragte Zelter, gegen den er durchaus kindliche Hingebung und Vertrauen zeigte: „Was soll ich spielen?“

„Nun, was du kannst!“ antwortete dieser in dem obenhin streifenden Tone, dessen sich alle erinnern werden, die ihn näher gekannt. „Was dir nicht zu schwer ist.“ . . . Es wurde endlich festgesetzt, daß er frei fantasieren solle, und er bat Zelter um ein Thema. . . .

Das Spiel hatte, wie es nicht anders sein konnte, die höchste Bewunderung aller erregt, und namentlich war Goethe selbst von wärmster Freude erfüllt. Er herzte den kleinen Künstler, in dessen kindlichen Zügen sich Glück, Stolz und Verlegenheit zugleich malten, indem er ihm den Kopf zwischen die Hände nahm, ihn freundlich derb streichelte und scherzend sprach: „Aber damit kommst du nicht durch! Du mußt noch mehr spielen, bevor wir dich ganz anerkennen.“

729. Felix Mendelssohn-Bartholdy an seine Eltern:

Weimar, den 14. November 1821.

Alle Nachmittage macht Goethe das Streichersche Instrument mit den Worten auf: „Ich habe dich heute noch gar nicht gehört, mache mir ein wenig Lärm vor,“ und dann pflegt er sich neben mich zu setzen, und wenn ich fertig bin (ich phantasiere gewöhnlich), so bitte ich mir einen Kuß aus oder nehme mir einen. Von seiner Güte und Freundlichkeit macht Ihr Euch gar keinen Begriff, ebenso von dem Reichtum, den der Polarstern der Poeten an Mineralien, Büsten, Kupferstichen, kleinen Statuen, großen Handzeichnungen hat. Daß seine Figur imposant ist, kann ich nicht finden; er ist eben nicht viel größer als der Vater. Doch seine Haltung, seine Sprache, sein Name, die sind imposant. Einen ungeheuren Klang der Stimme hat er, und schreien kann er wie 10000 Streiter. Sein Haar ist noch

nicht weiß, ſein Gang iſt feſt, ſeine Rede ſanft. Dienstag wollte Zelter nach Jena und von da nach Leipzig abreiſen. Sonnabend war Adele Schopenhauer, die Tochter, bei uns, und wider Gewohnheit blieb Goethe den ganzen Abend. Die Rede kam auf unſere Abreiſe, und Adele beſchloß, daß wir alle hingehn und uns Profeſſor Zelter zu Füßen werfen ſollten und um ein paar Tage Aufſchub flehen. Er wurde in die Stube geſchleppt, und nun brach Goethe mit ſeiner Donnerſtimme los, ſchalt Profeſſor Zelter, daß er uns mit nach dem alten Neſt nehmen wollte, befahl ihm, ſtill zu ſchweigen, ohne Widerrede zu gehorchen, uns hier zu laſſen, allein nach Jena zu gehn und wiederzukommen, und ſchloß ihn ſo von allen Seiten ein, daß er alles nach Goethes Willen tun wird. Nun wurde Goethe von allen beſtürmt, man küßte ihm Mund und Hand, und wer da nicht ankommen konnte, der ſtreichelte ihn und küßte ihm die Schultern, und wäre er nicht zu Hauſe geweſen, ich glaube, wir hätten ihn zu Hauſe begleitet wie das römiſche Volk den Cicero nach der erſten katilinariſchen Rede.

730. Brief eines ſechzehnjährigen Jünglings, als er Goethe zum erſten Male geſehen:

Weimar, den 20. Februar 1822.

Teuerſter, vielgeliebter Freund!

Schon lange hätte ich Ihnen geſchrieben; allein ich zögerte noch immer, weil ich nicht eher ſchreiben wollte, als bis ich Goethe geſehen hätte, auf deſſen Anblick ich ſo begierig war. Ich ging zwei Monate alle Tage vor ſeinem Hauſe vorbei; allein vergebens. Zwar war es mir ſchon eine große Freude, oft ſeine Schwiegertochter mit ihren lieblichen Kindern an dem Fenſter zu erblicken; aber ich wollte doch auch Goethe ſehen. Eines Sonntags, als ich eben ſpazieren geweſen, führte mich mein Weg hinter Goethes Hauſe vorbei, wo ſein Garten iſt. Die Gartentüre ſtand gerade offen, und aus Neugierde lief ich herein. Goethe war nicht im Garten; aber eine Weile darauf ſah ich, daß ſein Bedienter kam. Da ſchlug ich die Gartentür wieder zu, weil der Bediente mich ſonſt geſehen hätte. Wie ich nun noch ſo ganz trübſelig darüber nachdachte, daß mir doch auch alle Verſuche, Goethe zu ſehen, mißglückten, bemerkte ich plötzlich eine andere Gartentür, die auch offen war, und als ich hereintrat, ſah ich bald, daß dieſes des Nachbars Garten ſei, deſſen Mauer dicht an Goethes Garten ſtößt, ſo daß man von hier aus die Gänge in jenem ganz deutlich überſehen

kann. Unter ſo günſtigen Umſtänden faßte ich mir plötzlich Mut und fragte den Mann, dem dieſes Haus gehörte: ob Goethe oft in ſeinem Garten ſpazieren ginge, und um welche Zeit? Er antwortete mir: alle Tage, wenn es ſchön Wetter iſt. Die Zeit aber wäre nicht beſtimmt, manchmal um zehn Uhr, wenn die Sonne irgend am Himmel hervorkäme, ſo ſei der geheime Rath auch da; um zwölf Uhr aber liebe er ganz vorzüglich im Garten zu ſein. Der alte Herr halte es, wie es ſcheine, mit den heißeſten Sonnenſtrahlen. Hierauf erforſchte ich den Nachbar weiter, wie er es meinte, und ob er mir wohl die Erlaubniß geben wollte, daß ich ſeinen Garten täglich eine halbe Stunde beſuchen könnte, um den großen und von mir ſo innig verehrten Dichter zu ſehen und zu beobachten. Er antwortete mir ganz gleichgültig: warum nicht? da könne er nichts dawider haben. Es iſt doch wunderbar, lieber Freund, daß man, um einen Tiger, einen Bären, eine wilde Katze zu ſehen, einen halben Gulden bezahlen muß, und daß man dagegen den Anblick eines großen Mannes, der doch das Seltenſte iſt, was man in der Welt ſehen kann, völlig umſonſt haben mag! Ich ging voll Freude nach Hauſe, konnte aber dieſe Nacht kaum ein Auge zutun. Ich kleiner Zwerg kam mir vor, als wäre ich durch die Hoffnung, einen großen Mann zu ſehen, plötzlich eine Spanne größer geworden. Der Morgen dauerte mir gar zu lang, bis er kam, ja er ſchien mir faſt ſo lang, wo nicht länger als eine Woche. Der kommende Tag brach endlich an und brachte das ſchönſte Frühlingswetter. Wie ich die Sonne ſcheinen ſah, dachte ich: ha, heute iſt gut Wetter für Goethe; und ich hatte mich nicht geirrt. Es war zehn Uhr vorbei, als ich von Hauſe aus nach dem Garten ging, wo Er ſchon auf- und abwandelte. Das Herz pochte mir gewaltig, als ich ihn ſah. Ich glaubte Fauſt und Margaretchen in einer Perſon zu erblicken, ſo ſanft und ſo prächtig zugleich, wie er ausſieht! Ich hatte meine Augen beſtändig auf ihn gerichtet um ſeine Geſichtszüge recht in mein Herz zu prägen. So ſah ich ihn eine ganze Seigerſtunde mit ſcharfen, unverwandten Blicken an, ohne daß er mich ſeinerſeits gewahr wurde, woran er denn auch nichts verloren hat. Als ich mich ſoeben recht in ihn vertieft hatte, ſpielte er mir den Poſſen und ging herein in das Haus und wieder durch die Stiegen herauf in ſeine Studierſtube, die völlig abgeſchieden mit ihren Fenſtern in den Hinterhof ſieht. Teuerſter Freund, Sie können verſichert ſein, in Goethes ganzem Weſen zeigt ſich ſeine Größe. Er iſt noch rüſtig, wie ein Mann von vierzig Jahren. Sein majeſtätiſcher

Gang, die gerade und aufrechtstehende Stirn, die herrliche Form seines Kopfes, das feurige Auge, die gebogene Nase, alles das ruft: Faust, Margarethe, Götz, Iphigenie, Tasso, und was weiß ich, was alles noch sonst mehr? Nie habe ich in diesem vorgerückten Alter einen so rüstig schönen Mann gesehen. Ich sehe ihn jetzt, wenn es schönes Wetter ist, täglich in seinem Garten, und das gewährt mir ebenso viel Unterhaltung, als andere darin finden, wenn sie Büsten betrachten und schöne Bilder und Kupferstiche ansehen. Sie mögen es mir glauben oder nicht, aber wenn ich Ihnen sage, daß mir sein Anblick lieber ist, als der von allen Kupferstichen in der Welt, so sage ich Ihnen nur die reine und lautere Wahrheit. Er geht gewöhnlich mit langsamen Schritten auf und ab in den Gängen des Gartens, ohne sich hinzusetzen, stellt aber auch oft über einen Gegenstand des Pflanzenreiches, vor dem er alsdann still steht, in seinen Gedanken halbestundenlange Betrachtungen an. Könnte ich doch nur seinen Sinn und seine Gespräche mit sich selbst in solchen Augenblicken erraten. Mit seines Sohnes artigen Kindern wechselt dieses Spiel ab, wenn er von den Blumen und Pflanzen zurückkehrt. Ich spreche dort ordentlich mit Goethe durch die Augen, obwohl er mich nicht sieht, indem ich, durchs Gesträuch vor ihm verdeckt, hinter einem Zaune stehe. Das klingt alles wunderlich genug, aber es ist wirklich so. Im Grunde ist es auch gut so und besser, als ob ich ihn wirklich gesehen und gesprochen hätte; ich weiß wohl warum. Denn nehmt an, daß er sich wirklich auf eine Unterhaltung mit mir einließe; was in aller Welt könnte ein sechzehnjähriger Bube wie ich im Gespräche ihm sein? Er mir wohl! Aber da hat er schon was Besseres zu tun! O, mein innig geehrter Freund, wenn Sie nur doch auch einmal hier im Garten und zwar an meiner Seite wären! Ich freue mich schon ordentlich darauf, wenn es nun wirklich Frühling wird, wo die Knospen aufbrechen; da will ich Goethes Gespräche mit den Blumen und Vögeln und dem Lichte im nähern Umgange mit der Natur schon recht fleißig belauschen und Ihnen alles wiederschreiben, was ich davon weiß oder auch nur irgend erraten kann.

731. Staatsrat Nicolovius an Ottilie von Goethe:

Berlin, 1. März 1822.

Meine liebe Freundin! Ihr Brief ist eben wie ein Engel vom Himmel mir gekommen und ich kann den Thränen nicht wehren.

Wir sind in allen diesen Tagen immer bey Ihnen gewesen. Ich sah das große Leben als geschloßen an und brachte stillen Dank dar, für das, was mir und meinen Kindern vielfach und unvergänglich davon zu gut gekommen, und war in ernster Trauer. Welche unerwartete Nachricht ist mir nun verkündigt! — Alfred hat sie gleich vertreiben müssen. Die Nachfrage und Angst war groß. Nun, Liebe, wollen wir uns freuen und das wiedergegebene Leben ist uns ein noch wunderbareres Heiligtum. Ich fürchte nicht für Sie, die Freude wird Ihre Kräfte unterstützen. Wir sind alle bey Ihnen!

Ihr Nicolovius.

732. Tagebuchaufzeichnung des Professors Joseph Stanislaus Zauper:

Marienbad, Sommer 1822.

Es ist mir noch immer lebhaft erinnerlich, wie ich mit Goethe an dem unteren Gloriet in Marienbad nächst der Mühle lange auf- und abging; er fragte, wohl meine Gesinnungen zu erforschen, über Wissenschaft und Literatur in unseren Landen vieles. Darauf führte er mich höher hinauf, es war am Morgen, wo man an der linken Seite des dort anfangenden Ortes, ganz Marienbad im halben Kreise erschaut. Dann hieß er mich nächst dem Karolinenbrunnen auf einer Gartenbank neben sich niedersetzen, und unser Gespräch betraf den Unterricht, die Schule. Es war mir ein recht belehrendes, erfrischendes Gespräch. Er hatte, fast möchte ich so sagen, hier alle Würde und Hoheit vergessen und war ungemein traulich geworden. Ich hatte fast nur aufzuhorchen mit ganzer Seele und ward ganz zum gelehrigen Kinde. Ein andermal wieder saßen wir im Gespräche unter der Kolonnade des Kreuzbrunnens, die herrliche Aussicht gegen Südost, die sich so allmählich hinablehnt und senkt, rechts und links die dunklen Fichtenhöhen, der Himmel war dabei ungemein heiter und sommerlich; kleine, nettgekräuselte Schäfchen schwammen ruhig in der himmlischen Atmosphäre. Das gab Gelegenheit, manches über Wetterveränderung zu sprechen, ein Lieblingsthema Goethes.

733. Aus der Selbstbiographie des schwedischen Naturforschers Jacob Berzelius:

Eger, Ende Juli 1822.

In Königswarth trafen wir den ausgezeichneten böhmischen Mäcen, den Naturforscher Grafen Caspar Sternberg. . . . Er begleitete

uns dann nach Eger, wo der berühmte Dichter und Naturforscher Baron von Goethe sich damals aufhielt, und Sternberg stellte mich ihm vor. Er empfing mich mit einer Miene und mit Geberden, als wäre er nicht sonderlich erfreut über die neue Bekanntschaft, und sprach kein Wort zu mir; ich aber war überaus froh, eine Gelegenheit gefunden zu haben, diesen Mann zu sehen, welcher sich durch so große Verdienste in allen Richtungen auszeichnet.

734. Rat Grüner:

Eger, den 30. Juli 1822.

Um zwölf Uhr Mittags kam Graf Sternberg im Gasthofe zur Sonne an. Goethe ging ihm bis zur Hälfte der Treppe entgegen, sie umarmten sich wie alte Bekannte und Freunde. Bald darauf brachte eine zweite Kutsche den berühmten Chemiker Berzelius aus Stockholm und den Dr. Pohl, der durch fünf Jahre in Brasilien auf kaiserliche Kosten naturwissenschaftliche Gegenstände gesammelt hatte. Goethe benützte das zweite Zimmer zum Empfange. Nie hatte ich ihn in solcher Haltung und mit einem solchen Benehmen gesehen. Es war eine eigene Art, mit der er die beiden ihm fremden Gelehrten empfing. Es war eine Freundlichkeit, die zwar nicht mit Stolz gepaart, aber so beschaffen war, daß sie Ehrfurcht gebot; man mußte das sehen, beschreiben kann man es nicht. Nach der etwas zeremoniösen Bewillkommnung öffnete Goethe die Türe zu dem Zimmer, in welchem die große Tafel mit den geordneten Mineralien sich befand. Nun wurde das Gespräch allgemein bis zum Mittagsmahle.

735. Erinnerungen des Musikers Wenzel Tomaschek:

Eger, den 6. August 1822.

Um 8 Uhr morgens machte ich mich auf den Weg zur goldnen Sonne, wo Goethe während seines Aufenthaltes gewöhnlich wohnte. Mit Beklommenheit näherte ich mich der Türe seines Wohnzimmers und horchte, ob nicht vielleicht jemand schon bei ihm sei. Kein Laut, kein Tritt ließ sich vernehmen, die tiefste Stille herrschte im Zimmer, und doch hatte ich den Mut nicht, an die Türe zu klopfen; denn es kreuzten sich unzählige Anekdoten über Goethes Stolz und Unfreundlichkeit in meinem Kopfe, die mich für einen Augenblick

eingeschüchtert hatten. Endlich dachte ich bei mir: „Was kann dir geschehen? Nur Mut gefaßt!" Und ich klopfte ganz manierlich, worauf eine starke Stimme sich mit „Draußen bleiben!" hören ließ. Ich blieb an der Tür stehen, den Erfolg abwartend, auf den ich nun um so begieriger wurde. Es dauerte aber gar nicht lange, als sich die Türe öffnete und ein junger Mann mit den Worten heraustrat: „Der Herr Geheime Rat erwartet Sie."

Goethe stand in der Mitte des Zimmers, von dichterischer Majestät umstrahlt; er entschuldigte sich und setzte schmunzelnd hinzu, daß er sich in einer lebensgefährlichen Lage, in den Händen des Bartscherers befunden. Er war, ohne noch zu wissen, wer ich sei, überaus freundlich und widerlegte so alle Lügen, die über ihn so häufig verlauteten. Als ich mich ihm später nannte, wurde er sogar herzlich, äußerte sich über meine Auffassung seiner Gedichte in Ausdrücken, die ich hier zu wiederholen nicht wage.

736. Rat Grüner:

Eger, 8. August 1822.

Als ich Goethe abends besuchte, kam er wieder auf seinen Lieblingsgegenstand, die Farbenlehre. Er erörterte die Mühe, den Kostenaufwand, welche er beharrlich auf diesen Gegenstand verwendete, und sagte ganz gelassen: Er sei allein auf der Erde, der sagen könne, er habe Wahrheit. Nachdem Goethe noch einiges hinzugefügt, sagte er: Ich muß Ihnen doch die vortreffliche Ode Manzonis auf den Tod Napoleons vorlesen; ich habe versucht, so gut ich konnte, sie deutsch wiederzugeben.

Welch' ein Lesen! Er war wie in einem verklärten Zustande, dabei ganz ergriffen, das Feuer blitzte aus seinen Augen, die richtigste Betonung eines jeden Wortes und Ausdruckes ergriffen auch mich, und wie er zu Ende war, folgte eine Pause. Wir sahen einander an, ich konnte in seinem Antlitze und er mochte in dem meinigen Begeisterung lesen. Sie sollen sie morgen haben, sagte er endlich; nicht wahr, Manzoni ist ein großer Dichter?

Ich wünschte, versetzte ich, daß er beim Vortrage dieser Ode zugegen gewesen wäre; wenn er auch nicht deutsch verstehen möchte, würde er doch durch den begeisterten Vortrag Eurer Exzellenz sich gewiß ausgezeichnet belohnt gefühlt haben.

12. August 1822.

Wie ich schon erwähnte, hatte ich für Goethe Mineralien aus der Umgegend gesammelt, und es hatte mir stets besonderes Vergnügen gewährt, wenn er, mich aufmunternd, sie annahm. Als ich heute von meinen Berufsgeschäften nach Hause kam, fand ich Goethe in meinem Bilderzimmer. Nach kurzem Gespräche wurde mein Arbeitszimmer geöffnet, und Goethe zeigte auf einen mit vierzehn Schubkästen versehenen Schrank, den er zu meiner Überraschung verfertigen und während meiner Abwesenheit, weil er meine Amtsstunden kannte, hatte aufstellen lassen.

Nun weihe ich Sie in die Mineralogie ein, sagte er lächelnd, und von nun an werden Sie mir nicht mehr so viel zutragen.

Er hatte mehrere Schubkästen mit Mineralien gefüllt, die ich schon kannte. Aber wie hätte ich je denken sollen, daß auch seine Voraussagung in Erfüllung gehen werde, da ich so ausgezeichnet behandelt worden und zur Dankbarkeit so sehr verpflichtet war.

737. Prof. Leopold von Henning-Schönhoff an Friedrich Förster:

21. September 1822.

Bei heiterem Herbstwetter habe ich am vorigen Sonntag den Weg nach Weimar in wenig Stunden zu Pferde zurückgelegt; meine Ungeduld, zum Ziele zu gelangen, war so groß, daß ich, ohne in dem wohlbekannten Erfurt Rast zu machen und mich nach Freunden und Bekannten umzusehen, von einem Tor zum andern, an meiner alten Wohnung vorübereilte und dann auf der verkehrsreichen neuen Kunststraße meinen Weg mit klopfendem Herzen, als ging es zur Liebsten, rasch verfolgte. Der Empfang war überaus freundlich und liebreich; mit heiterem Angesicht kam der verehrte Mann mir entgegen, reichte mir die teure Hand mit väterlicher Milde und versicherte mich auf das wohlwollendste, daß er meiner Ankunft mit Freuden entgegengesehen habe. Du kannst Dir vorstellen, wie sehr diese unverdiente Huld und Güte mich beschämte und wie lebhaft in mir der Wunsch sich regte, mich in den Stand gesetzt zu sehen, demnächst durch ein würdiges Leisten mich dafür auch in der Tat und nicht nur in der Gesinnung dankbar zu erweisen. — Mein Nächstes war, daß ich die von Freunden und Verehrern mir aufgetragenen Grüße überbrachte; ich wurde mit aufmerksamer Teilnahme angehört, und kaum hatte ich Deinen Namen genannt, als ich durch die Frage unterbrochen

wurde: „Nun, wie geht es denn diesem werten Freunde und seiner schönen Frau?“ Da ich Eures, für diesen Herbst vereitelten Vorhabens, die hiesige Gegend zu besuchen, gedachte, äußerte er sich gar sehr bedauernd darüber und trug mir die schönsten Grüße auf. . . .

Daß wir bald auf die Farbenlehre und auf meine Vorlesungen darüber zu sprechen kamen, kannst Du Dir wohl vorstellen; ich hatte verschiedene chromatische Gerätschaften mitgebracht, welche großen Beifall fanden; zumal eine Anzahl wohlgeratener entoptischer Gläser. Sogar ein alter Diener, der mit dergleichen Dingen einigermaßen umzugehen versteht, wurde herbeigerufen, um die schönen Farbenerscheinungen mit zu bewundern. Was ich über den Gang und die Anordnung meiner Vorlesungen sagte, wurde gebilligt und belobt. So verhandelten und experimentierten wir einige Stunden, bis daß der Professor Riemer gegen Abend kam. Dieser, der früher bei Redaktion der Farbenlehre hilfreiche Hand geleistet, nahm tätigen und einsichtigen Anteil an unserm chromatischen Gespräche, welches sich späterhin mehr ins allgemeine wendete. Der alte Herr ließ es sich gefallen, daß ich ihm gelegentlich etwas vorphilosophierte, sprach belehrend und ermunternd und gedachte wiederholentlich unseres Berliner Meisters auf das wohlwollendste und ehrenvollste. . . . Riemer und ich mußten zu Abend bleiben und später, als wir bei Tische saßen, fand sich auch noch der Kanzler Müller ein, der eben von einer Rheinreise, zuletzt von Straßburg zurückkam und vieles zu erzählen hatte. Unter anderem erwähnte er auch, daß man ihm in Straßburg das Haus gezeigt habe, welches unser Dichter als Student bewohnt hat. — So saßen wir guter Dinge bis nach halb zwölf zusammen, und freundlich entlassen wurde ich auf den andern Morgen um zehn Uhr wieder beschieden. Ich stellte mich zur bestimmten Zeit pünktlich ein, nachdem ich vorher Freund Thon und den Hofrat Meyer aufgesucht hatte; Goethe empfing mich in seinem Arbeitszimmer und zeigte mir zunächst eine eben angelangte neue Lieferung von Steindrucken aus der Boisserée'schen Sammlung. . . . Dann fuhren wir fort, über die Farbenlehre zu verhandeln. . . .

[Von einer Spazierfahrt] kehrten wir nach zwei Uhr zurück und fanden den Hofrat Meyer, der gleichfalls zu Mittag eingeladen war. Die übrige Tischgesellschaft bestand aus Goethes Sohn, dessen Schwiegertochter mit ihrer Schwester, dem ältesten Enkel, der seinem Großvater sehr ähnlich sieht, und noch einem jungen Verwandten. Der alte Herr war fortwährend überaus heiter und gesprächig; ich mußte

nach dem Verlangen der Frau Ottilie viel von Berlin erzählen und hatte von neuem die Freude, mich zu überzeugen, daß der Dichter uns geneigt ist und sich wohlwollend für uns interessiert.

738. Brief der Mutter Felix Mendelssohn-Bartholdys:

Weimar, den 8. Oktober 1822.

Goethe, der Vornehme, Hohe, Ministerielle, um den Würde, Ruhm, Dichterglanz, Genie und Superiorität jeder Gattung eine blendende Strahlenkrone bilden, vor dem gemeine Sterbliche erbangen, ist so gütig, mild, freundlich, ja väterlich gegen den Knaben, daß ich nur mit dem innigsten Dank und freudiger Rührung mir diese beglückenden Bilder zurückrufen kann. Stundenlang sprach er mit meinem Mann über Felix, herzlich lud er ihn ein wieder längere Zeit bei ihm zu wohnen, mit sichtlichem Wohlgefallen ruhten seine Blicke auf ihm und sein Ernst verwandelte sich in Heiterkeit, wenn er nach seinem Sinn phantasirt hatte. Da er gewöhnliche Musik nicht liebt, war sein Piano seit Felix' Abwesenheit unberührt geblieben und er öffnete es ihm mit den Worten: „Komm' und wecke mir all' die geflügelten Geister, die lange darin geschlummert."

Und ein andermal: „Du bist mein David, sollte ich krank und traurig werden, so banne die bösen Träume durch Dein Spiel, ich werde auch nie wie Saul den Speer nach Dir werfen." Findest Du das nicht von einem 73jährigen Greis allzurührend? Felix, der sonst ziemlich gleichgültig gegen Lob erscheint, ist mit Recht auf Goethes Neigung stolz, und solch Gefühl kann ihn nur veredeln und heben.

739. Tagebuchaufzeichnung des Freiherrn Max von Löwenthal:

Weimar, den 20. Oktober 1822.

Ich hatte kaum Zeit gehabt, alles dieses [die Zimmer] flüchtig zu überblicken, als Göthe zu mir trat, in blauem Oberrock, die Hände vorne zusammengefaltet, das gepuderte Haar aus der hohen Stirn gekämmt, ein edelstes Greisenbild, sein Gang rasch, seine Haltung aufrecht, fast zurückgebogen steif . . . seine Stimme überaus tief, völlig nachhallend, eine gewisser Maßen unzerstörbare Kraft der Respirations-Organe verkündigend. Er war ernst, doch freundlich und gütig. Gegenstände des kurzen Gespräches, die nicht mich selbst betrafen, waren

sein Wohlbefinden; sein letzter Aufenthalt in den böhmischen Bädern; sein von Dawe gefertigtes Bildnis (hier gab er mir fast buchstäblich seine Ansicht über den Künstler, wie andere sie früher mir mitgeteilt); das „Unfügliche der Anknüpfung neuer Verhältnisse, und seiner Pflichtenvermehrung in seinem Alter" (worauf meine Bemerkung, daß er nie in Wien gewesen, ihn brachte); und „die gewaltige Masse von Musik, die in Wien seyn müsse, und wozu schon die Lockung in den schönen Instrumenten liege, die man da mache" (dies auf meine Erwähnung der Schubertschen Compositionen seiner Gedichte, die er nicht kannte). Er sprach über dieß Alles nur wenige Worte, und diese kurz, Manches nur halblaut heraus, aber auch dieß Wenige gab sich in jenem Tone schön menschlicher Ruhe, mit jenem Ausdrucke des Friedens und der Befriedigung, welche jede Seite seiner Schriften so anmuthig, wohlthuend und liebenswürdig macht. Ich werde die Augenblicke, die ich in der Nähe dieses großen Mannes zubrachte, nie vergessen.

740. Dänischer Physiker Hans Christian Oersted an seine Tochter, Frau Bull:

10. Oktober 1822.

Was Dich vielleicht am meisten amüsieren wird, ist, daß ich aufs freundschaftlichste von Goethe, dessen großen Dichtergeist Du liebst, empfangen wurde. Er hat in den späteren Jahren seines Lebens mit verdoppeltem Eifer dem Studium der Naturwissenschaften obgelegen und empfing mich wie ein Physiker den andern. Da ich ihm sagte, wie sehr es mich erfreue, daß meine Wissenschaft mich einem Manne näher geführt hätte, der schon seit meiner frühesten Jugend Gegenstand meiner Bewunderung gewesen sei, antwortete er mir: „Was kann wohl ein Mann in meinem Alter besser tun, als sich in die Arme der Natur zu werfen?" Ich verbrachte einen der schönsten Abende in seinem Familienkreis.

741. Aus den Erinnerungen Josua Hasenclevers:

Weimar, den 25. Dezember 1822.

In Weimar waren mein Bruder und ich am 1. Weihnachtstage bei Goethe zum Mittagessen eingeladen und blieben bei ihm, da er überaus heiter, wohlwollend und mitteilend war, viel erzählte und uns manche Kunstsachen und wertvolle Mineralien selbst holte und

vorzeigte, bis um Mitternacht, wo er uns mit herzlicher Umarmung und den freundlichen Worten entließ: Ja meine lieben Freunde, wir sitzen wie an Arturs Tafelrunde, aber es muß nun doch geschieden sein. — Ich habe es oft bedauert, daß ich damals nicht gleich alles, was er sagte, aufgeschrieben habe, denn eigentlich ist jedes Wort, was ein solcher geistreicher Mann spricht, bedeutend. Man ist aber gewöhnlich in der Jugend für solche Aufzeichnungen zu flüchtig und legt auch nicht gehörigen Wert auf den großen Schatz, den man sich durch lebhafte Vergegenwärtigung an bedeutende Erlebnisse (welche nur durch getreues Aufschreiben erhalten werden kann) für das Alter sammelt.

742. P. Wigands Bericht:

Der Wirt von Garbenheim berichtete: Als er 1822 als Rekrut nach Berlin marschierte und in Weimar Rast machte, wurde er von einem Kameraden auf der Straße mit dem Namen seines Geburtsortes Wetzlar angerufen. Bald darauf kam ein Diener herbei und begehrte zu wissen, ob er aus Wetzlar gebürtig sei oder diesen Namen führe. Auf die Bejahung des ersteren lud ihn der Diener ein, mit ihm zu seinem Herrn zu gehen. Es war Goethe, der im Fenster den Ruf gehört hatte und sich gar freundlich erkundigte, ob er die Buffsche Familie kenne und wie es ihr gehe. Er fragte auch nach verschiedenen anderen Personen, ließ sich von Garbenheim erzählen und forschte, ob die Wirtin Koch noch am Leben sei; diese war aber längst tot. Auch von der alten Linde und vom Wildbacher Brunnen, dem Werther-Brunnen, sprach er, und endlich verabschiedete er den angehenden Soldaten, nachdem er ihm zwei harte Taler geschenkt und ihn zu Mittag hatte bewirten lassen, aufs wohlwollendste.

743. Betty Wesselhöft an Zelter:

Jena, den 27. Februar 1823.

Länger kann ich nicht gegen Sie schweigen, lieber Zelter, doch Dank sei's dem Himmel, daß ich den Brief, der am verwichenen Montage schon fertig an Sie dalag, wieder vernichten konnte.

Goethe ist sehr krank gewesen, doch Gottlob! jetzt nach der Ärzte Ausspruch außer Gefahr. — Welche Tage der Angst sind das auch für unser kleines Häuflein seiner treuen Anhänger, seiner innigen

Verehrer gewesen: wie viel bitterer fühlte ich noch den Schmerz, wenn ich an Sie dachte, und Ihr Bild kam in den Tagen eigentlich nie aus meiner Seele. — Da ich nicht wissen kann, ob einer im Goetheschen Hause daran denkt, Ihnen ordentlichen Bericht über die Krankheit abzustatten, wohl aber fürchten muß, daß das Gerücht manches in Berlin darüber verbreitet, will ich alles treulich erzählen, was mir davon bekannt ist.

Vor ungefähr 14 Tagen fühlte Goethe ein Unwohlsein, welches man jedoch nur für ein leichtes Erkältungsfieber hielt. Der Arzt riet ihm, sich ein paar Tage im Bette zu halten, das wollte er aber nicht. Sonntag vor 8 Tagen, den 16., schüttelte ein heftiger Frost ihn aber auf einmal so zusammen, daß sein getreuer Stadelmann nicht genug herbeiholen konnte, um ihn zuzudecken. Die Ärzte fingen jetzt an, die Krankheit nach den Symptomen ernsthafter zu nehmen, und sprachen von einer Herzentzündung. Adele Schopenhauer, die, wie Sie wissen, immer im Goetheschen Hause ein und aus geht, schrieb uns am Mittwoch, dem 19., sehr besorgt. In dem Briefe aber, den wir am Sonntag, dem 23., morgens erhielten, sagte sie uns: daß die Ärzte alle Hoffnung aufgegeben hätten und der Zustand um so schrecklicher sei, da er nicht imstande wäre, zu liegen, aus Mangel an Atem, und die Beine, durch die sitzende Stellung, sehr anschwöllen. Er sah niemand mehr als die nächsten, zu seiner Pflege nötigen Personen, phantasierte mitunter, viel von den Farben; einmal haben die Umstehenden auch vermutet, daß er sich für den Griechen hielt, der die türkischen Schiffe in die Luft gesprengt hat. — Mit Furcht und Zittern erwartete man den Montag, als den 9. Tag, welchen die Ärzte für sehr entscheidend hielten. — Am Sonntag abend spät verbreitete sich hier allgemein die Nachricht durch einen um 6 Uhr aus Weimar gefahrenen Hofmeister aus dem Ziegesarschen Hause, Goethe sei um 5 Uhr nachmittags gestorben. Mich schaudert noch jetzt, da ich das Wort hinschreibe, und Sie können sich unsere Gefühle denken. — Einer schickte zu dem andern, um sich erkundigen zu lassen, keiner wagte mehr zu zweifeln, nach dem, was vorangegangen war; Knebel aber, obgleich er die schreckliche Nachricht auch glaubte, schickte doch Montag gegen Mittag einen Boten hinüber, weil die Post durchaus an niemand einen Brief mitgebracht hatte. — Manche heiße Träne ist hier in aller Stille an dem Tage geweint. Nachmittag 5 Uhr, als noch keine Nachricht diesem schrecklichen Gerücht widersprochen hatte, setze ich mich nieder, um Sie, teurer Freund, darauf

vorzubereiten. Nie ist mir ein Brief schwerer geworden, als da ich Ihnen dies Schwert durchs Herz stoßen sollte — und doch war es mir, als dürfe ich Sie nicht ohne Nachricht lassen. — Nun ließ ich den Brief unversiegelt liegen, immer auf Knebels Boten harrend. — Endlich, gegen 8 Uhr, kommt dieser und bringt die Nachricht: daß er noch lebe und die Ärzte hofften, die höchste Krisis sei überstanden. Die Extremitäten sind schon kalt gewesen, mit einem Male hat die kräftige Natur aber wieder die Oberhand gewonnen, und aus der Betäubung wieder zum Bewußtsein gelangend, ist sein erstes Verlangen am Montag abend schon gewesen, daß Ulrike ihm das Haar kämmen und in Ordnung bringen solle. — Nachher hat er zu trinken verlangt, Champagner, Bier, Kreuzbrunnen, und als der Kammerrat ihm ersteres nicht hat geben dürfen, seine Stimme so mächtig über des Sohnes Ungehorsam erhoben, daß Stadelmann, der sich einen Augenblick entfernt hatte, vor Angst wieder herbeigelaufen ist. Nicht wahr, das ist ein gutes Zeichen, wenn die Galle wieder so rege wird bei euch Männern! — Dienstag lauteten die Nachrichten, deren wir habhaft werden konnten, mitunter günstig, doch widersprechend. Wir versuchten, den Frommann flott zu machen, um endlich einmal recht ordentlichen Bescheid aus Weimar zu haben, denn noch wagten wir nicht, unsern Hoffnungen Raum zu geben. Er war zwar sehr bekümmert um Goethe, aber doch zu dem großen Schritt nicht zu bewegen. Da kriegte endlich die Frankfurterin, die kleine artige Hofrätin Voigt, eine große Anhängerin Goethens, ihren Mann dazu, sich gestern, Mittwoch, morgens früh, nach Weimar zu begeben. Sie kam gestern nachmittag zu uns, und ihr Mann hatte geloben müssen, bei seiner Rückkehr vor unserm Hause abzusteigen, wo der Gries sich auch einfand und also das Hauptquartier war. Von diesem Hofrat Voigt habe ich nun manche der kleinen Details, die ich Ihnen schon gemeldet habe, weil Sie alles interessieren wird, was auf Goethe Bezug hat. — Voigt hatte ihn selbst nicht gesehen, weil noch niemand, auch Riemer nicht, zugelassen wird, doch war er lange im Hause gewesen und hatte sich bei beiden Ärzten, Huschke und Rehbein, erkundigt. Alle behaupten, die Gefahr sei vorüber; nun müssen wir von der guten Natur das übrige hoffen und wollen uns nicht damit quälen, daß gewöhnliche Naturen oft nach solchem Krankheitsanfalle Anlage zur Wassersucht bekommen.* Die wird Goethe hoffentlich im

* Man will bemerken, daß die Füße und die linke Hand noch geschwollen sind; wird sich aber schon wieder geben.

Champagner erſäufen, den man ihm Dienstag erlaubt hat, in mäßigen Portionen zu trinken. Mit dem Eſſen will es noch nicht recht gehen, doch ſtellen ſich auch dieſe Appetitchen wieder ein, und er hat ſich ſchon einige Gerichtchen verordnet. — Länger als Dienstag morgen hat der Großherzog ſich nicht zurückhalten laſſen, ihn auf ein Viertelſtündchen zu beſuchen; als der Dr. Rehbein dazu gekommen iſt, haben ſie ſich angelegentlich über Stein- und Erdarten unterhalten, doch da Sereniſſimus etwas harthörig iſt, hat der Doktor den Dolmetſcher machen müſſen. — Noch ein Lebenszeichen von Goethe. Er hat geſtern morgen den Stadelmann gefragt: ob ſich nicht einige Perſonen nach ihm hätten erkundigen laſſen, und die Zettel ſehen wollen. Ach, wenn der Gedanke hinreichend wäre, einen Namen aufs Papier zu bringen, hätte er die unſrigen unzählige Male darauf leſen müſſen! — Es hat immer ein vom Dr. Rehbein geſchriebenes Bülletin auf dem Vorſaale gelegen, und um Sie auch durch den eigenen Ausſpruch des Arztes zu überzeugen, ſchicke ich Ihnen das geſtrige mit, welches Voigt mir geſchenkt hat. Unleidlichkeit, Mißbehagen uſw. wird Sie nicht befremden, liebſter Freund, denn ich denke Sie mir in ähnlichem Krankheitszuſtande auch eben nicht wie ein Lamm. — Über die Ignoranz der Ärzte ſoll Goethe verſchiedentlich gewütet und der Dr. Rehbein ſein beſcheiden Teil abgekriegt haben. — Tut aber alles nichts! Ich beneide einen jeden, der zu ſeiner Geneſung, ſeiner Pflege etwas beitragen kann, und ſollte er es auch mit einigen wohlgemeinten Püffen erkaufen. — Wir können nun leider Gottes nichts tun als uns freuen, das wollen wir aber redlich tun, ſo wie mir gewiß der Montag einer der ſchwerſten Tage meines Lebens geweſen iſt. — Der arme Knebel! — Auch ſchon ganz mit dem Gedanken vertraut, den Freund, den Zeitgenoſſen verloren zu haben, ſetzt er ſich gegen Abend, als der Bote immer nicht kommt, hin und fängt ein Gedicht an den Abgeſchiedenen an, welches ſo beginnt: „Die Zeder iſt gefallen.“ — Ich ergoß mich in Klagen an Sie, weil für Sie der Schmerz dreifach durch meine Seele drang, habe aber meinen Brief wohlweislich in den Ofen geſteckt.

744. Erneſtine Voß an Charlotte von Schiller:

9. März 1823.

Wie lebhaft dachten wir in dieſer Zeit jeder ſchönen Stunde, die wir ihm danken, jedes Zeichens der Liebe, wodurch er unſeres Sohnes

Herz an sich gefesselt. Sie werden uns sehr erfreuen, je schneller je besser. Wir hielten ihn noch so gerne fest auf dieser Erde, wo noch so manches Gute zu wirken ist; die wenigen, die diesen höheren Beruf fühlen und zu schätzen wissen, schweben in Angst und Sorgen, wenn einer, nach dem so viele blicken, in Gefahr schwebt, abgerufen zu werden. Möge er in Besserung sein, der liebe Goethe! Gott segne jede Mittel, die helfen. Könnte ihn herzliche Teilnahme retten, so würde er bald wieder frisch und freute sich seines Lebens und aller, die ihn lieb haben.

745. Charlotte von Schiller an ihren Sohn Ernst:

Weimar, den 17. März 1823.

Erfreulich ist die Aussicht auf Goethens Herstellung. Jetzt sind alle Symptome, die Angst machten, verschwunden. . . . Die Tante und ich wollen ihn besuchen; alle seine Freunde thun es. Ich werde ihm von dem Antheil erzählen, den man in Cöln an seiner Gesundheit nimmt. . . .

. . . (Nach 1 Uhr). Ich komme vom Geheimrath, der Dich freundlich grüßt. Es war mir rührend, ihn wiederzusehen. Er saß in seinem Zimmer an dem runden Tische, mit allen Lieblingsbeschäftigungen umgeben. Er ist noch etwas matt, aber mitteilend, freundlich und poetisch gestimmt. Er hat acht Tage in beständiger Phantasie gelegen und weiß nicht, was er gesprochen hat. Als er zu sich kam, sagte er: „Ich habe doch vierundzwanzig Stunden so gelegen." Er lobt sehr die Behandlung der Ärzte. Huschke und Rehbein haben ihn klug behandelt. Ich hoffe, er bleibt uns noch; Huschke meinte, er könnte noch mehrere Jahre leben.

746. Charlotte von Schiller an Caroline von Humboldt:

Weimar, den 22. März 1823.

Ich war diese Woche bei ihm und fand ihn an seinem großen Tisch sitzen mit allerhand Papieren umgeben; denn er arbeitet wieder. Er ist sehr mager geworden, doch sieht er nicht krank aus; seine Hände sind auch mager; er tritt fest auf und kam uns entgegen. Seine Stimme ist kräftig, und er war so liebenswürdig, teilnehmend und mitteilend, daß es einem recht wohl tat.

747. Aufzeichnung des däniſchen Profeſſors Niels Laurids Höyen:

Weimar, am erſten Oſtertag [30. März] 1823.

Endlich ſchlug die Uhr 11¾; ich ging zu Goethe und wurde zuerſt in ein Kabinett geführt, durch deſſen offene Tür ich in die anſtoßenden Zimmer hineinſah. Das Ganze war elegant, aber keineswegs prächtig eingerichtet: hübſche Teppiche auf dem Fußboden, die Türen in die Wand hineinzuſchieben, die Wände waren geſchmückt mit einer Menge ſchöner Zeichnungen und Gemälde. . . . Aber ich kam nicht dazu, dies alles recht zu betrachten, weil Goethe nun eintrat. Der Diener, der ihm folgte, rückte zwei Stühle vor und entfernte ſich. Ich war nun mit Goethe allein, und wir ſetzten uns. Er trug einen langen blauen Rock, hatte ein loſe gebundenes geſticktes Tuch um den Hals, das ergrauende Haar war gepudert. Er bewegte ſich mit Leichtigkeit, ſeine gerade, feſte Haltung verriet keine Spur einer eben überſtandenen Krankheit; ſein Antlitz war ernſt und doch milde, die Geſichtsfarbe bräunlich; alle Züge ließen den Greis erkennen, aber ohne Schwäche. Beſonders merkwürdig waren mir ſeine Augen: das Weiße darin fing an, gelb zu werden; auch hatten die Runzeln des Alters ſich zahlreich um die Augenlider geſammelt; die Pupille beſaß aber noch die ſchöne braune Farbe ungetrübt, ſie funkelte faſt. Die Stimme war etwas leiſe, aber äußerſt weich und leicht fließend. Das Sprechen fiel mir ſehr ſchwer; ich wollte ſein Bild ſo gern recht genießen, es mir ſo recht einprägen; es war mir deshalb ganz unmöglich, den Verſuch zu machen, eine ordentliche Unterredung anzuknüpfen, und obſchon eigentlich gar keine Pauſe eintrat, war das Ganze doch viel mehr eine Reihe von Fragen, Antworten und aphoriſtiſchen Äußerungen als ein eigentliches Geſpräch. Er erkundigte ſich nach Carus, bedauerte das Schickſal Tiecks, daß dieſer herrliche Mann faſt ſtets leidend ſein müſſe, fragte, welche Richtung meine Reiſe zunächſt nehmen würde, womit Oehlenſchläger ſich beſchäftige, ſprach von den zahlloſen Schwierigkeiten, die mit meinem Studium verbunden ſeien, meinte, es werde einem einzelnen Manne faſt unmöglich ſein, die Geſchichte der neueren Kunſt zu liefern. Ich beantwortete kurz ſeine Fragen; ein paarmal folgte auf meine Antworten ein: „Hm, hm, Ja, ja", aber ganz leiſe. Seine Stimme zeigte faſt kein Sinken oder Fallen; nur ein einziges Mal ſtieg ſie. Als wir nämlich von Carus ſprachen,

äußerte ich, es sei mir fast unbegreiflich, wie dieser Mann außer seinen Pflichten und literarischen Arbeiten noch Zeit behielte, sich so viel mit der Malerkunst zu beschäftigen. Er antwortete, dies erscheine auch ihm außerordentlich, „doch" — hier ließ er die Stimme steigen — „wer das Leben recht zu gebrauchen weiß, der kann wirklich äußerst viel ausrichten". Es schien mir, als ob er selbst, indem er dies sagte, sich seines ganzen tatenreichen Lebens besonders bewußt fühlte. Der Diener erschien während des Gesprächs, zog die Türen zusammen, da jemand — ich weiß nicht wer — eine Musikstunde haben sollte. Ich wollte mich empfehlen, Goethe bat mich aber, noch zu bleiben, und bald darauf ertönte eine herrliche Frauenstimme dann und wann bis ins Zimmer. Endlich wünschte er mir alles mögliche Glück und lud mich ein, ihn zu besuchen, wenn ich auf meiner Rückreise wieder durch Weimar käme.

Ich ging wieder in den Garten, um mir diesen ganzen, mir so merkwürdigen Auftritt für mich selbst unter den stillen Bäumen recht zu wiederholen. Die so oft erwähnte Ruhe seines ganzen Wesens trat erst jetzt gar lebhaft an mich heran; ja, je mehr ich mir die ganze Szene wieder ins Gedächtnis rief, um so größer erschien sie mir. Es herrschte wirklich ein seltsamer Kontrast zwischen der lebhaften sanften Stimme und dieser totalen Ruhe, ja Unbeweglichkeit seiner ganzen Stellung; es war, als hätte eine herrliche antike Marmorstatue plötzlich Leben und Stimme erhalten. Es war eben auf den Sonntag abend, wo Goethe krank wurde, ein Hofball angesagt; kaum erfuhr man aber seine Erkrankung, als die ganze Herrlichkeit unterbrochen wurde. Man glaubte bestimmt, daß er diesen Anfall nicht überleben würde. — Ich muß gestehen, daß die Anekdoten, die man in Kopenhagen über sein skandalöses Leben erzählt hat, mir höchst apokryphisch vorkommen; denn gerade diejenigen Männer, die in Gesprächen mit mir von Goethe mit der größten Hochachtung sprachen, gehören sicherlich zu den vortrefflichsten und tüchtigsten Männern (Tieck, Carus, Vogel, Friederich, Förster, Krause). Sie leben in der Nähe und haben gewiß Gelegenheit, auch das Böse von Goethe zu hören, und ich bin ganz sicher, daß z. B. Friederich mir solche Dinge nicht verschwiegen haben würde, ebensowenig wie Carus; sie hatten aber keine Kenntnis davon, denn ich fragte sie danach. . . . Ich brachte den Abend bei einem jungen wackeren Landschaftsmaler namens Preller zu. Er erzählte mir, es

habe allgemeine Stille in Weimar geherrſcht, während Goethe krank war. Wenn Goethe durch die Straßen fahre, blieben alle Leute ſtehen, man hege die größte Ehrfurcht vor ihm. Er erklärte ganz entſchieden mehrere der infamen Dinge, die ich in Kopenhagen gehört hatte, für Lügen; einige derſelben waren ihm noch nie zu Ohren gekommen.

Quellen und Anmerkungen.

392. (S. 5.) Schillers Briefe. Hg. von Fritz Jonas. Stuttgart 1907. V, 226.
393. (S. 6.) Kunst und Künstler in Frankfurt a. M. vom 13. Jahrhundert bis zur Eröffnung des Städelschen Kunstinstituts von Dr. Ph. Friedrich Gwinner. Frankfurt a. M. 1872. S. 538.
394. (S. 6.) Nach einer Anmerkung Wilhelm Vollmers in dem von ihm herausgegebenen Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta. Stuttgart 1876. S. 268.
395. (S. 6.) Literarischer Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen. Leipzig 1848. I, 462f.
396. (S. 7.) K. L. von Knebels literarischer Nachlaß und Briefwechsel. Hg. von K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt. Leipzig 1835. I, 180.
397. (S. 7.) Briefe von Goethe und dessen Mutter an F. Frhr. vom Stein. Hg. von J. J. H. Ebers und A. Kahlert. Leipzig 1846. S. 142.
398. (S. 8.) Neujahrsblatt. Herausgegeben von der Hilfsgesellschaft Zürich auf das Jahr 1905. S. 14.
399. (S. 8.) K. A. Varnhagen von Ense: Biographische Denkmale. 3. Aufl. 10. Teil. Leipzig 1888. S. 134.
400. (S. 8.) Aus dem Leben von Johann Diederich Gries, o. O. 1858. S. 22.
401. (S. 8.) Goethe-Jahrbuch. Band 31 (1910), S. 66. Mitgeteilt von Chr. Krollmann.
402. (S. 9.) Quelle wie Nr. 392. V, 425.
403. (S. 9.) Jean Pauls Briefwechsel mit seiner Frau und Christian Otto. Herausgegeben von Paul Nerrlich. S. 79.
404. (S. 9.) Wissenschaftliche Beilage zur Leipziger Zeitung. 1888. Nr. 50. — Vgl. dazu Hans Gerhard Gräfs Studie „Sverige i Goethes liv och skrifter". Stockholm (1922). P. A. Norstedt & Söners Förlag.
405. (S. 9.) Henrich Steffens: Was ich erlebte. Breslau 1841ff. IV, 93ff.
406. (S. 12.) Quelle wie Nr. 392. Band 5, S. 15f. — Auch im Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. (Ausgabe von Heinz Amelung in der Deutschen Bibliothek zu Berlin. III, 11.)
407. (S. 12.) Caroline. Briefe aus der Frühromantik. Nach Georg Waitz vermehrt herausgegeben von Erich Schmidt. Leipzig, Insel-Verlag 1913. II, 136.
408. (S. 12.) Briefe an Fritz von Stein. Hg. von Ludwig Rohmann. Leipzig, Insel-Verlag 1907. S. 72.
409. (S. 13.) Schattenrisse abgeschiedener Stunden in Offenbach, Weimar und Schönebeck im Jahre 1799. Von Sophie von La Roche. Leipzig 1800, bei Heinrich Gräff. S. 58ff.

410. (S. 14.) Karl Weinhold mit herzlichen Glückwünschen zum 26. Oktober 1893 dargebracht von Erich Schmidt. (Privatdruck.) S. 6.
411. (S. 15.) Heinrich Schmidt: Erinnerungen eines weimarischen Veteranen aus dem geselligen, literarischen und Theater-Leben. Leipzig 1856. S. 46f.
412. (S. 16.) Briefe von Dorothea Schlegel an Friedrich Schleiermacher. Hg. von Heinrich Meisner und Erich Schmidt. Mitteilungen aus dem Litteraturarchive in Berlin. Neue Folge 7. Berlin 1913. S. 14.
413. (S. 16.) Quelle wie Nr. 412. S. 21f.
414. (S. 17.) Dorothea von Schlegel, geb. Mendelssohn, und deren Söhne Johannes und Philipp Veit. Hg. von Dr. J. M. Raich. Mainz 1881. I, 22f.
415. (S. 17.) Quelle wie Nr. 414. 1, 94.
416. (S. 17.) Briefe eines ehrlichen Mannes bei einem wiederholten Aufenthalt in Weimar. Deutschland 1800. S. 14ff. Neudruck Leipzig o. J. Xenien-Bücher Nr. 2. S. 16ff. — Der Verfasser ist noch nicht mit Sicherheit ermittelt, vielleicht Lerse? Eduard Berend sucht ihn, wohl mit Recht, im Herderschen Kreise; seine Vermutung, daß manches aus Briefen Herders — vielleicht an die Söhne August und Wilhelm — genommen sei, ist nicht unwahrscheinlich. (Euphorion Band 20, Heft 1/2. S. 160ff.)
417. (S. 19.) H. von Bissing: Das Leben der Dichterin Amalie von Helvig geb. Freiin von Imhoff. Berlin 1889. S. 18.
418. (S. 19.) Eduard Genast: Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. 2. Auflage. Leipzig 1862ff. I, 86. Neuausgabe von Robert Kohlrausch unter dem Titel: „Aus Weimars klassischer und nachklassischer Zeit". Stuttgart, Robert Lutz o. J.
419. (S. 20.) Quelle wie Nr. 392. VI, 218ff.
420. (S. 22.) Bernhard Rudolf Abeken: Goethe in meinem Leben. Erinnerungen und Betrachtungen. Nebst weiteren Mitteilungen über Goethe, Schiller, Wieland und ihre Zeit aus Abekens Nachlaß. Hg. von Dr. Adolf Heuermann. Weimar, Böhlau 1904.
421. (S. 22.) Goethe-Jahrbuch. Band 6 (1885), S. 112f. Mitgeteilt von A. Lier aus der „Lebensgeschichte von Veit Hanns Schnorr von Carolsfeld. Zugleich als ein Sonst und Jetzt in einem Zeitraum von 55 Jahren". 465f.
422. (S. 23.) W. C. Gotthardi: Weimarische Theaterbilder aus Goethes Zeit. Jena 1865. I, 37ff.
423. (S. 24.) Quelle wie Nr. 396. II, 336.
424. (S. 25.) Zur deutschen Literatur und Geschichte. Ungedruckte Briefe aus Knebels Nachlaß. Hg. von Heinrich Düntzer. Nürnberg 1858. I, 184.
425. (S. 25.) Quelle wie Nr. 392. VI, 211.
426. (S. 25.) Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß dem Jüngeren. Hg. von Hans Gerhard Gräf. Leipzig (Reclams Universal-Bibliothek). S. 15f.
427. (S. 26.) Quelle wie Nr. 396. II, 337.
428. (S. 26.) Quelle wie Nr. 407. II, 50.
429. (S. 26.) Goethe-Jahrbuch. Band 18 (1897), S. 145.
430. (S. 26.) Quelle wie Nr. 396. II, 338f.

431. (S. 27.) Geheime Geschichten und rätselhafte Menschen. Sammlung verborgener und vergessener Merkwürdigkeiten. Hg. von F. Bülau. Leipzig 1854. V, 432.
432. (S. 27.) A. W. Schlegels poetische Werke. Heidelberg 1811. 8. Teil. II, 74.
433. (S. 27.) Quelle wie Nr. 392. VI, 315.
434. (S. 27.) Ein Engländer über deutsches Geistesleben im ersten Drittel dieses Jahrhunderts. Aufzeichnungen Henry Crabb Robinsons nebst Biographie und Einleitung von Karl Eitner. Weimar 1871. S. 193ff.
435. (S. 29.) Quelle wie 411. S. 104ff.
436. (S. 30.) Quelle wie Nr. 392. VI, 321.
437. (S. 31.) Quelle wie Nr. 418. I, 126.
438. (S. 31.) Goethe-Jahrbuch. Band 24 (1903), S. 77.
439. (S. 31.) Goethe-Jahrbuch. Band 1 (1880), S. 331.
440. (S. 32.) Quelle wie Nr. 418. I, 128ff.
441. (S. 32.) J. G. Gruber: A. Lafontaines Leben und Wirken. Halle 1833. S. 282f.
442. (S. 33.) Quelle wie 418. I, 131f.
443. (S. 33.) Johann Gottfried Schadow: Kunst-Werke und Kunst-Ansichten. Berlin 1849. S. 67.
444. (S. 34.) Briefe von Johann Heinrich Voß. Hg. von A. Voß. Halberstadt 1829ff. Band 3, Abt. 2, S. 54f.
445. (S. 35.) Aus Karl Ludwig von Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette. Hg. von Heinrich Düntzer. Jena 1858. S. 157f.
446. (S. 35.) Quelle wie Nr. 392. VII, 14f.
447. (S. 36.) Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nicolaus Meyer. Leipzig 1856. S. 79.
448. (S. 36.) Quelle wie Nr. 426. S. 100.
449. (S. 36.) Hinterlassene Schriften von Philipp Otto Runge. Hg. von seinem ältesten Bruder. Hamburg 1841. II, 245.
450. (S. 37.) Quelle wie Nr. 445. S. 190.
451. (S. 37.) Quelle wie Nr. 444. Band 3, Abt. 2, S. 58ff.
452. (S. 38.) Quelle wie Nr. 426. S. 14.
453. (S. 38.) Aus dem Goethehause. Briefe Friedrich Wilhelm Riemers an die Familie Frommann in Jena. Hg. von Ferdinand Heitmüller. Stuttgart 1892. S. 40.
454. (S. 39.) Quelle wie Nr. 426. S. 16ff.
455. (S. 40.) Benjamin Constant: Journal intime, précédé d'une introduction par D. Melegari. Paris 1895. S. 9.
456. (S. 40.) Wilhelm Herbst: Johann Heinrich Voß. Leipzig 1872/4. Band 2, Abt. 2, S. 22.
457. (S. 40.) De l'Allemagne par Mme la Baronne de Staël-Holstein. Paris 1810. II, 35f.
458. (S. 41.) Quelle wie Nr. 434. S. 267f.
459. (S. 41.) Quelle wie Nr. 456. S. 281.
460. (S. 41.) Friedrich Laun: Memoiren. Bunzlau 1837. Band 2, S. 46ff.

461. (S. 43.) Goethes Gespräche. Neu hg. von Ferdinand Frhr. von Biedermann. Leipzig 1909/11. I, 362. Mitgeteilt nach dem Originalbrief im Besitz der Dresdner Staatsbibliothek.
462. (S. 43.) Goethe und Schiller im persönlichen Verkehr. Nach brieflichen Mitteilungen von Heinrich Voß. Hg. von Georg Berlit. Stuttgart 1895. S. 49ff.
463. (S. 45.) Quelle wie Nr. 426.
464. (S. 45.) Quelle wie Nr. 462. S. 76f.
465. (S. 46.) Quelle wie Nr. 462. S. 55ff.
466. (S. 48.) Quelle wie Nr. 462. S. 124 und 126.
467. (S. 49.) Quelle wie Nr. 445. S. 205.
468. (S. 49.) Anteckningar och Minnen af Hans Gabriel Trolle-Wachtmeister. Inival ordnade och utgifna af Elof Tegnér. Stockholm 1884. Deutsch mitgeteilt von Fritz Arnheim im Goethe-Jahrbuch. Band 13 (1892), S. 237f.
469. (S. 50.) Quelle wie Nr. 461. S. 377. Original ebenfalls in Dresden.
470. (S. 50.) Goethes Gespräche. Hg. von W. Freiherrn von Biedermann. Leipzig 1889—96. VIII, 288f.
471. (S. 51.) Quelle wie Nr. 462. S. 143ff.
472. (S. 52.) L. Gerhardt: Carl Ludwig Fernow. Leipzig 1908. S. 168.
473. (S. 53.) [Carl Ludwig von Woltmann:] Memoiren des Freiherrn von S—a. Prag und Leipzig 1815. I, 164ff.
474. (S. 55.) Versteigerungskatalog der Sammlung Zeune-Spitta. (J. A. Stargardt in Berlin).
475. (S. 59.) Heinrich Düntzer: Charlotte von Stein, Goethes Freundin, ein Lebensbild. Stuttgart 1874. II, 217.
476. (S. 59.) Quelle wie Nr. 462. S. 95f.
477. (S. 61.) Quelle wie Nr. 456. Bd. 2, Abt. 2, S. 40.
478. (S. 61.) Quelle wie Nr. 405. Bd. 4, S. 49ff.
479. (S. 61.) Quelle wie Nr. 453. S. 73.
480. (S. 62.) Joseph Röckl: Pädagogische Reise 1808. Daraus mitgeteilt im Goethe-Jahrbuch. Band 26 (1905), S. 287f.
481. (S. 63.) Johannes-Album. Dichtung und Prosa. Hg. von Friedrich Müller, Bürgermeister in Chemnitz. Chemnitz 1857. S. 365ff.
482. (S. 65.) Weimarer Sonntagsblatt. 3. Jahrgang 1857. S. 294.
483. (S. 65.) Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden. Hg. von Varnhagen von Ense. Berlin 1823. S. 62.
484. (S. 65.) Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta. Hg. von W. Vollmer. Stuttgart 1876. S. 560.
485. (S. 65.) Briefe von Goethe und dessen Mutter an Fritz Freiherrn von Stein. Hg. von J. J. H. Ebers und A. Kahlert. Leipzig 1846. S. 169.
486/7. (S. 66.) Quelle wie Nr. 445. S. 242, 243.
488. (S. 67.) Quelle wie Nr. 470. VIII, 294.
489. (S. 67.) Friedrich Wilhelm Riemer: Mitteilungen über Goethe. Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen. Berlin 1841. I, 415.

490. (S. 67.) Quelle wie Nr. 484. S. 560.
491. (S. 68.) Heinrich Luden: Rückblicke in mein Leben. Aus dem Nachlasse. Jena 1847. S. 14ff. — Neudruck des Verlags Karl Curtius in Berlin 1916 unter dem Titel: „Goethe über Deutschlands Zukunft. Das Faust-Gespräch". S. 15ff. — Luden, eben in Jena eingetroffen, um sein neues Amt als außerordentlicher Professor anzutreten, wurde durch seinen Reisebegleiter Hufeland bei Knebel eingeführt. Bei diesem hatte sich für den Abend Goethe, der am Tage vorher aus Karlsbad zurückgekehrt war, zum Essen angemeldet; und Knebel lud die beiden Besucher gleichfalls ein. Von einem weiten Spaziergang auf die Berge nach dem Fuchsturm kam Luden, mit den Wegen und Entfernungen noch unbekannt, erst um 8 Uhr im Gasthaus zu Jena wieder an, so daß er mit starker Verspätung bei Knebels eintraf. Goethe war verstimmt, daß man eines fremden Gastes wegen auf das Abendessen wartete; es hätte nicht viel gefehlt, so wäre er wieder fortgegangen.
492. (S. 70.) Achim von Arnim und Bettina Brentano. Bearbeitet von Reinhold Steig. Stuttgart, Cotta 1913. S. 42.
493. (S. 70.) J. von Wickede: Aus alten Tagebüchern. Im Anschluß an „Eine deutsche Bürgerfamilie" bearbeitet. Jena 1868. II, 78.
494. (S. 71.) Johanna Schopenhauer: Jugendleben und Wanderbilder. Braunschweig 1839. II, 215f.
495. (S. 71.) Goethe-Jahrbuch. Band 27 (1906), S. 120. Mitgeteilt von L. Bobé.
496. (S. 72.) Quelle wie Nr. 489. I, 367f.
497. (S. 72.) G. Scheidel: F. K. L. Freiherr von Seckendorff in seinen literarischen Beziehungen. Nürnberg 1885. S. 25.
498. (S. 72.) Katalog der Versteigerung Lempertz. Köln 1908. S. 63.
499. (S. 73.) Georg Reinbeck: Reiseplaudereien. Stuttgart 1837. II, 55ff.
500. (S. 74.) Westermanns Monatshefte. Braunschweig. Dezember 1868: Heinrich Düntzer, Goethes erste Beziehungen zu Johanna Schopenhauer. S. 259.
501. (S. 74.) Quelle wie Nr. 408. S. 129.
502. (S. 74.) Quelle wie Nr. 500. S. 260f.
503. (S. 75.) Quelle wie Nr. 498. S. 64.
504. (S. 76.) Aus einem Aufsatz Stephan Schützes über die Abendgesellschaften der Hofrätin Schopenhauer.
505. (S. 77.) Quelle wie Nr. 470. II, 116ff.
506. (S. 78.) Quelle wie Nr. 500. S. 262.
507. (S. 78.) Quelle wie Nr. 498. S. 64.
508. (S. 79.) Quelle wie Nr. 500. S. 263.
509. (S. 79.) Quelle wie Nr. 500. S. 264.
510. (S. 79) Goethe-Jahrbuch. Band 4 (1883), S. 327.
511. (S. 80.) Quelle wie Nr. 475. II, 260.
512. (S. 80.) L. Gerhardt: Karl Ludwig Fernow. Leipzig 1908. S. 193.
513. (S. 81.) Quelle wie Nr. 500. S. 266.
514. (S. 81.) Quelle wie Nr. 482. 2. Jahrgang. 1856. Vgl. Bodes „Stunden mit Goethe". VII, 193ff.

515. (S. 81.) Quelle wie Nr. 500. S. 268.
516. (S. 82.) Quelle wie Nr. 499. II, 106ff.
517. (S. 83.) Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Von Bettine von Arnim. Berlin 1835. Neu hg. von Heinz Amelung. Berlin, Bong 1913. S. 20. — Bettina von Arnims Sämtliche Werke Hg. von W. Oehlke. Berlin, Propyläen-Verlag 1920. III, 36f.
518. (S. 84.) Quelle wie Nr. 492. S. 57.
519. (S. 84.) Quelle wie Nr. 517. S. 34.
520. (S. 85.) Quelle wie Nr. 492. S. 68.
521/2. (S. 85.) Quelle wie Nr. 445. S. 286f.
523/5. (S. 86ff.) Lettres de Mde Reinhard à sa mère. Paris 1901. Hg. von ihrer Enkelin Baronin von Wimpffen. S. 325, 330, 334ff.
526. (S. 89.) Gotthilf Heinrich von Schubert: Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartung von einem zukünftigen Leben. Erlangen 1855. II[1], 223.
527. (S. 89.) Franz Passows Leben und Briefe. Eingeleitet von Dr. Ludwig Wachler. Hg. von Albrecht Wachler. Breslau 1839. S. 85f.
528. (S. 90.) Archiv für Literaturgeschichte. Hg. von F. Schnorr von Carolsfeld. Band 3, Leipzig 1874. S. 456.
529/31. (S. 91.) Quelle wie Nr. 445. S. 313f., 317.
532. (S. 92.) Quelle wie Nr. 395. III, 21.
533. (S. 92.) Goethes Schauspieler und Musiker. Erinnerungen von Eberwein und Lobe. Mit Ergänzungen von Dr. Wilhelm Bode. Berlin, Mittler, 1912. S. 75ff.
534. (S. 93.) Quelle wie Nr. 453. S. 120.
535. (S. 93.) Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk von Johannes Falk. Leipzig, Brockhaus 1832. S. 97.
536. (S. 93.) Quelle wie Nr. 475. II, 286.
537. (S. 93.) Quelle wie Nr. 420. S. 78.
538. (S. 94.) Quelle wie Nr. 535. S. 113ff.
539. (S. 97.) Quelle wie Nr. 407. II, 529f.
540. (S. 98.) Goethe-Jahrbuch. Band 24 (1903), S. 80. — Das Original des Briefes befindet sich im Archiv des Reichswehrministeriums (Heeresleitung).
541. (S. 98.) Friedrich von Müller: Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1813. Leipzig, Insel-Verlag 1911. S. 172ff.
542. (S. 101.) Briefe von Goethe, Schiller, Wieland, Kant, Böttiger, Dyk und Falk an Karl Morgenstern. Hg. von F. Sintenis. Dorpat 1875. S. 38.
543. (S. 101.) Deutsche Rundschau. Oktober 1899. S. 160ff.
544. (S. 105.) Quelle wie Nr. 527. S. 90.
545. (S. 106.) Wilhelm von Humboldts Briefe an Friedrich Heinrich Jacobi. Hg. von A. Leitzmann. Halle 1892. S. 75f.
546. (S. 106.) Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen. Hg. von Anna von Sydow. Berlin, Mittler 1906/16. III, 40.
547. (S. 107.) Dreizehnter Bericht der städtischen höheren Mädchenschule zu Osnabrück. 1893. S. 11f.

548. (S. 107.) Quelle wie Nr. 533. S. 91 f.
549. (S. 108.) Quelle wie Nr. 405. IV, 251 ff.
550. (S. 111.) Quelle wie Nr. 407. II, 544.
551. (S. 111.) Quelle wie Nr. 408. S. 166.
552. (S. 111.) Goethe-Jahrbuch. Band 8 (1887), S. 320.
553/8. (S. 111 ff.) Preußische Jahrbücher. März 1910. S. 480 ff. — Der stud. jur. Hudtwalcker aus Hamburg, ein Neffe des Buchhändlers Frommann in Jena, überbrachte Goethe einen Brief seines Sohnes August aus Heidelberg.
559. (S. 114.) Wolf Graf Baudissin: Gedenkbuch für seine Freunde Als Manuskript gedruckt. 1880. S. 159 ff.
560. (S. 115.) Im neuen Reich. Hg. von K. Reichard. Leipzig 1875. I, 723.
561. (S. 115.) Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler. Hg. von Hermann Uhde. 2. Aufl. Berlin 1875. S. 43. Neue Ausgabe. Berlin, Propyläen-Verlag [1922]. S. 40.
562. (S. 115.) Quelle wie Nr. 482. 3. Jahrgang 1857. S. 383.
563. (S. 119.) Quelle wie Nr. 400. S. 89.
564. (S. 119.) Quelle wie Nr. 546. III, 257.
565. (S. 119.) Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. VII (1920), S. 253.
566. (S. 120.) Adam Oehlenschläger: Meine Lebens-Erinnerungen. Ein Nachlaß. Leipzig 1850. II, 230 ff.
567. (S. 122.) Quelle wie Nr. 484. S. 563.
568. (S. 123.) Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit. Hg. von Herman Grimm und G. Hinrichs. Weimar 1881. S. 202 ff.
569. (S. 124.) Quelle wie Nr. 568. S. 164 f.
570/1. (S. 125 f.) Quelle wie Nr. 546. III, 307 f., 322.
572. (S. 126.) Franz Passows Leben und Briefe. Eingeleitet von Dr. Ludwig Wachler. Hg. von Albrecht Wachler. Breslau 1839. S. 111 ff.
573. (S. 130.) Quelle wie Nr. 420. S. 110.
574. (S. 130.) Quelle wie Nr. 445. S. 429.
575. (S. 131.) Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. VII (1920), S. 257, Mitgeteilt von Hans Gerhard Gräf.
576. (S. 131.) Quelle wie Nr. 445. S. 441.
577. (S. 131.) Aus Schellings Leben. In Briefen. Leipzig 1869/70. II, 208 f.
578. (S. 132.) G. Schulz: Ein Jünger Pestalozzis. Jugendleben eines deutschen Gelehrten und Schulmannes. Erfurt 1890. S. 17 ff. Zitiert im Goethe-Jahrbuch. Band 28 (1907), S. 244.
579. (S. 132.) Quelle wie Nr. 572. S. 114 f.
580. (S. 133.) Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung. 10. April 1904 und 15. Januar 1905.
581. (S. 134.) Quelle wie Nr. 572. S. 151.
582. (S. 135.) Quelle wie Nr. 546. III, 475.
583. (S. 135.) E. Hoffmann-Krayer im Goethe-Jahrbuch Band 23 (1902), S. 70.
584. (S. 135.) Deutsche Rundschau. Juli 1878. S. 118 f.

585. (S. 136.) Henriette Herz, ihr Leben und ihre Erinnerungen. Hg. von J. Fürst. Berlin 1850. S. 211 ff.
586. (S. 137.) Quelle wie Nr. 561. S. 46 f.
587. (S. 139.) Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Stuttgart 1860/2 I, 552.
588. (S. 139.) Quelle wie Nr. 577. II, 241.
589. (S. 140.) Jugendleben der Malerin Caroline Bardua. Nach einem Manuskript ihrer Schwester Wilhelmine. Hg. von W. Schwarz. Breslau 1874. S. 24.
590. (S. 140.) Quelle wie Nr. 585. S. 209 f.
591. (S. 141.) Vor den Coulissen. Originalblätter von Celebritäten des Theaters und der Musik. Hg. von J. Lewinsky. Berlin 1881/2. II, 155 f.
592. (S. 141.) Johannes Janssen: Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Freiburg 1877. II, 292.
593. (S. 142.) Quelle wie Nr. 587. I, 575.
594. (S. 142.) Quelle wie Nr. 396. I, 47.
595. (S. 143) Quelle wie Nr. 445. S. 522.
596. (S. 143.) Quelle wie Nr. 445. S. 530.
597. (S. 143.) Quelle wie Nr. 405. V, 260.
598/601. (S. 143 ff.) Eduard Firmenich-Richartz: Die Brüder Boisserée. Jena, Diederichs 1916. I, 128 ff., 130 f., 134 f., 136 f.
602. (S. 149.) Quelle wie Nr. 484. S. 564.
603. (S. 149.) Quelle wie Nr. 587. I, 591.
604. (S 149.) Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard in den Jahren 1807 bis 1832. Stuttgart, Cotta 1850. S. 113. — Der Name des Briefschreibers ist zu verbessern in: Lefebvre.
605. (S. 150.) Leopold Friedrich Franz, Herzog und Fürst von Anhalt-Dessau, ältestregierender Fürst in Anhalt, nach Seinem Wirken und Wesen mit Hinblick auf merkwürdige Erscheinungen Seiner Zeit geschildert von dem Propst und Doktor der Philosophie Friedrich Reil. Dessau 1845. S. 282.
606. (S. 151.) W. Dorow: Erlebtes aus den Jahren 1790—1827. Leipzig 1845. I, 59. — Z. 29: Wolfs Übersetzung der „Wolken" des Aristophanes. S. 152. Z. 9 „Wielands Äußerungen": Wieland fühlte sich gekränkt, weil sein Name in dem Buch nicht erwähnt war, und ärgerlich hatte er ausgerufen: „Der da in Berlin und der hier in Weimar, die glauben beide hoch oben auf dem Olymp zu sitzen und halten alles Lebende für Gewürm, das kaum wert ist, zu ihren Füßen zu kriechen."
607. (S. 152.) Quelle wie Nr. 445. S. 573 f.
608. (S. 152.) Quelle wie Nr. 561. S. 51. — Die Sitzungen fanden statt vom 26. bis 29. November. Das Pastellbild in dreiviertel Lebensgröße (nur der Kopf) wiedergegeben bei Ernst Schulte-Strathaus: „Die Bildnisse Goethes". Berlin, Propyläen-Verlag. Tafel 108. Das Original befindet sich jetzt, aus dem Nachlaß Herman Grimms, im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar.
609. (S. 153.) Quelle wie Nr. 587. III, 194.
610. (S. 153.) Berliner Tageblatt. 12. Februar 1915, Abend-Ausgabe.

611. (S. 154.) Quelle wie Nr. 587. I, 618f. — S. 154, Z. 30: Mit der „dicken Hälfte" ist Goethes Frau Christiane gemeint, Henriette (Z. 3 v. u.) ist Knebels Schwester.
612. (S. 155.) Quelle wie Nr. 592. II, 208.
613. (S. 155.) Quelle wie Nr. 546. IV, 4ff.
614. (S. 156.) Quelle wie Nr. 546. IV, 8ff.
615. (S. 157.) Archiv für Literaturgeschichte. Hg. von F. Schnorr von Carolsfeld. Leipzig 1872ff. IV (1875), S. 457.
616. (S. 157.) Auszüge aus dem Tagebuch Buchholtzens von Ludwig Schmitz-Kallenberg veröffentlicht in „Westfalen" Jahrgang 8 (1916), Heft 2/3. Nachgedruckt im Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 1918, S. 208ff. — S. 158, Z. 11: „Zusammensein" mit Stolberg, vgl. Nr. 612. — S. 159, Z. 14: Iffland wurde damals auch in Weimar zu längerem Gastspiel erwartet, das dann aber erst im Dezember stattfand.
617. (S. 159.) Karl Maria von Webers Briefe an H. Lichtenstein. Hg. von E. Rudorff. Braunschweig 1900. S. 24f.
618. (S. 159.) Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Im Auftrag des Goethe- und Schiller-Archivs nach den Handschriften hg. von Max Hecker. Leipzig, Insel-Verlag 1913ff. I, 353.
619. (S. 160.) Quelle wie Nr. 535. S. 50ff.
620. (S. 161.) Quelle wie Nr. 561; aber nur in der 2. Aufl. Berlin 1875. S. 87f.
621. (S. 162.) Quelle wie Nr. 445. S. 650.
622. (S. 162.) Ost und West. Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben. Prag 1837. Nr. 3. S. 20.
623. (S. 163.) Ernst Moritz Arndt: Erinnerungen aus dem äußeren Leben. Hg. von F. M. Kircheisen. München, Georg Müller, 1913. S. 193.
624. (S. 163.) Wilhelm von Kügelgen: Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Ausgabe der Deutschen Bibliothek, S. 104ff., des Verlags Hesse u. Becker S. 146ff.
625. (S. 167.) Weimarische Zeitung. 13. Juni 1889. — S. 167, Z. 3 v. u.: „Mission" zu Friedensverhandlungen mit Napoleon.
626. (S. 170.) F. von Schwanenfeld: Aus den Denkwürdigkeiten eines alten Soldaten. Breslau 1862. S. 4ff. — S. 174, Z. 1: Der „Forstmann oder Gutspächter" war Carl August. Mit ihm sowie mit Goethe verkehrte der Rittmeister noch einige Tage, ohne beide zu kennen, bis ihm schließlich ein Freund sagte, wer seine neuen Bekannten waren.
627. (S. 174.) Schriften der Goethe-Gesellschaft, Band 17 und 18 (1902/3): Goethe und Österreich. Briefe und Erläuterungen. Hg. von August Sauer. Band 18, S. 392f.
628. (S. 174.) Quelle wie Nr. 546. IV, 84f.
629. (S. 175.) Quelle wie Nr. 625.
630. (S. 176) Graf Joseph Zaluski: Erinnerungen an das polnische Chevaux-Legers-Regiment, der Garde Napoleons 1807—1814. Krakau 1865. S. 312. Deutsch mitgeteilt von E. M. von Görski im Goethe-Jahrbuch 1899, S. 273.

631. (S. 176.) Friedrich Baron de la Motte-Fouqué: Goethe und einer seiner Bewunderer. Ein Stück Lebensgeschichte. Breslau 1840. S. 19ff.
632/3. (S. 178f.) Quelle wie Nr. 546. IV, 155, 167.
634. (S. 179.) Quelle wie Nr. 493. III, 171f.
635/6. (S. 179/80.) Quelle wie Nr. 561; aber nur in der 2. Aufl. Berlin 1875. S. 98f., 104ff.
637. (S. 181.) Quelle wie Nr. 491. S. 114ff. Neudruck S. 89ff.
638. (S. 187.) Goethe-Jahrbuch. Band 1 (1880), S. 337f.
639. (S. 188.) Quelle wie Nr. 546. IV, 207.
640. (S. 188.) August Diezmann: Aus Weimars Glanzzeit. Leipzig 1855. S. 25.
641. (S. 188.) Quelle wie Nr. 533. S. 93ff.
642. (S. 189.) Quelle wie Nr. 470. II, 228.
643. (S. 190.) Goethes Werke. Hg. von Gustav von Loeper. Berlin, Hempel. XI, 115f. Weber sollte Goethes Festspiel „Des Epimenides Erwachen" in Musik setzen.
644. (S. 191.) Friedrich von Müller: Goethe in seiner ethischen Eigentümlichkeit. Weimar 1832. S. 21f.
645. (S. 191.) Quelle wie Nr. 587. I, 690f.
646. (S. 192.) Briefe an Freiherrn Joseph von Eichendorff. Hg. von Wilhelm Kosch. Band 13 der Ausgabe der Sämtlichen Werke des Freiherrn Joseph von Eichendorff. Hg. von Wilhelm Kosch und August Sauer. Regensburg [1912]. S. 56. — Loeben hatte Goethe am 5. Oktober 1810 in Teplitz kennen gelernt.
647. (S. 192.) Denkwürdigkeiten des Grafen Hans von Schlitz von den letzten Lebensjahren Josephs II. bis zum Sturze Napoleons I. Nach dem handschriftlichen Werke bearbeitet und herausgegeben von Albert Rolf. Hamburg 1898. S. 157. Mitgeteilt im Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. VI, 1919, S. 292.
648. (S. 195.) Karl Cäsar von Leonhard: Aus unserer Zeit in meinem Leben. Stuttgart 1854/6. I, 441.
649. (S. 196.) Goethes Briefwechsel mit Antonie Brentano 1814—1821. Hg. von Rudolf Jung. Weimar, Böhlau, 1896. S. 10ff.
650/1. (S. 197.) Zeitschrift des Bergischen Geschichts-Vereins. Band 38 (N. F. Band 28). Elberfeld 1905. S. 25f.
652. (S. 198.) Quelle wie Nr. 598. I, 206f.
653. (S. 199.) Bayrische Zeitung. 1863. Nr. 195/7. Morgenblatt.
654. (S. 204.) Briefe von Heinrich Voß an Ch. von Truchseß. Hg. von A. Voß. Heidelberg 1834. S. 60.
655. (S. 205.) Quelle wie Nr. 546. IV, 389. Vgl. dazu S. 200.
656. (S. 205.) Quelle wie Nr. 648. I, 442ff.
657. (S. 207.) Goethe-Jahrbuch. Band 13 (1892), S. 114. Gersdorff ging als Vertreter Weimars zum Wiener Kongreß.
658. (S. 207.) Karl Theodor Gaedertz: Bei Goethe zu Gaste. Neues von Goethe aus seinem Freundes- und Gesellschaftskreise. Leipzig 1900. S. 106.
659. (S. 207.) Quelle wie Nr. 533. S. 96ff.

660. (S. 208.) Quelle wie Nr. 418. I, 230ff.
661. (S. 210.) Quelle wie Nr. 640. S. 25f.
662. (S. 211.) Guſtav Schwabs Leben. Erzählt von ſeinem Sohne Ch. Th. Schwab. Freiburg i. B. 1883. S. 27.
663. (S. 211.) Schriften von Friedrich von Matthiſon. Ausgabe letzter Hand. Zürich 1829/35. VII, 35f. Erinnerungen. 6. Buch.
664. (S. 211.) Monatsſchrift für rheiniſch-weſtfäliſche Geſchichtsforſchung und Altertumskunde. Hg. von R. Pick. 1. Jahrgang. Bonn 1875. S. 287.
665. (S. 212.) Ernſt Moritz Arndt: Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn H. K. F. vom Stein. 3. Auflage. Berlin 1869. S. 207ff.
666. (S. 214.) Wolfs. Geſchichten um ein Bürgerhaus. Erzählt von Wilhelm Langewieſche. Ebenhauſen [1919]. I, 60.
667. (S. 214.) Quelle wie Nr. 616. S. 219.
668. (S. 215.) Ludwig Emil Grimm: Erinnerungen aus meinem Leben. Hg. von Adolf Stoll. Leipzig, Heſſe u. Becker. Neue Ausgabe 1913. S. 208ff.
669. (S. 216.) Guſtav Parthey: Jugenderinnerungen. Berlin 1871. II, 364.
670. (S. 216.) Quelle wie Nr. 568. S. 487f.
671. (S. 217.) Quelle wie Nr. 470. III, 219, 226.
672. (S. 219.) Morgenblatt für gebildete Stände. Stuttgart, Cotta 1857. Nr. 19. S. 443ff.
673. (S. 221.) Goethe-Jahrbuch. Band 1 (1880), S. 341.
674. (S. 221.) Friedrich Wilhelm Riemer: Mitteilungen über Goethe. Hg. von Arthur Pollmer. Leipzig, Inſel-Verlag 1921. S. 166f.
675. (S. 225.) Quelle wie Nr. 640. S. 26.
676. (S. 225.) Achim von Arnim und Jacob und Wilhelm Grimm. Bearbeitet von Reinhold Steig. Stuttgart, Cotta 1904. S. 349f.
677. (S. 226.) Hamburgiſcher Correſpondent. 1875. Nr. 130.
678. (S. 227.) Jahrbuch der Goethe-Geſellſchaft. V (1918), S. 240. Mitgeteilt von Hans Gerhard Gräf.
679. (S. 227.) F. und K. Eggers: Chriſtian Daniel Rauch. Berlin 1873/8. I, 174.
680/1. (S. 228f.) Goethe-Jahrbuch. Band 14 (1893), S. 285ff. — S. 228. Z. 10: „Der gute Onkel" iſt der Geheime Kammerrat Riedel.
682. (S. 229.) Adolf Stoll: Der Geſchichtſchreiber Friedrich Wilken. Caſſel 1896. S. 38.
683. (S. 229.) George Ticknor, Life, Letters and Journals ed. by G. S. Hillard, Mrs. Ticknor and Miß Anna E. Ticknor. Boston 1876. I, 113f.
684. (S. 230.) Schillers Sohn Ernſt. Eine Briefſammlung mit Einleitung von K. Schmidt. Paderborn 1893. S. 118. Das Zuſammentreffen mit Goethe fand bei Knebels ſtatt.
685. (S. 230.) Quelle wie Nr. 408. S. 228.
686. (S. 231.) S. J. Kollar: Pométi z mládi. Prag 1862. IV. Nach der Übertragung von Dr. Ernſt Kraus in Biedermanns „Goethes Geſpräche".
687. (S. 231.) Quelle wie Nr. 587. II, 27.

688. (S. 232.) Victor Cousin: Fragments et Souvenirs. 3ième édition. Paris 1857. p. 152ff.

689. (S. 232.) K. A. Varnhagen von Enſe: Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften. Mannheim 1837/59. I, 427ff.

690. (S. 235.) Theodor von Kobbe: Humoriſtiſche Erinnerungen aus einem akademiſchen Leben in Heidelberg und Kiel in den Jahren 1817—1819. Bremen 1840. II, 214ff.

691. (S. 237.) Quelle wie Nr. 684. S. 129.

692. (S. 237.) W. von Biedermann: Goethe und Leipzig. Leipzig 1865. II, 300.

693. (S. 238.) Friedrich von Gentz. Briefe an Pilat. Ein Beitrag zur Geſchichte Deutſchlands im 19. Jahrhundert. Hg. von K. von Mendelsſohn-Bartholdy. Leipzig 1868. I, 301.

694. (S. 238.) Stunden mit Goethe. Hg. von Wilhelm Bode. Berlin, Mittler. V, 125f. — Moſengeil war damals Reiſebegleiter ſeines Zöglings, des Herzogs Bernhard Erich von Meiningen.

695. (S. 239.) Uddrag af P. O. Bröndsteds Reisedagböger. Samlet og udgiret af N. V. Dorpt. Kopenhagen 1850. Nach der Überſetzung von D. E. Gigas für „Goethes Geſpräche".

696. (S. 240.) Adele Schopenhauer, Tagebücher. Leipzig 1909. II, 5. — Julie von Egloffſtein, Lu von Werthern. Das Feſtſpiel: Maskenzug zum 18. Dezember 1818 „Bei Allerhöchſter Anweſenheit Ihro Majeſtät der Kaiſerin-Mutter Maria Feodorowna in Weimar".

697. (S. 240.) Wiſſenſchaftliche Beilage zum Programm des Gymnaſiums zu Lyck für das Schuljahr 1888/9: Mitteilungen über Goethe und ſeinen Freundeskreis aus bisher unveröffentlichten Aufzeichnungen des gräfl. Egloffſteinſchen Archivs zu Arklitten. Hg. von J. Dembowski. S. 12.

698/700. (S. 240ff.) Quelle wie Nr. 546. VI, 579, 589, 597f.

701. (S. 243.) Goethe-Jahrbuch. Band 1 (1880), S. 342f.

702. (S. 244.) Nach der Veröffentlichung in Scribners Magazin (New York), September 1905, deutſche Auszüge in der Frankfurter Zeitung und danach in Bodes „Stunden mit Goethe", II, 265.

703. (S. 244.) Bernhard von Beskow: Vandrings-Minnen. 1833. S. 84—86, 90. Deutſch mitgeteilt von R. Palleske in Bodes „Stunden mit Goethe", IV, 254ff. und L. Bobé im Goethe-Jahrbuch Band 27 (1906), S. 124ff. Hier nach beiden Übertragungen ein wenig bearbeitet. Vgl. dazu auch das in Nr. 404 erwähnte ſchwediſche Buch Hans Gerhard Gräfs.

704. (S. 246.) Otto Roquette: Friedrich Preller. Ein Lebensbild. Frankfurt a. M. 1883. S. 8. — „Ich habe", fährt Preller in ſeiner Niederſchrift fort, „damals eine Menge kleiner Zeichnungen an ihn abgeliefert, übrigens für mich ſelbſt davon den größten Nutzen gezogen." Goethe erwähnte Preller 1821 im Zuſammenhang mit ſeinen meteorologiſchen Studien: „Die atmoſphäriſchen Beobachtungen in der Mitte des April waren merkwürdig, ſo wie der Höhenrauch vom 27. Juni. Der junge Preller brachte meine Wolkenzeichnungen ins Reine." (Annalen.)

705. (S. 247.) Quelle wie Nr. 418. II, 144ff.

706. (S. 248.) Ein Stammbuch für Wilhelm Hertz zum 26. Juni 1892. Privatdruck. S. 60.

707. (S. 249.) Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rate Grüner. Leipzig 1853. S. 1ff.

708. (S. 250.) Quelle wie Nr. 470. X, 96f.

709. (S. 250.) Deutsche Rundschau. Jahrgang 28. November 1901. S. 235ff.

710/11. (S. 152.) Quelle wie Nr. 482. 3. Jahrgang 1857. S. 233ff. Auch Vossische Zeitung, Sonntagsbeilage Nr. 17 vom 29. April 1900.

712. (S. 256.) Julius Schneller: Hinterlassene Werke. Hg. von E. Münch. Band 2: Briefwechsel zwischen Schneller und seinem Pflegesohn Prokesch. Leipzig und Stuttgart 1834. S. 25f.

713. (S. 256.) Ritter Anton von Prokesch-Osten: Gesammelte kleine Schriften. Gesammelt von einem Freunde. Stuttgart 1844. V, 371f.

714. (S. 257.) Quelle wie Nr. 679. II, 138f.

715. (S. 257.) Quelle wie Nr. 400. S. 126ff.

716. (S. 259.) Kunst und Leben. Aus Friedrich Försters Nachlaß. Hg. von Hermann Kletke. Berlin 1873. S. 168.

717. (S. 260.) Goethe-Festschrift zum 150. Geburtstage des Dichters. Hg. von der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag, red. von A. Strobel. Prag 1899. S. 111.

718. (S. 260.) C. F. von Weltzien: Briefe auf einer Reise in Deutschland in den Jahren 1821 und 1822. Hg. von E. von Seidlitz. Dorpat 1874. — S. 260, Z. 6 v. u.: Goethe trug nicht den großen Stern der Ehrenlegion, sondern den Falkenorden.

719. (S. 261.) Goethe-Jahrbuch. Band 6 (1885), S. 139f. Mitgeteilt von H. A. Lier.

720. (S. 262.) Goethe-Jahrbuch. Band 21 (1900), S. 287f. Mitgeteilt von P. Bailleu.

721. (S. 262.) Quelle wie Nr. 716. S. 170ff. — Über das ursprünglich „Weltschöpfung" genannte Gedicht sagt Goethe selbst: „Es schreibt sich aus der Zeit her, wo ein reicher jugendlicher Mut sich noch mit dem Universum identifizierte, es auszufüllen, ja in seinen Teilen wieder hervorzubringen glaubte." Es ist wohl im Winter 1801/2 entstanden, angeregt durch Schellings „Ideen zur Philosophie der Natur" und seine Schrift „Von der Weltseele". Unter dem Begriff der Weltseele, von Plato herrührend, versteht Schelling das „organisierende, die Welt zum System bildende Prinzip".

722. (S. 264.) Carl Gustav Carus: Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten. Leipzig 1865/6. II, 9.

723. (S. 271.) Quelle wie Nr. 707. S. 17f.

724. (S. 271.) Deutsche Arbeit. Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Januar 1904. S. 296ff. — In der Unterhaltungsbeilage der Täglichen Rundschau vom 13. Februar 1917 erzählt Sophie Charlotte von Sell unter dem Titel: „Wie Ulrike von Levetzow im Alter sprach", daß sie einmal im Überschwang jungmädchenhafter Goethe-Begeisterung die Frage stellte: „Hat Ulrike nie bereut?"

Ich besaß eine mütterliche Freundin, die langjährige freundschaftliche Beziehungen mit der Familie von Levetzow verknüpften. Eigentlich mehr eine großmütterliche Freundin, denn sie war schon ein älteres Fräulein, als meine jung verheiratete Mutter ihre Bekanntschaft machte und sich bald ihre Zuneigung erwarb. Nach langen Jahren der Trennung führte das Leben meine Eltern und sie in Berlin wieder zusammen. Die damals schon recht alte Dame nahm so innigen Anteil am Leben der Gegenwart, an allen die Welt bewegenden Fragen und den Geschicken ihrer alten und jungen Freunde, daß sie kaum je von ihren Vergangenheitserinnerungen sprach. Und doch hatte sie deren gewiß manche auch für andere recht interessante. Aber einmal, als ich eines Abends ganz allein bei ihr war, brachte ich sie darauf und zur Mitteilsamkeit. Da erzählte sie denn, wie sie in Ulrike v. Levetzows schlicht-vornehmem Gutshaus als Gast geweilt und viel Güte und Freundlichkeit von der alten Dame erfahren habe. Und ich tat meine Frage.

Meine alte Freundin lächelte. „So habe auch ich mich oft gefragt, wagte aber natürlich nicht direkt zu ihr davon zu sprechen. Auf einem Umweg kam ich aber schließlich doch dahin. Ich wußte, daß das hübsche und wohlhabende Fräulein von Levetzow viel umworben worden war, und sprach ihr einmal meine Verwunderung aus, daß sie nicht geheiratet habe. „Ich bin von Goethe geliebt worden", erwiderte sie mit einem stolzen und wehmütigen Lächeln. Und dann führte sie weiter aus, daß das Neinsagen ihr einen schweren Kampf gekostet habe, aber die Furcht vor dem Altersunterschied und dem Zusammenleben mit der Schwiegertochter sei doch stärker gewesen als alle Schwärmerei für den noch im Alter wahrhaft bezaubernden Dichterfürsten. Aber sie hatte wochenlang täglich seinen Umgang genossen, hatte — soweit das einem jungen, warm und lebhaft empfindenden Mädchen möglich war — an seiner Gedanken- und Interessenwelt teilnehmen dürfen. Von jedem Zusammensein hatte sie einen geistigen Gewinn, eine Anregung, eine Belehrung mit zurückgebracht. Und diese Schätze, mit denen er sie aus seiner Fülle überschüttet hatte, nahm sie mit heim in ihr gewohntes häusliches Leben. Es waren Samenkörner, die sich in dem jungen Gemüt erst nach und nach entfalteten. Wenn sich ihr ein Mann huldigend näherte, so vermißte sie etwas bei ihm. Seine Unterhaltung schien ihr langweilig, inhaltlos. Sie empfing nichts darin, was auch nur annähernd dem zu vergleichen gewesen wäre, was Goethe ihr gegeben hatte. Alle ließen sie kühl. War sie auch damals noch zu jung gewesen, um sich selbst an der Leidenschaft zu entzünden, die sie entflammte, — später kam ihr's wohl zum Bewußtsein, daß ihr solche Glut nie wieder geboten werden konnte. Sie wies einen Freier nach dem andern ab. „Ich hätte mich zu sehr mit ihnen gelangweilt", sagte sie.

„Also hat sie bereut!" rief ich triumphierend. Denn ich konnte mir's ja nicht anders denken.

„Nun, das Wort hat sie nicht gebraucht," versetzte meine alte Freundin. „Aber . . ."

Das „Aufgehen in der Familie" ist für manche Unverheiratete der Notbehelf, die Rettung aus innerster Einsamkeit.

725. (S. 273.) Quelle wie Nr. 707. S. 24ff.
726. (S. 274.) Die Tagebücher des Grafen Auguſt von Platen. Aus der Handſchrift des Dichters hg. von G. von Laubmann und K. von Scheffler. Stuttgart, Cotta 1896/1901. II, 493.
727. (S. 275.) K. Mendelsſohn-Bartholdy: Goethe und Felix Mendelsſohn-Bartholdy. Leipzig 1871. S. 6.
728. (S. 275.) Ludwig Rellſtab: Aus meinem Leben. Berlin 1861. II, 136ff.
729. (S. 277.) Quelle wie Nr. 727. S. 14f.
730. (S. 278.) Quelle wie Nr. 535. S. 201ff.
731. (S. 280.) Schriften der Goethe-Geſellſchaft Bd. 28 (1913): Aus Ottilie von Goethes Nachlaß. Hg. von Wolfgang von Oettingen. S. 63f.
732. (S. 281.) J. St. Zauper: Studien über Goethe. Zweites Bändchen. Aphorismen moraliſchen und äſthetiſchen Inhalts, meiſt in Bezug auf Goethe, nebſt Briefen Goethes an den Verfaſſer. Wien 1840. S. 197.
733. (S. 281.) Aus Jacob Berzelius: Själfbiografiska Anteckningar. Mitgeteilt von P. Köbke im Goethe-Jahrbuch Band 32 (1911), S. 31. — Es iſt auffallend, daß Goethe ſich ſo ablehnend verhielt gegen den hervorragenden ſchwediſchen Gelehrten, über deſſen Verdienſte um die Chemie er durch Profeſſor Döbereiner in Jena wohl unterrichtet war. Aber die Chemie intereſſierte ja Goethe als einzige der Naturwiſſenſchaften wenig.
734. (S. 282.) Quelle wie Nr. 707. S. 89f.
735. (S. 282.) Libuſſa. Jahrbuch für 1850. Hg. von P. A. Klar. Prag 1850. S. 327.
736. (S. 283.) Quelle wie Nr. 707. S. 105f.
737. (S. 284.) Quelle wie Nr. 470. II, 605ff.
738. (S. 286.) Quelle wie Nr. 727. S. 21.
739. (S. 286.) Öſterreichiſche Rundſchau. März 1910. S. 385.
740. (S. 287.) Goethe-Jahrbuch. Band 2 (1881), S. 30.
741. (S. 287.) Quelle wie Nr. 650. S. 25f.
742. (S. 288.) J. W. Appel: Werther und ſeine Zeit. Neue Ausgabe. Leipzig 1865. S. 87f.
743. (S. 288.) Jahrbuch der Goethe-Geſellſchaft. I (1914), S. 130ff. — S. 291, Z. 14 „Bülletin": Das hier erwähnte Bulletin Rehbeins hat ſich in Zelters Nachlaß erhalten; es lautet: „Die Nacht hindurch wurde nicht viel geſchlafen, daher Unleidlichkeit, Mißbehagen, Unzufriedenheit, daß der Zuſtand noch immer leidend iſt. Der Puls iſt fieberlos, nicht ſchwach, in gehörigen Intervallen, die Zunge rein, feucht. So ſchreitet auf langſamem Wege die Beſſerung allmählich fort. 26. Februar. Dr. R."
744. (S. 291.) Quelle wie Nr. 587. III, 200.
745. (S. 292.) Quelle wie Nr. 684. S. 226f.
746. (S. 292.) Quelle wie Nr. 587. I, 407.
747. (S. 293.) Goethe-Jahrbuch. Band 30 (1909), S. 52ff. Mitgeteilt von P. Köbke.

Gedruckt im Frühjahr 1923 für den Propyläen-Verlag in Berlin in Ungerschen Schriften von der Offizin W. Drugulin in Leipzig. Gebunden von der Leipziger Buchbinderei vorm. Gustav Fritzsche.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
1891
C09
Ergänz.
Bd.2

Goethe, Johann Wolfgang von
Sämtliche Werke. Ergänzungsband

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 14 20 20 02 017 3